Dürre Blätter: Aus meinem tagebuch. Erinnerungen eines alten ...

Heinrich Hansjakob



Dürre Blätter II.

Dürre Blätter.

Zweiter Band.

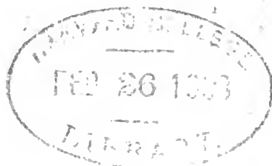
Von

Heinrich Hansjakob.

Vierte, durchgesehene Auflage.



Ohlau.
Franz Leichter, Verlag.
1905.


FEB 26 1903
LIBRARY

Vorwort.

Ich muß dem zweiten Bändchen der „Dürren Blätter“ einige Worte der Erklärung vorausschicken, die Aufzeichnungen meines Tagebuchs betreffend.

Im Jahre 1878 kam mir einmal in meiner Einsamkeit als Dorfpfarrer am Bodensee der Gedanke, ein Tagebuch anzulegen und darin aufzuschreiben, was täglich in mir und außer mir vorging.

Ich begann damit am 1. Juni des genannten Jahres und führte es fort bis Allerheiligen. Dann hörte die Lust auf und mit ihr das Tagebuch.

Was aber geschrieben war, gebe ich hier in den „Dürren Blättern“ und zwar so, wie ich es damals aufgezeichnet. Alte Tagebücher haben nur Sinn, wenn sie später so wiedergegeben werden, wie sie entstanden sind. Heute würde ich dies oder jenes darin anders schreiben, aber wie es damals geschrieben wurde, so soll es bleiben.

Freiburg, im Oktober 1889.

Der Verfasser.

Aus meinem Tagebuch.

1878.

Hagnau am Bodensee, den 1. Juni.

Ich komme eben aus der Kirche und habe in derselben viele meiner Pfarrkinder mit ziemlich traurigen Mienen gesehen. Es ist heute Nicomedes im Kalender, ein „Loostag“ fürs Wetter seit alten Zeiten. „Der Mike-Möhrle[1]) sitzt uff'm Knörle“[2]), sagen die Leute, und wenn es ihn heute vom „Knörle“ herabschwemmt, bleibt er dreißig Tage im Regen liegen. Regnet's also heute, so regnet's den ganzen Monat. Und es regnet in Strömen, daher die unfreudigen Gesichter. Zum Glück treffen diese, im übrigen auf alte Erfahrung gegründeten Wetterregeln nicht immer zu, und so theile ich die Stimmung meiner Rebleute diesmal noch nicht.

Aber man sieht daraus, wie die Sorge ums Irdische und die daran geknüpfte Furcht uns Menschen gleich die Freudigkeit an Gott und am Gebet nehmen können.

So ein Regenwetter am Festtag eines „Weinheiligen“ bringt „Weltschmerz“ hervor in der Seele des gewöhnlichen Mannes, des Winzers, während Sonnenschein seine

---

[1]) Offenbar eine Verunstaltung von Nicomedes. [2]) Knörle bedeutet eine trockene Erdscholle.

Hoffnungen schwellt. Versteigert der Domänenverwalter von Meersburg sein ärarisches Gras bei Regenwetter, so bekommt er nur halb so viel, als wenn die Sonne scheint.

Als ich nach dem Frühstück meine seit einigen Tagen angefangene Lektüre wieder vornahm, fand ich so recht lebhaft den Unterschied in der wehmüthigen Seelenstimmung des Menschen.

Ich lese eben Byrons „Junker Harold“ und das Abschiedslied des Junkers von der Heimath, das da beginnt:

Leb' wohl, leb' wohl mein Mutterland,
Schweb' über Wassern blau!
Der Nachtwind pfeift gejagt zum Strand
Und schreckt die Möve grau.
Der Sonne, die dort winkend mir
Ins Meer versinkt voll Pracht:
Ihr dies mein Lebewohl, wie dir,
Mein Heimathland — gut' Nacht!

Wenn man nun den Weltschmerz, der das wunderbare Dichtergenie Byrons in jenen Gesängen vom „Junker Harold“ durchzieht, vergleicht mit dem Weltschmerz eines schlichten Rebmanns bei Regenwetter, so kann man ungefähr ahnen, welche Riesenunterschiede in den Accorden einer Menschenseele erklingen können.

Ich war diesen Nachmittag in der neurestaurirten Kirche von Immenstaad. Obwohl ich täglich bis zum ersten Hause dieses Dorfes meinen Spaziergang am See hin mache, so betrete ich dasselbe doch selten. Heute that ich es um der Kirche willen. Ich fühlte hier so recht, wie unendlich viel der äußere Schmuck eines Gotteshauses auf das religiöse Gemüth des Menschen wirkt. Ehedem wie ein feuchter, dunkler Keller, trat jetzt

das Kirchlein in voller Lieblichkeit eines gezierten Heiligthums vor mich hin und versetzte mich in freudig belebende Stimmung.

Es muß in einer leeren, kalten Kirche schwer sein, gut und gehoben zu beten. Eine freundlich geschmückte katholische Kirche aber gibt schon äußerlich den Ton an, welcher in der Seele das Gebet zu moduliren anfängt.

Heute Abend war der alte Bürgermeister Model bei mir, einer der ältesten Männer meines Dorfes. Ich lade ihn oft zu mir ein, trinke mit ihm mein Bier, und er muß mir erzählen von den vergangenen Zeiten, Menschen und Familien unseres Dorfes, und ich lausche und denke stillernst an — die Vergänglichkeit.

Am 2. Juni.

Es ist Sonntag. Für mein Tagebuch ein Ruhetag, weil es mir physisch fast unmöglich ist zu schreiben. Der ganze sonntägliche Gottesdienst mit Frühmesse, Predigt, Amt, Christenlehre und Vesper strengt meine Nerven so an, daß ich nach gethaner Arbeit kaum mehr denken, noch weniger bei meinem nervösen Augenleiden der Feder folgen kann.

Am Mittag besuchte mich Lehrer Streicher von der benachbarten Taubstummenanstalt in Meersburg. Er las mir einen Liebesbrief vor, den ein völlig taubstummes Mädchen einem taubstummen Knaben geschrieben hat. Ich halte dieses Schreiben psychologisch für sehr interessant und lasse mir eine Abschrift davon machen, die ich hier wiedergebe. Der Brief lautet:

Lieber, bester Benjamin!

Schon wollte ich Dich verzeihen, aber ich konnte nicht, weil einige Knaben und Mädchen es sehen und

ich müßte mich schämen, wenn die Knaben oder Mädchen sagten, wenn ich Dich lieb habe. Lieber Benjamin! Du sollst morgen um 10 Uhr zu mir in die Schule kommen, aber Du sollst allein kommen. Ich will Dich morgen 10 Uhr um Verzeihung bitten und Du sollst mir einen lieben Kuß geben. Vielgeliebter Benjamin! Ich will Dich nicht mehr beleidigen. Aber Du sollst alle Tage gegen mich liebevoll und freundlich sein. Lieber Benjamin! Du sollst am Sonntag zu mir in die Schule kommen, und wir wollen miteinander freundlich sprechen. Du hast gesagt: Du kannst nicht liebevoll mit mir sein, aber das kannst Du gewiß. Bester Benjamin! Wenn Du oft zu mir kommst, so sollst Du sagen: „Guten Morgen! Jetzt will ich Dein bester Freund sein.“ Ich war oft traurig, weil Du mich nicht geliebt hast. Lieber Benjamin! Wenn Du entlassen wirst, so sollst Du mir oft Briefe schreiben und ich will Dir auch Briefe schreiben. Ich habe es schon meinen Eltern gesagt: Mein bester Freund ist der Benjamin. Die Eltern verwunderten sich, weil Du mein bester Freund bist. Die Eltern haben befohlen, ich soll verheirathet werden mit Dir. Willst Du mich verheirathen? Dieses habe ich nicht erzählen wollen, weil ich mich schämte, aber ich will es jetzt Dir sagen. Aber das sollst Du nicht keinem Knaben oder Mädchen geben und lesen. Ich bitte, daß Du schweigen sollst. Dieses habe ich gestern Nacht im Schlafsaale geschrieben. Ich will Dir noch vieles schreiben, aber, denn ich bin müde geworden. Auch sollst Du es dem Adolf nicht sagen.

Es grüßt und küßt Deine Dich liebende Freundin

Lena.

Wie kamen diesem **taubstummen** Mädchen diese Gedanken? Ist's Instinkt? Ist's von der Außenwelt, mit der aber das Kind als taubstumm fast keinen Verkehr haben konnte, in dasselbe gedrungen?

Der Knabe weiß nichts von Liebe und will nichts wissen. Im Mädchen aber wehet das Ewig-Weibliche! —

Am 3. Juni.

Als ich gestern Abend auf dem gewöhnlichen Heimweg vom Spaziergang an der Waldecke bei Kippenhausen auf einem Holzhaufen saß und in der Stille über See und Berge hinschaute, kam aus dem Walde der alte „Jochum" (Joachim), ein Rebmann meines Dorfes. Er hatte auf einem Hofe in der Nähe einen Besuch gemacht und erzählte mir, als ich mit ihm weiter ging, dem Dorfe zu, daß er bei den von ihm besuchten Leuten einen Knaben gesehen habe, der seit längerer Zeit „vom bösen Feind" geplagt worden wäre. Da habe dieser Tage ein Mann „von den Bergen" geholfen durch Sympathie. Man habe diesen Mann morgens holen und abends „vor Betzeit" wieder heimbringen müssen.

Ich erklärte dem Erzähler die Krankheit auf natürlichem Wege als „Veitstanz", ohne jedoch die Wirkung der Sympathie verwerfen zu wollen.

Diese geheimnißvollen sympathischen Kuren sind ganz entschiedene Thatsachen, die sich nicht bestreiten, aber auch nicht erklären lassen. Die Einflüsse von Gebetsformeln und ganz eigenartigen Dingen sind, so sehr sie auch von den Aerzten ignorirt werden, nicht zu leugnen. Aber statt sie zu verachten, sollte man diesen physiologischen

und psychologischen Räthseln zu Leibe gehen und sie zu erklären und zu fassen suchen.

Auch vonseiten der Geistlichkeit werden sie gewöhnlich als Aberglauben verpönt oder als „diabolisch“ verboten. Ich möchte beides nicht annehmen. Aberglauben sind sie nicht, weil sie unbestreitbare, heilsame Wirkungen hervorbringen, und diabolisch können sie nicht sein, weil bei all' jenen sympathischen Kuren das Gebet und die heilige Dreifaltigkeit eine große Rolle spielen.

Item sie existiren, gehören aber noch zu dem vielen „Wunderbaren“, das uns trotz aller Forschungen von allen Seiten in tausend Gestalten noch umgibt und zu allen Zeiten umgeben wird. —

Ich lese heute wieder im „Junker Harold“ und bin entzückt von den Schilderungen Roms, wie sie Byron im vierten Gesange seines „Junker“ uns gibt. Wenn ich die Gedanken, die dem Genius des kaum dreißigjährigen Byron auf den Trümmern der „Niobe der Nationen“ entstiegen, mit meinen Phantasien auf den gleichen Stätten vergleiche, so komme ich mir geistig so armselig vor, wie ein zerlumptes Bettlerkind, das kaum reden kann — einem genialen Kaisersohne gegenüber.

Was ist unsereiner für ein elender Schreiber als Schriftsteller, wenn man sich einem Geist wie Byron in seinen lyrischen Ergüssen gegenübersieht? Ein Rathschreiber des kleinsten deutschen Dorfes, der nicht einen Satz orthographisch schreiben kann, im Vergleich mit einem geheimen kaiserlichen Kabinetsrath. —

Fürwahr, man sollte nur geniale Menschen schriftstellern lassen, uns gemeinen Stümpern aber das „Handwerk“ verbieten!

Wie wunderbar ist die Elegie, die diesen Geist

erfaßte auf den Ruinen der Weltstadt! Wie ruft er ihr zu:

O Rom! Mein Vaterland! du Stadt der Seele!
Es fliehe das verwaiste Herz zu dir,
Einsame Mutter todten Reichs, und quäle
In dumpfer Brust sich nicht mit Schmerzgezier.
Weicht's mit unserm Weh' und Leid? Seht hier
Die Trauerweide, hört die Eul' und flüchtig
Blickt auf gestürzte Thron' und Tempel, ihr,
Die Leid ihr tragt, das nie als Leiden wichtig.
Gestürzt liegt eine Welt hier gleich wie Staub so nichtig!

Wie sucht er auf den Ruinen der Kaiserpaläste seinen eigenen Schmerz zu vergessen, während er ihn nur um so größer ausspricht:

So heult ihr Winde denn, und euer Heulen
Soll fürderhin wie Festmusik mir sein,
Soll Nachts sich dämpfen durch's Gekreisch der Eulen,
Wie ich's vernehme jetzt, wo Dämmerschein
Der nächt'gen Vögel Nest umflort. Ihr Schrei'n
Will mir wie Zwiesprach am Palatium schallen;
Mit Glitzeraugen flattert's um und ein
Auf Segelschwingen. Gilt in solchen Hallen
Der Erde Schmerz etwas? Der meine nichts vor allen!

Das Genie des unglücklichen Dichters kommt mir überhaupt nirgends gewaltiger und großartiger vor, als in der Fülle erhabener Gedanken, zu denen Rom, die Kaiserpaläste, das Colosseum, dieses „Werk göttlicher Zerstörung", ihn begeisterten.

Wie innerlich zerrissen war dieser große Geist! Gerade so zerrissen, wie sein lyrisches Mitgenie Heine, den er an Höhe überragt, wie der Aetna den Vesuv. Ob beide selbst schuld waren oder ihr Dämon, Genie genannt, daß die Erde ihnen, wie Heine sagt, zur „Schädelstätte" wurde, vermag ich nicht zu entscheiden.

Daß die Engländer dem größten Lyriker aller Zeiten, ihrem Byron, noch kein Denkmal gesetzt haben, kann man ihnen nur verzeihen, wenn man bedenkt, daß der Dichter nichts für den Baumwollen-Markt und nichts für Kolonien gethan hat.

Da sind wir Deutsche doch bessere Bürger. Wir setzen jedem Dichterling ein Monumentchen oder wenigstens eine Tafel. Dafür sind wir aber auch die geborenen Dichter und Gemüthsmenschen und die Engländer die Krämerseelen der Welt.

Dies habe ich vor elf Jahren geschrieben, und dieser Tage fragte ich einen Engländer, ob Byron noch kein Monument habe; er verneinte die Frage und meinte, die „moralische Tendenz" des Dichters sei schuld. Wenn die Engländer so subtil sind in allen andern Dingen, so gehören sie zu den Heiligen. Byron ist der größte Poet des Weltschmerzes; Misanthropie, Lebensüberdruß, Pessimismus gehen durch all' seine Dichtungen. Aber er steht als Dichtergenie doch groß und herrlich da. Er gleicht einem Vulkan, der, immer glühend, mit schneebedecktem, rauchendem, qualmendem Gipfel in den Aether des Himmels ragt, während seinen Fuß eine Fülle des Segens umgibt.

Am 4. Juni.

Heute gelangte die Nachricht von dem wiederholten Attentat auf unsern Kaiser in unser einsames Dorf und rief allgemeine Aufregung hervor.

Jeder ehrliche Deutsche wird mit tiefer Entrüstung dieser That gegenüberstehen und aus vollstem Herzen wünschen, daß Gott den greisen Monarchen nicht auf solche Weise wird aus dem Leben scheiden lassen, nachdem

er ihn mit einem so hohen Alter begnadigt hat. Und vorausgesetzt, daß dieser Wunsch sich erfüllt, sind die beiden Attentate sicher nicht ohne ihre guten Folgen. Diese „bösen Thaten werden manches Gute schaffen".

Sie sind zwei Raketen, die blutroth aufsteigen und eine drohende Katastrophe ankündigen, zwei Leuchten, damit man sehe, vor welchem Abgrund wir stehen; zwei grelle Blitze aus dem dunkeln Himmel unserer socialen Zustände. Wird es gewürdigt, dieses unheilverkündende Wetterleuchten, so kann großer Segen daraus hervorgehen.

Wer noch irgend ein Gefühl für Autorität und Ordnung hat, wird sich auf Seite von Kaiser und Reich stellen und hat sich infolge der Attentate erst recht mit aller Entschiedenheit dahin gestellt.

Es könnte auf den Untergang der Socialdemokratie nichts schneller wirken, als solche Bubenstücke. Man wird aber in den verschiedensten Kreisen die Lehre ziehen, daß Ordnung und Autorität vor allem auf der Religion beruhen. Man wird namentlich in der Armee wieder mehr auf Christenthum und Achtung vor der Religion sehen müssen.

Ich habe seit Jahren die Beobachtung gemacht, daß die jungen Burschen meines Dorfes, welche als Soldaten fort waren, meist religiös angesteckt und „aufgeklärt" heim kommen, weil sie, wie sie mir offen gestanden, in der Kaserne nur Spott hörten über ihre mitgebrachte gläubige Gesinnung. Erst das allgemeine religiöse Bewußtsein der Gemeinde, in welche sie zurückkehren, bringt die Leute wieder auf den alten Stand.

Dieser Tage, kurze Zeit nach dem ersten Attentat, so erzählte mir ein Landwehrmann, habe der die Land-

wehr inspizirende General in Konstanz die kriegspflichtigen Familienväter bei der Entlassung in die Heimath ermahnt, ihre Kinder christlich zu erziehen. Von derlei Dingen, meinte mein Berichterstatter, sei früher in militärischen Kreisen nicht die Rede gewesen.

Ich halte die jetzige Socialdemokratie, so weit sie in Anarchie übergehen will, nicht für lange gefährlich. Wenn sie ihr Haupt erhebt, wird ihre Herrschaft kurz sein und blutig enden, weil das „Volk in Waffen“ meist aus den Söhnen unseres Landvolkes besteht, dieses aber in seinem Besitzstand und seiner Religiosität nicht leicht für socialdemokratische Ideen zu gewinnen ist.

Am schlimmsten wird in der Richtung die kommende Generation, die heute noch in den Knaben- und Bubenschuhen steckt und aufwuchs unter der Aera des Kulturkampfes, geleitet von aufgeklärten Schulmeistern höheren und niederen Ranges. Aber auch diesem künftigen Geschlecht können noch „Mores“ gelehrt werden, wenn Kirche und Staat Frieden machen und die Welt zurückkehrt zu conservativeren Grundsätzen. —

Die telegraphischen Unglücksnachrichten drängen sich in den letzten Tagen förmlich und regen einen täglich auf. Ich weiß nicht, wo ich es einmal gelesen habe, daß ein Arzt den Ausspruch that, die Signatur unserer Zeit sei die Nervosität und eine Hauptursache daran der Telegraph. Und der eben verstorbene Hofrath Buß meinte auch, die vielen Herzleiden unserer Zeit kämen von den aufregenden, täglich eintreffenden telegraphischen Nachrichten.

Es mag sein, daß man früher die eine Botschaft verdaut hatte, ehe die andere kam, allein so gefährlich ist's doch nicht mit dem Telegraphen. Richtig ist

jedenfalls, daß unsere Zeit an Nervosität, an einer aufgeregten Hast leidet in alleweg, und daß es deßhalb in allen Menschen und in allen Kreisen zuckt und zittert, wie in einem Telegraphenapparat. Schuld daran ist aber vorab die fortschreitende Kultur mit all' ihren Folgen.

Ich selbst bin nervös in hohem Grad, — an diesem Leiden sind übrigens Telegraph und Kultur viel unschuldiger, als ich selber.

Am 6. Juni.

Meine Pfarrkinder bekamen nicht umsonst Weltschmerz über den Regentag des heiligen Nicomedes. Es regnet seit jenem Tage in vollen Strömen und das ergreift jetzt auch mich. Anhaltend Regenwetter macht mein Seelenleben trüb und melancholisch wie eine Kirchhofsmauer. Es fehlt dem geistigen Athmen das Licht, und in dunklen Gedanken schwebt's über der Seele, wie Dünste über dem stillen Gewässer eines finsteren, kleinen Waldsees.

Es liegt ein Stück Gottverlassenheit in anhaltendem Regenwetter, während bei schönem Sonnenschein das strahlende Gestirn des Tages wie das Vaterauge Gottes der Erde und den Menschen zulächelt.

Mein Auge hält bei dem Mangel an Licht nicht lange stand; ich kann kaum einige Minuten lesen oder schreiben. So liege ich heute meist unter dem Fenster und schaue hinein in nasse Melancholie, die über den großen See vor meinem Fenster zu mir herschaut, regnend und schauernd. Regenwetter über ein großes Wasser hin ist der drastischste Pleonasmus, den es geben kann.

Am 10. Juni.

Es ist Pfingstmontag und heiteres, sonnenfreundliches Festwetter. Ueber den See ziehen geschmückte

Dampfschiffe mit lustfahrenden Passagieren. Den meisten Menschen in den Städten ist ja das Pfingstfest kaum mehr etwas anderes als Tage, die man zu Ausflügen und „Partien“ benützt. Und doch könnte gerade das diesmalige Pfingstfest unsern mit dem Zeitgeist schwimmenden Zeitgenossen eine ernste Predigt geben in den Kaiserattentaten, so daß auch sie, wie die Juden am ersten Pfingsttage, die Frage sich stellen dürften: „Quid faciamus?“ Was sollen wir thun? — Wohin führt der Materialismus auf den Kathedern und der Rationalismus auf den Kanzeln?

Gar schön sagt an einem Pfingsttag der Jesuit Colberg: „Ja, lieber heil'ger Geist, heute ist Pfingsten, aber man weiß nicht mehr, was das Wort bedeuten will. Ausflüge! Wozu brauchen dich auch noch die Menschen? Sie haben ohne dich studirt, die größten Geheimnisse der Natur ohne dich herausgebracht und leben ja ganz draußen in der Welt, als ob sie in ihrer Brust keine Welt hätten.“

Der Zeitgeist hat überhaupt weit mehr Gewalt über die Leute, als sie nur wissen. Da hört man unsere sogenannten Gebildeten sagen: „Die positive Religion ist für Kinder und alte Weiber. Wir, die Träger des freien Gedankens, wir kennen nur e i n e geistige Macht, die Vernunft. Vor der beugen wir unser Knie.“ Diese Phrase lautet sehr souverain. Aber fragen wir die Leute einmal, woher sie diese wegwerfende Meinung und diese stolze Vernunft haben?

Vernunft ist nicht so billig zu haben „wie Brombeeren“. Sie ist ein rares Ding. Und von ihr soviel besitzen, um sich selbst seine Weltanschauung zu machen, ist eine sehr seltene Gabe. Man heißt sie Genie. Es

gibt nur sehr wenige Menschen, unter Millionen oft nicht einen, die dieses Privilegium haben.

Gar treffend sagt hierüber Schopenhauer:

„Urtheilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht weniger. Die übrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht, zu denken, wie sonst alle Welt denkt; aber zu denken, wie alle Welt in dreißig Jahren denken wird, ist nicht jedermanns Sache."

Das Genie allein vermag die Ideen und Anschauungen, welche Erziehung und Unterricht ihm beigebracht haben, wegzuwerfen wie der Adler, welcher die Beute, die er von der Erde in die Lüfte hinaufgenommen hat, wieder fallen läßt.

Das Genie vermag es, seiner Amme und seinem Lehrer sich zu entwinden, aber es wird ihm schon schwer, über sein Jahrhundert und seine Nation hinauszugehen. Das Zeichen seines Jahrhunderts und seiner Nation muß meist auch das Genie an sich tragen.

Wenn so die großen Geister vom Zeitgeist etwas an sich haben, wie wird es den kleinen und kleinsten gehen? Und zu den kleinen Geistern, zu den billigen Denkern, gehört „immer einer mehr, als man glaubt", meint der alte Lichtenberg.

Kurz gesagt, die Vernunft, welcher das Gros unserer Gebildeten folgt und vor der sie ihre Kniee beugen, heißt Zeitgeist. Und die Macht dieses Zeitgeistes ist für manche Menschen noch eine Entschuldigung, weil es schwer ist, seinem Einflusse sich zu entwinden.

Wenn all' die Gebildeten und Halbgebildeten unserer Tage, die Professoren, Staatsräthe, Amtmänner, Schreiber, Schulmeister, Kaufleute, Hoteliers u. s. w., die heute

Jahr aus Jahr ein keine Kirche besuchen und kein Vater-unser mehr beten, vor 400 Jahren gelebt hätten, würden sie Steine zu Kirchenbauten getragen, den Rosenkranz gebetet, womöglich täglich die Kirche besucht und alle Processionen und Bruderschaften mitgemacht haben, weil es im Geiste jener Zeit lag. Heute liegt das Gegentheil darin, und deßhalb der religiöse Indifferentismus aller Derer, die vom Zeitgeist abhängen, wie die Frauenwelt von der Mode.

Unsere „starken" Männer, diese Charaktere von Natur aus, lachen über die Frauen, weil diese sich unter die Mode beugen und sich fürchten, gegen sie anzukämpfen, während jene selber einer viel gefährlicheren Mode, der religiösen Gleichgiltigkeit, sklavisch sich unterwerfen, die Frauen dagegen gerade hier weit mehr Widerstand und Charakter zeigen, als die Männerwelt.

Eine Frau genirt sich, nach der alten Mode gekleidet zu sein, aber sie schämt sich nicht, in der Kirche gesehen zu werden und laut ein Vaterunser zu beten. Unsere Heldenmänner aber verleugnen dem Zeitgeist zu lieb Gebet und Kirche und, wenn's sein muß, unseren Herrgott im Himmel und nennen sich die Vernünftigen und die Starken. Sind das Männer?!

Am 14. Juni.

Gestern Abend habe ich unsern Bäckermeister, den einzigen des Dorfes, mit den heiligen Sterbsakramenten versehen. Er kam selten aus seiner Backstube in die Kirche; am Morgen mußte der Michel Brod backen und am Nachmittag ins Wirthshaus gehen. Er gehörte zu jenen vielen „rechtschaffenen" Leuten, die da meinen, die „Ehrliche-Manns-Religion" sei die beste; da brauche man

keinen speziellen Gottesdienst. Wohlthätig gegen Arme, freigebig für die Kirche, glaubte er in seiner Backstube Gott vollauf zu dienen. Auf dem Todtenbett nimmt sich aber das alles anders aus, und so ging es auch unserem Bäckermeister.

Vom Bäcker heimgekehrt, traf ich den Müller, ebenfalls der einzige der Umgegend, im Pfarrhause, gekommen, um mir seinen Monatsbesuch zu machen.

Unweit unseres Dorfes zieht durch einen Erlengrund vom Wald herab ein Bächlein eilig dem See zu. Oft lenke ich am Morgen meinen Spaziergang nach diesem stillen Thälchen, das nur die Mühle in sich birgt, und oft schon dachte ich beim Rauschen des Rades und dem leisen Flüstern der Erlen an mein Lieblingslied aus der Studentenzeit:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.

Der wackere Müller, ein echtes Müllerbild mit glatten, rothen Wangen und vielem urwüchsigem Humor, und ich sind seit Jahren „gut Freund", trotzdem er nicht in meine Pfarrei gehört. Ich ging so häufig schon an seiner Mühle vorüber, daß wir uns bekannt werden mußten, und gar manchmal hab' ich den wackern „Meister" vom Pflug oder vom Mühlgang weg eine Strecke weit als Begleiter mitgenommen.

Aber er hat auch noch ein ganz besonderes Verdienst um mich, er bereitet mir seit Jahren aus purer Freundschaft eigens mein kleines Quantum Schrotmehl, das ich zu meinem „täglichen Brod", dem Graham-Brod, brauche, während unser todtkranker Bäcker es mir extra gebacken hat.

Um dieses Verdienst anzuerkennen, lade ich unseren

Müller von Zeit zu Zeit auf einen ihm beliebigen Abend ein; er kommt dann, wie er eben Zeit hat, und wir unterhalten uns immer ganz gut.

Seit Jahren abends unfähig zu lesen oder zu schreiben, ist es für mich eine Erholung und Abwechslung, bisweilen auch irgend jemand andern als meine Schwester um mich zu haben. Und dieser jemand ist mir stets am liebsten, wenn er nicht zu den Gebildeten oder den sogenannten gescheidten Leuten gehört. Wenn ich mit einem gewöhnlichen Bauersmann so einen Abend über Rebkultur, über Kleebau, Viehzucht, Fruchtpreise mich unterhalte, so ruht mein Geist angenehm aus, und mein Leib schläft, zur Ruhe gebracht, bald ein. Habe ich aber einen sogenannten Gebildeten um mich, so wird politisirt, werden „geistreiche“ Redensarten gewechselt und man regt sich auf — um Nichts.

Ich bin deßhalb ordentlich froh, daß ich nicht oft „gescheidte Leute“ um mich habe, schon um meiner Nachtruhe willen. Und ich habe darum auch gar nicht das Bedürfniß nach dem, was man „bessere Gesellschaft“ heißt.

Am 17. Juni.

Ich habe gestern lebhaft die Wahrheit dessen gefühlt, was ich im Vorstehenden niedergeschrieben. Am vorgestrigen Abend war mein alter, bewährter Freund, der P. Koneberg aus Ottobeuren gekommen. Er befand sich eben auf der Heimkehr von einer Wallfahrtsreise nach Lourdes, wobei er sich auch einen großen Theil Frankreichs angesehen hatte. Da wurde nun den ganzen Abend hindurch erzählt und räsonnirt, und ich hatte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen kamen noch zwei mir bekannte

Offiziere der benachbarten württembergischen Garnison Weingarten dazu und blieben den Tag über bei uns. Dazu war Sonntag und unser Bäckermeister am Sterben. Oefters verließ ich meine heiteren Gäste, um den Sterbenden zu besuchen, wobei die Gegensätze von Leben und Sterben ebenso gewaltig als grell in mir auf- und abwogten.

Am Abend fuhr ich mit allen Dreien den See hinauf, gab ihnen das Geleit bis zur Station Immenstaad und suchte, den Rückweg zu Fuß machend, meine Waldecke bei Kippenhausen auf. Dort saß ich noch lange, aber so trüb und abgespannt von den Aufregungen des Tages, daß der stille Abend und die Ruhe der Natur mich nicht mehr zu heben vermochten.

Als ich diesen Morgen zu unserm Schreiner in die Werkstätte trat, um ihm einen Auftrag zu geben, machte er eben an dem Todtensarg für den verstorbenen Bäcker, und unheimlich trat der Gedanke an den Tod an mich heran.

So ein „Todtenbaum“ ist ein unendlich trockener, prosaischer, aber scharfer und eindringlicher Prediger, ein unheimlich' Ding, das unsere Weltgedanken rasch kalt stellt. Und der Schreiner, selbst ein tiefkranker, dem Grabe zuwankender Mann, machte so gleichgiltig an diesem Todtenhaus, mit dem unser Leib in Staub und Moder sinkt mit all' seiner Lust. Johannes, der Schreiner, bedauerte nur, „daß er nicht mehr ‚bessere‘ Todtenbäume machen müsse, denn an diesen sei noch etwas zu verdienen“. Der Mann denkt nur an seine paar Mark Profit, da er seinem Nachbar den Sarg zurichtet! Das sind die Gedanken eines Schreiners, den die Gewohnheit gleichgiltig gemacht hat — beim Herstellen eines Todten-

baumes, während den, welcher selten dieser Arbeit zusieht, der Anblick des düstern Werkes tief innen ergreift.

Seine Buben haben dem Johannes, einem Schwaben aus Hundersingen, jetzt längst auch schon die Todtenlade machen müssen.

Am 18. Juni.

Eben komme ich von Konstanz. Trotzdem nur eine dreiviertelstündige Seefahrt mich von der alten Bischofs-Stadt trennt, und ihr Münster täglich zu meinem Fenster herüberwinkt, besuche ich sie doch sehr selten. Ich habe auf meiner kleinen Pfarrei Zeit im Ueberflusse, doch kommt mir ein halber oder ganzer Tag, auswärts zugebracht, meist wie ein verlorner vor. Nach Konstanz komme ich nur, wenn ich einen Besuch abholen oder den Pfarrer Brugier, den liebenswürdigen Nachbar und stets bereiten Helfer, um eine Predigt bitten oder den Zahnarzt Suhm consultiren will. In der Regel stehe ich dann stundenlang vor Abgang des Schiffes wieder am Hafen und schaue hinüber nach meinem stillen Dörfchen und bin froh, wenn, wie die Bauern am See sagen, „der Dampf abgeht".

Es mag sein, daß das in vieler Hinsicht so interessante Konstanz für mich deßhalb so wenig Reize mehr hat, weil ich vor Jahren so oft hinüber mußte als Angeklagter, Staatsverbrecher und Agitator. Und bekanntlich gehen die Gehängten nicht gerne „in des Seilers Haus".

So oft ich aber dorthin komme, suche ich, als Freund von Oelgemälden, die dortigen Feilträger auf und durchmustere ihre Antiquitäten. Heute war das Glück mir besonders hold. Ich kaufte um einen Spottpreis zwei lebensgroße Porträts, gemalt von dem berühmten Basler Künstler Matthäus Merian, dem Jüngern, einem Schüler

van Dyck's, geboren 1621. Diese Erwerbung hat mir große Freude gemacht, eine Freude, die mir mein „Freund", der frühere Nagelschmied und heutige Alterthümler Kühne in der Fischmarktgasse, jeweils gönnt. Er macht, wie es einem christlichen Nagelschmied zusteht, für die besseren Sachen, die er nicht kennt, sehr billige Preise, und für die werthlosesten „Helgen", wenn sie einen Heiligen darstellen, sehr hohe. So bat er mich förmlich, ihm die zwei Merians um 12 Mark abzukaufen, damit er sie los werde. „Aber," und das ist sein steter Refrain, wenn ich komme, „freie muß es Sie, Herr Pfarrer!" Und es freut mich jedes Mal und ihn auch, eben, weil es mich freut.

Außer den beiden Merians eroberte ich heute bei ihm noch einige Aquarellbildchen, ebenfalls Porträts, von ungemein feiner Ausführung. Es sind vier Glieder der Familie von Werdenstein im bayerischen Allgäu, drei waren Domherren und einer Comthur des Deutschordens. Die Originale sind längst zu Grabe gegangen und ihr ganzes Geschlecht erloschen. Ihre Bildnisse aber, einst die Freude der Lebenden und ihrer Familie, sind von Stufe zu Stufe gesunken bis in die Bude des Trödlers, der sie um eine Bagatelle an mich verkaufte. Sic transit gloria mundi!

Wie viel Geld wird ausgegeben für Familienbilder, und wenn einige Generationen um sind, weiß kein Mensch mehr, wer auf dem Bilde sich zeigen will. Die Familien selbst sind ausgestorben oder verdorben, und nahezu werthlos, wenn nicht von einem großen Künstler, liegen die Porträts in alten Kammern oder in den Gewölben einer Nagelschmiede.

Unsere neueste Zeit läßt sich wohl auch deßhalb nur

photographiren, weil dabei nicht viel Geld riskirt wird, und der Welt an den Bildern nichts mehr gelegen ist, wenn sie verblassen.

Freund Kühne trug mir heute die Bilder, groß und klein, an das Schiff und rief mir nochmals auf das Verdeck nach: „Aber freie muß es Sie, Herr Pfarrer!“ Sie segelten heute mit mir hierher und sollen ästimirt werden, so lange ich lebe. Wie lange aber wird es gehen, bis sie nach meinem Tode wieder beim Trödler hängen und noch billiger verkauft werden? —

Am 19. Juni.

Ich wurde heute Abend wieder recht lebhaft an meine Jugendzeit erinnert. Als meine Ministrantenknaben beim Abendgottesdienst vor dem Fronleichnamstag mit ihren Papierkronen voll dürrer Blumen und Goldpapierflitter an den Altar kamen, da trat jene Stunde lebhaft vor meine Erinnerung, in der meine selige Mutter mich am Vorabend vor dem „Herrgottstag“ zum Buchbinder Hinterskirch führte und mir, dem zehnjährigen Ministrantenbüblein, auch so eine „Krone“ kaufte um — 24 Kreuzer. Keinen König der Welt hat je größere Freude durchzogen bei seiner „Krönung“, als mich, da der alte Kronenfabrikant mir die Krone auf das Haupt setzte. Und als ich mit den andern Ministranten „gekrönt“ in der Kirche am Abend auftreten durfte, und das herrliche, katholische Volkslied: „Deinem Heiland, deinem Lehrer“ durch das Gotteshaus ertönte, da war ich glückselig.

Daß die Kinder überall gleich glücklich sind, sah ich diesen Abend wieder. Die Buben strahlten vor Stolz und vor Freude, und die Nicht-Ministranten schauten

voll unschuldigen Neides und voll kindlicher Bewunderung an den Papier-Königen hinauf.

Ich aber hätte weinen können, süßer Wehmuth voll.

Nach dem Gottesdienst ging ich noch vor dem Haus auf und ab, da kam einer der Glücklichen, eine Krone in der Hand, und klagte weinend, der Jörgel, sein Kolleg, habe sie ihm beim Betzeitläuten vom Kopf geschlagen und dadurch verdorben. An den kleinen Kronen, dachte ich, hängen Thränen, an den großen Blut. Darum ist es nicht gut, ein gekröntes Haupt zu sein. Ein König schlägt sie dem andern vom Haupte, und hohe Begriffe finden sich im kindlichen Spiel.

Am 23. Juni.

Gerade komme ich von meinem Waldspaziergang heim. Auf der Landstraße unterhalb des Schlosses Kirchberg traf ich einen alten Mann und eine Weibsperson, beide aus den unteren Volksklassen und mir fremd. Ich redete sie an und fragte nach dem Woher und Wohin.

Er stellte sich mir vor als der „Maulwurffänger“ der Stadt Meersburg und that dies mit so großem Selbstgefühl, als bekleide er das Amt eines Dogen von Venedig. Das imponirte mir, und ich dachte alsbald an Goethes Ballade:

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nöthig hat.

Er gab mir auch sofort seinen Gehalt an, mit dem sich leben lasse, lobte die Lage der Stadt, in der er nicht geboren war, erzählte von der „Liebe und dem Edelmuth“ der Stadt-Väter gegen ihren „Rattenfänger“, weil

sie bei der Umwandlung seines Soldes in die Markwährung ihn um drei Mark aufgebessert hätten, ohne sein Zuthun. Dem Krieg von 1870 spricht er deßhalb seine Sympathie aus, weil er schuld sei an jener Umrechnung von Gulden in „Markt".

Das trug er alles mit ebensoviel Ernst als Wärme vor. Mein Respekt für den bescheidenen Mann wuchs. Wo ist der Sterbliche im Deutschen Reich, der sich glücklich preist, weil das Reich ihm drei Mark Aufbesserung verschafft hat? Das nenne ich altrömische Bürgertugend! Und wenn wir diese selbst an einem „Rattenfänger" finden, zu was werden und sollen unsere besseren Musterpatrioten fähig sein?

Ich zollte dem Maulwurffänger in warmen Worten meine Anerkennung. Hätte ich die Macht dazu, ich würde ihm seinen Gehalt um 300 Mark aufgebessert und den Braven mit einer Medaille dekorirt haben. Ich gewann durch meine Worte sein Herz und darum verrieth er mir sein heiligstes Geheimniß: Das Weibsbild neben ihm, eine verwitterte Fünfzigerin, ist seine Braut. Er selbst zählt 75 Jahre. Sie hat seit dem Tod seiner Frau ihm sein Hauswesen bestellt, jetzt will er sie heirathen, nicht „aus Leidenschaft", sondern „zur Pfleg' und Kurzweil", da der Mensch auch nicht „immer ans Ewige denken könne". Als „Wittum" verschreibt er ihr nach seinem Tod 184 Mark, in der Sparkasse zu Heiligenberg gelegen. Heute ist er in ihrer Heimath gewesen, droben bei Friedrichshafen, und hat sich einer Schwester der Braut vorgestellt. Jene hat das Paar mit Zwilch, Brod und Schmalz beschenkt und mit einem — Blumenstock. Diesen trug er in der Hand; es war eine „Levkoie", ein würdig Bild von Braut und Bräutigam. Ich habe

noch nie einen elendern Blumenstock in einem Topf gesehen. Ein Zweig war dürr, und der andere zeigte eine verwelkte, armselige Blüthe. Aber heim tragen sie ihn doch unters „Fensterle". Auf den Hut hat unser Hochzeiter einen grünen Tannenzweig gesteckt, zum Zeichen seines jetzigen Standes und seines jungen Herzens.

„Es ist eine edle Sache ums Heirathen," meinte er, „aber leider Gottes, Herr Pfarrer, führt der Weg zu diesem schönen Ziel heut' zu Tage durch das Gesetz der Civilehe."

„Züchtig, mit verschämten Wangen", schritt die „Jungfer Braut" neben uns her und öffnete ihren Mund erst auf mein Befragen. Und nun verrieth denn auch sie, daß sie schon einmal verheirathet gewesen, sich aber leicht entschlossen habe, dies wieder zu thun, weil Widrin, der Maulwurfjäger, ein „so braver Mann" sei.

So redend kamen wir zu meinem Dorf, und ich entließ das Pärchen mit den besten Wünschen. Sie zogen weiter in süßem, stillem Frieden mit Zwilch, Brod, Schmalz und der sterbenden Levkoie — einem neuen Leben zu.

Mir aber kam der Maulwurffänger den ganzen Abend nicht mehr aus dem Kopfe. Wie viel Gold, sagte ich mir, liegt noch begraben unter der Erde! Wie viel Poesie und Gottesfrieden noch im gemeinen Volke! Und wie manch' einer könnte versucht sein, auszurufen:

Glücklich, ein Maulwurffänger zu sein!

Einige Wochen später kam ich vom Ittendorfer Wald herauf über Stetten durch den Meersburger „Bann". Da kniete in einer Wiese mein Widrin, eine alte Ledertasche über der Schulter, die Kniee mit grobem Leder verbrämt, und grub den Mäusen die Falle. Ich rief ihm zu: „Grüß Gott, Widrin! Wie geht's?" „Mir

geht's gut," meinte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Aber meine Herren werden mit mir nicht zufrieden sein. Ich fange wirklich so wenig Mäuse. Das Wetter ist zu trocken und da stoßen sie nicht gerne. Ich bin seit vier Uhr diesen Morgen auf den Beinen, aber es will mir nicht glücken." Das war sein einziger Kummer!

Ich sah ihn noch ein und das andere Mal. Aber bald nachher haben sie ihn doch begraben.

Es ist in Meersburg schon so manch' vornehmer Herr, geistlich und weltlich, gestorben, seitdem die Franken die Burg ans Meer setzten, gestorben und kein Hahn hat ihm nachgekräht. Aber Widrin, den Mäusefänger, sollen sie mir nicht unbeschrieen begraben haben.

Am 25. Juni.

Abermals hat sich eine Anschauung, die ich in meinem Buche über Italien ausgesprochen, erfüllt. Die Katholiken betheiligten sich an den Kommunalwahlen in Rom. Schon voriges Jahr hob Pius IX. das Verbot auf, daß die Bischöfe das königliche Placet einholen dürften, und jetzt läßt Leo XIII. unter seinen Auspizien in Rom wählen. Möge bald auch das katholische Volk Italiens in das Parlament wählen und sich dann ereignen, was ich an diesen Wunsch in meinem Buche angeknüpft habe: Ein konservatives Parlament, ein desfallsiges Ministerium und Versöhnung mit der „Italia una" — ratione temporum! Kommt diese Versöhnung nicht zustande, so profitirt dadurch nur der politische und religiöse Radikalismus, die Revolution.

Ich hatte von gestern bis diesen Morgen wieder einen Besuch. Ein Herr Karl Löhnert aus Chemnitz, Haupt-

agitator gegen das Impfen, hatte infolge meines vor zehn Jahren gegen die Vaccination geschriebenen Büchleins mich in meiner stillen Klause am See aufgesucht. Ich habe seit langer Zeit mich nicht mehr mit der Impffrage beschäftigt, ohne aber meine frühern Anschauungen zu ändern. Herr Löhnert, der vollauf im Zeug ist, glaubte nun mich wieder für diese Agitation, namentlich im Reichstage, entflammen zu können. Ich bin aber zur Zeit in jeder Beziehung „agitationsmüde“ und fest entschlossen, einmal die Welt und den Gang der Dinge in Deutschland aus der Vogelperspektive anzuschauen.

An dem genannten Herrn sah ich wieder, was ein Mensch zu opfern imstande ist für eine Idee, der er sich einmal hingegeben hat. Früher Fabrikant, hat er lediglich um der Impffrage willen sein Geschäft aufgegeben, damit er ausschließlich der Agitation gegen das Impfen in Schrift und Wort sich hingeben könnte. Und doch wird er, so lange die Aerzte in ihrer Mehrheit an das Impfdogma glauben, wenig Erfolg haben, jetzt um so weniger, als der Bacillus eine so große Rolle in der medizinischen Welt zu spielen beginnt. Und die Menschheit wird noch viel zu erdulden haben, bis die Söhne des Aesculap das Bacillus-Dogma durchprobirt haben und wieder auf eine andere Erfindung gekommen sein werden.

Den Aesculapius, den Sohn des Apollo, erschlug Zeus, weil jener ein so geschickter Arzt war, daß er selbst Todte erweckte. Seitdem suchen die Nachfolger des Getödteten dem Blitze des Zeus dadurch zu entgehen, daß sie dem Hades möglichst viele Todte liefern.

Am 26. Juni.

Heute hat mich zur Abwechslung meine Schwester

wieder einmal geärgert. Diese sonst in jeder Hinsicht mehr als brave Person, mit der ich seit vielen Jahren den Hausstand theile, hat eine Eigenschaft, die eben fast alle Weibsbilder ohne Ausnahme haben. Sie kann nicht — schweigen, wenn man ihr einen Vorhalt macht oder etwas widerspricht. Da ich leider selbst sehr wenig Sanftmuth besitze, dazu bei meinem Nervenzustand in hohem Grade reizbar, so bin ich am wenigsten für weiblichen Widerspruch eingerichtet. Darum gibt es von Zeit zu Zeit und ausschließlich nur wegen Lappalien, wegen eines zu warmen oder kalten Zimmers im Winter, und im Sommer wegen eines zu sauren Salats und ähnlichem, einen Disput, bei dem ich insofern den „Kürzern“ ziehe, als ich den Zorn nachträglich in meinem Körperbefinden büßen muß.

Ich halte weibliche Wesen, welche schweigen können oder wenigstens nicht immer das letzte Wort haben wollen, für halbe Heilige. Und ich glaube, daß diese Art Heiligkeit niemand weniger besitzt, als eine Schwester dem Bruder gegenüber. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich meine, daß eine Frau sich von ihrem Manne weit mehr gefallen läßt, als eine Schwester vom Bruder. Die beiden letzteren sind miteinander al pari aufgewachsen, und da läßt sich keines so leicht die Überlegenheit des andern gefallen. Dazu kommt noch bei der Frau die ganz anders geartete Liebe zum Manne ins Spiel, so daß ein *gebildetes* Weib in den meisten Fällen dem Gemahle nachgeben wird.

Im Volk ist das freilich anders, da bekommen die meisten Weiber ihre Schläge infolge des „bösen Maules“ dem Manne gegenüber. Und dies von Rechtswegen.

Mir haben alle Menschen, mit denen ich je im Leben umging, sei es mündlich oder schriftlich, zusammen nicht so vielen momentanen Aerger verursacht, als meine Schwester. Es ist aber eigenthümlich und spricht für mich, daß so manche Geistliche und darunter sehr fromme Männer, z. B. Alban Stolz, Lender, mit Schwestern nicht auskommen können und sich deßhalb von ihnen trennen.

Doch ich will die weitern Gedanken unterdrücken, ich käme sonst zu tief in das Lob „der Frauen“, ein Punkt, bei dem man nicht vorsichtig genug sein kann. — Nur eines will ich noch berühren. Ich habe eben wieder von Weibern und Weibsbildern gesprochen. Das nehmen mir die „Damen“ von jeher schrecklich übel. Ich will mich nun ein für alle Mal auf die heilige Schrift berufen. Christus der Herr, die ewige Wahrheit, hat selbst seine Mutter stets nur „Weib“ genannt. Wenn ich nun aber noch das Wort „Bild“, den Begriff des Schönen, hinzusetze, so sollte man mich loben und nicht tadeln. —

Ich muß heute von einem alten, treuen Freunde scheiden, der seit vielen Jahren stummer Zeuge meiner Worte und Gedanken war, an den ich mich tagtäglich angelehnt habe, um an seiner Seite geistig zu arbeiten. Bei ihm hab' ich gar oft des „Weltalls Kummer und Sorgen“, trübe Ereignisse und Erinnerungen vergessen und in einer geistig edlen Sphäre verweilt. Ich habe, was mein Herz bewegte, meine Seele durchzog, auf ihm niedergeschrieben und mich erleichtert von den auf- und abwogenden Gefühlen.

Er hat mir treu gedient, seit 1863, da mein Schulkamerad, der Schreiner Balde, ihm nach meiner Zeichnung einen neuen Aufsatz geschaffen; treu gedient in Sturm und Noth, in Lust und Freud', wie das Schlachtroß dem

Krieger, das ihn getragen in den Kämpfen, unter Feuer und Schwert, mit dem er aber auch durch Blumen und Auen, durch Städte und Dörfer gezogen ist.

Dieser alte, treue Freund aber ist kein anderer als — mein Schreibtisch. Er hat schon meinem seligen Vater und der Mutter Dienste gethan, ist jetzt wurmstichig und alt geworden, paßt nicht mehr, wie meine hoffärtige Schwester meint, zu den übrigen Möbeln des Zimmers, und wird heute noch einem neuen weichen müssen, um droben unter dem Dache einsam zu vermodern.

Und welche Erinnerungen an die Jugendzeit erweckte in mir beim Abschied noch der scheidende Freund, der stille Helfer und Lauscher in schriftstellerischen Stunden!

Auf ihm schrieb einst die Mutter die Mahnbriefe an den leichtsinnigen Studenten nach Rastatt.

Auch treten mir die Tage vor meine Seele, da er noch in des Vaters Zimmer stand, zugleich den Kassenschrank der Familie bildend. Mit welchem Staunen schaute der Knabe, wenn Vater oder Mutter den Schrank öffneten, auf das Silbergeld, das drinnen funkelte; und wie auf einen Zauberschatz sahen seine Augen auf die Gulden und Kronenthaler, welche vielleicht kaum zweihundert Mark betrugen, mir aber damals wie eine Milliarde vorkamen!

Ich war keines armen Mannes Kind, aber ich nannte bis zu meinem zwölften Lebensjahre nicht zwanzig Pfennig mein eigen. Heute zählt jeder Bauernknabe meiner Pfarrei sein Geld nach Mark. Ich erinnere mich lebhaft, daß, als ich meine ersten Schlittschuhe um 15 Kreuzer von einem Schlossergesellen kaufte, ich ein Jahr lang daran abzahlte, weil mir niemand so viel Geld auf einmal geben wollte.

Und mein Vater erzählte oft, wie der Großvater, ein vermöglicher Mann, ihm nicht einmal zur ersten hl. Kommunion einen neuen Rock gekauft habe, und wie er in einem aus zwei alten Gewändern seines Vaters, einem grünen und einem schwarzen, zusammengesetzten Gewand am weißen Sonntag des Jahres 1816 aufmarschirt sei.

Heute ist unsere Jugend in diesen Dingen, selbst auf dem Land, fürstlich ausstaffirt, die Eltern aber klagen über schlechte Zeiten und Geldmangel und fragen noch ganz naiv, woher dieselben kommen. —

Du aber, alter, trauter Gefährte, mein Schreibtisch, lebe wohl! Mögen im dunkeln Schatten des Daches stillere Tage deiner warten, und mögest du in deiner Einsamkeit, um die ich dich beneide, ausruhen vom Weltleben! Ich sehe mit dir heute ein bestes Stück Jugenderinnerung scheiden. Es sind ja schon vor dir fast alle fortgegangen: „Jugend, Sang und Frühlingslust", und haben mich allein zurückgelassen mit der vergeblichen Sehnsucht nach ihnen.

Er ruhte, mein alter Sekretär, unter dem Dache des Pfarrhäuschens am Bodensee, bis ich nach Freiburg kam. Da stellte ihn meine Schwester in den Hausgang vor die Küchenthüre, wo er tagsüber im dunkeln Raum die Petroleumlampe trägt. Den Aufsatz aber, den Balde, der Schreiner von Hasle, gefertigt, schenkte ich beim Abzug von Hagnau „dem Professor", wie ich meinen dicken Dorflehrer nannte.

Merkwürdig! Während ich, 1889, dies zum ersten Druck niederschreibe, wirkt der Professor unweit Hasle in dem lieblichen Bergdörfchen Weiler, der Balde'sche Aufsatz kam so mit ihm wieder ins Kinzigthal, und wo ich einst meine

Bücher geschrieben, da korrigirt jetzt ein Dorfschullehrer die Schreibhefte der Hirtenbuben und Hirtenmädchen. Ich meine fast, der Aufsatz meines alten Schreibtisches habe in seiner jetzigen Stellung eine poetischere und nützlichere Arbeit mitzumachen, als ehedem.

Und heute, 1895, da ich eine neue Ausgabe besorge, liegt der gute Professor droben bei der Kirche von Weiler unter den Todten.

Am 27. Juni.

In der „Karlsruher Zeitung" finde ich soeben ein Referat über eine Rede Viktor Hugos, die der greise Dichter auf dem internationalen literarischen Kongreß in Paris hielt. Viktor Hugo spricht darin auch von den geänderten Ansichten eines Schriftstellers und von dem Widerspruche zwischen seinen früheren und späteren Werken und meint hierüber: „Was einmal ein Schriftsteller dem Publikum übergeben hat, kann er, geistig betrachtet, nicht mehr zurücknehmen. Keine Macht der Erde könnte ihm das ermöglichen. Es kann z. B. vorkommen (der Redner hatte nur sich selbst im Auge), daß ein Schriftsteller in seiner Jugend von monarchisch-katholischen Ideen ausgeht, um in der Schule des Lebens zu einer ganz entgegengesetzten Weltanschauung zu gelangen; kann er, soll er deßhalb die Werke seiner Jugend verleugnen, ändern oder ungeschehen machen? Keineswegs, wenn er sich nur immer im guten Glauben befand. Das menschliche Gewissen läßt keine Radirungen zu."

Erst vor kurzem starb ein in Deutschland hochangesehener Gelehrter, Leo in Halle. Der dachte und schrieb in seiner Jugend ebenso radikal, wie in seinen späteren Jahren konservativ.

Während ich an diesem Tagebuch redigire, lese ich zwischenhinein „die letzten Gänge" von Johannes Scherr, der

bekanntlich seine politische Weltanschauung auch geändert hat, was ihm manche Leute übelnahmen. Der Herausgeber der genannten Schrift und Biograph Scherrs, Dr. Mähly, sagt hierüber ganz treffend:

„Man hat Scherr des politischen Wankelmuths und der Gesinnungslosigkeit geziehen. Liegt aber die Wandlung nicht in der ganzen Natur? Oder gilt das Naturgesetz der Entwicklung nicht auch für das Individuum? Sind die Altersstufen nicht auch geistige Entwicklungsstufen? Aber die politischen Fanatiker wollen in ihrer Sphäre diesen Weltgang nicht anerkennen. Der Mensch soll als Politiker fix und fertig sein. Ueberall im religiösen und sittlichen Verhalten, im geistigen Habitus, gibt es Entwicklung. Dort aber — bewahre — da wird jede Entwicklung Abfall und Verrath an der guten Sache."

Ich habe diese Erfahrung in meinem politischen Leben reichlich gemacht und tröste mich in meiner Kleinheit, da es großen Geistern auch so erging in der Wandlung, wie in der Behandlung. Börne schreibt einmal, es ärgere ihn nichts mehr, als wenn er höre, daß man die Menschen in ihrem Charakter beurtheile, je nachdem sie ihre Meinungen ändern oder nicht. —

Ich meine, daß im allgemeinen nur zwei Klassen von Menschen ihre Weltanschauung nicht ändern: die Esel und die Lumpen.

Am 28. Juni.

Als ich am Abend vom Spazierweg heimkehrte, trafen drei Handwerksburschen auf mich. Nachdem ich ihnen meinen Tribut bezahlt, schloß ich mich ihnen „Studien halber" bis zum Dorfe an. Der eine war ein „Schlesinger" und Glaser, der zweite Bayer und Schuhmacher, der dritte Badener und Konditor. Der gewand-

teste unter ihnen war der Schuster, ein ächter „Knieriem" voll schlauen Vagabundenhumors.

Alle drei sind schon lange auf der „Walze" und klagen über Gewerbefreiheit, tadeln die Aufhebung der Zünfte und all' dessen, was damit zusammenhing. Sie hatten hier meinen vollen Beifall. Richtig bemerkte der Schuster, die besten Arbeiten in seinem Metier würden noch in Zuchthäusern gemacht. Dort sei der Mensch gezwungen, aus Langeweile alle seine Gedanken seiner Arbeit zuzuwenden.

Der schwerfälligste von dem Kleeblatt war der Glaser, wie denn die Menschen dieses Handwerks spröde und trocken sind, wie das Glas, weßwegen sie meist viel auf Löschung des Durstes halten.

Der Konditor, ein junges Bürschchen, hatte seit Oktober ohne Arbeit sich herumtreiben müssen und in dieser Zeit zweimal ganz Deutschland und die Schweiz durchwandert, ohne eine Stelle zu finden. Mit 2 Pfennigen hatte er kurz vor unserem Zusammentreffen das Dorf Immenstaad betreten, auf dem Durchgang 22 Pfennig erfochten und war jetzt wieder guter Dinge. „Für den Abend ist gesorgt, und morgen wird's auch wieder etwas geben," meinte er. Das gefiel mir.

Diese Menschen, dachte ich, leben ganz nach der heiligen Schrift; sie sorgen nicht ängstlich um das, was sie morgen zu essen und zu trinken haben werden, und sind mit dem täglichen Brod zufrieden.

Alle drei waren darin einstimmig, daß Baden in dem Bädeker der deutschen Handwerksburschen das Eldorado fürs Fechten sei, vorab, was unsere Dörfer anbetreffe, wo die „Polizeidiener" nicht stramm und die Bauern barmherzige Leute seien.

So ein richtiger Landpolizeidiener ist aber auch eine wahre Satyre auf die öffentliche Sicherheit und das Polizeiwesen. Ich habe schon oft gedacht, ich wünschte mir ein Album, in welchem sämmtliche Dorfpolizeidiener des Landes photographirt wären. Es gäbe nichts Besseres, um Geist und Leben zu studieren, als solch' eine Gallerie dieser Söhne der Gerechtigkeit.

Wenn ich einen Dorfpolizisten treffe, so habe ich im stillen stets meine helle Freude an seiner selbstbewußten Miene und seiner militärisch seinsollenden Haltung, bei einem Gesichte, das so nichtssagend ist, daß es mit einem Blick alles sagt über seinen Mann.

Unser Dorf-Wachtmeister, der „Franz", eine komische Figur zu Pferd, ist unter seinesgleichen noch ein wahrer General; denn er hat „Schneid", wenn er nicht gerade Heu macht oder in den Reben arbeitet, während die Vagabunden das Dorf ausfechten, Schneid aber nur mit dem Maul und spricht, sobald er seinen Waffenrock anhat, preußisch. Mehr kann man nicht verlangen von einem schlecht besoldeten Dorfsbirren unserer Zeit.

Wir kamen beim Dorfe an, und ehe ich schied von den Wandergesellen, gab ich ihnen den Rath, sich noch im Pfarrhaus und den anderen Häusern etwas „umzuschauen". Der Augenblick sei günstig; denn unser Franz sei, als ich meine Promenade angetreten, noch in „entferntes Heu" gefahren. Sie nahmen diesen neuen Beitrag zur Lösung der Frage freudig an und dankten. Ich aber dachte im Weitergehen, so ein Wanderleben eines Handwerksburschen müsse sicher interessant sein, und es sollte sich einmal ein Schriftsteller verkleiden und als Buchbinder oder Schuster reisen, um „Erinnerungen eines Handwerksburschen" schreiben zu können.

Leider haben uns die „fahrenden Schüler" des Mittelalters in diesem Genre sehr wenig hinterlassen, so geeignet sie auch gewesen wären, ihre Fahrten und Wanderungen niederzuschreiben. Und aus unserer Zeit wird man später, die Stromer betreffend, nur lesen von Suppenanstalten, Vagabunden-Kolonien und bezirksamtlichen Verordnungen; aber vom Innern, vom Leben und Treiben des Vagabunden wird die Geschichte nichts melden, so kulturhistorisch interessant dies auch wäre.

Man muß nämlich ja nicht glauben, als ob diese Stromer und Fechtbrüder lauter Lumpen seien aus Herzensgrund. Ich behaupte, daß die größten Lumpen ebensowenig auf der Landstraße zu finden sind, als die größten Spitzbuben im Zuchthaus.

Am 2. Juli.

Ich machte heute einen Besuch bei einer alten, armen, gichtkranken Frau. Sie liegt schon seit vielen Jahren auf dem Schmerzenslager, ist hier fremd und bei einer Tochter, die sich in unser Dorf verheirathete. Die Tochter ist selbst arm, und die Heimathgemeinde bezahlt ihr täglich 34 Pfennig Kostgeld für die Mutter.

So oft ich nun die Kranke besuche, fängt sie an zu weinen, daß „unser Herrgott sie nicht holen und erlösen wolle". Als ich ihr nun heute vom Weinen abrieth und Geduld zusprach, rief sie mir halb entrüstet zu: „Herr Pfarrer, weinen darf man. Denn es heißt im Salve Regina: Zu dir schreien wir elende Kinder Evas in diesem Thale der Zähren!" Ich fühlte mich durch diese Entgegnung förmlich geschlagen und suchte einen anständigen Rückzug. Den sich weise Dünkenden versagt der

Herr oft das rechte Wort und gibt es den Einfältigen, sagte ich mir, als ich von der Alten schied.

Ich ging von ihr weg in die Schule, und so sehr ich mich innerlich erbaut hatte an der Weisheit des gichtkranken Mütterleins, ebenso ärgerte mich der Gelehrte, welcher die „biblische Geschichte von Schuster“ vor einigen Jahren umgeschustert hat. Seit Ostern bringen einzelne Kinder diese neue, sogenannte verbesserte Auflage, während die meisten noch die alte, vom verstorbenen Pfarrer Schuster in Ailingen bei Friedrichshafen am Bodensee, in Händen haben. Diese neue Auflage ist geradezu verschlechtert. Die alten Mängel läßt sie stehen, die Verbesserungen aber sind das gerade Gegentheil und streifen gar oft an das Lächerliche.

So ließ ich heute die Geschichte von Esau und Jakob von den Kindern lesen. Im alten Buch heißt es kurz und gut: „Esau sah ganz rauh und haarig aus“, im neuen steht nun: „Esau war haarig wie ein Pelz.“ Das heißt man populär schreiben! Die Kinder selbst merkten's und lachten hell auf über diese neue Lesart. Es gibt Leute, die meinen, dumm reden oder dumm schreiben sei populär. Sie vergessen, daß das Volk von Natur aus kein Esel, sondern ein Genie und Dichter von Gottes Gnaden ist.

Heute Nachmittag mußte ich mit meinem Lehrer, als dem Aktuar der katholischen Stiftungskommission, Notaten beantworten zu den kirchlichen Fondsrechnungen, die vom Oberstiftungsrath in Karlsruhe alljährlich revidirt werden. Ich kenne für einen halbwegs vernünftigen Menschen kein widerwärtigeres Geschäft als dieses. Es besteht darin, daß man in der Regel Fragen beantworten soll, die ebenso pedantisch als geistlos sind.

So fragt heute z. B. wieder einer der Revisoren, ob ich auch das Tropfwachs[1]) abwäge, ehe der Meßner es dem Krämer bringe, der das Wachs liefert. Ich werde auf solche und ähnliche Fragen jedesmal grob aus Verzweiflung, was die betreffenden Akten beim Oberstiftungsrath nachweisen können. So gab ich heute zur Antwort: „Ob denn wieder ein neuer Revisor angestellt sei, der eine Entdeckung gemacht habe, welche seine Vorgänger zu übersehen gewissenlos genug gewesen seien, und ob der Mann glaube, unsereiner hätte nichts anderes zu thun, als Tropfwachs abzuwägen und Kerzenstumpen zu zählen?"

Und doch sollte man diesen Revisoren, die in allen Branchen gleich sind, alle Sünden und jeden Aerger, den sie denkenden Menschen verursachen, verzeihen.

Man sagt, daß im Klettgau der Bauernaufstand 1524 ausgebrochen sei, weil eine Gräfin von Lupfen den Bauern befahl, frohnsweise Schneckenhäuschen zu suchen, damit sie und ihre Mägde Garn darauf wickeln könnten. Eine viel wichtigere Arbeit haben die geplagten Revisoren auch nicht. Sie müssen die Schneckenhäuschen suchen, auf die dann die Oberstiftungs- und Verwaltungs-Räthe und Amtleute die Garnfäden spinnen, an denen die Rechner aufgehängt werden.

Die armen Revidenten müssen Jahr aus Jahr ein Mücken seigen, und wenn dann der Rechner einer Kasse nach jahrelang verdecktem Defizit einmal ein Kamel verschluckt und mit einigen Tausenden durchbrennt, so haben sie und die ihnen vorgesetzten Bureaukraten in der Regel das leere Nachsehen.

Also Verzeihung und Geduld für alle Revisoren und Revidenten! Sie müssen von Amtswegen nach Mücken schnappen,

[1]) Wachs, das von den Kerzen des Altars abträufelt und Reste von Kerzen.

andere Leute ärgern, und das ist wahrlich der Strafe für das Aergern genug.

Spaß bei Seite! Ich bin in diesen Dingen ein abgesagter Feind von allem Rechnungs- und Paragraphenwesen, ein Ignorant dazu, und wenn sie gar noch in Form von Tüfteleien und bureaukratischer Kleinigkeitskrämerei an mich herantreten, so grenzt mein Widerwille, wie schon angedeutet, an Verzweiflung. Aus diesem Grund allein bin ich von Herzen froh, daß man den Geistlichen nicht bloß die Standesbuchführung, sondern auch die sogenannten weltlichen Stiftungen abgenommen und den Gemeinden gegeben hat.

Wenn ich nicht einen so vortrefflichen Aktuar hätte, ich würde schon oft die ganze Notatenbeantwortungsgeschichte an die Wand geworfen haben. Unser Lehrer, ein Junggeselle, wie er selten zu finden sein wird, ist die Geduld zu Pferd und dadurch ein wahrer Dämpfer für meinen aufbrausenden Widerwillen gegen die Aktenfuchserei.

Am 3. Juli.

Seit die Tage heiß werden, suche ich, meinen gewöhnlichen Spaziergang am See hin verlassend, gegen Abend den Wald auf. Es ist mir dieses ganz einsame Ergehen im Walde, wo höchst selten eine menschliche Seele einem begegnet, ein wahrer Hochgenuß. Die Stille im dunkeln Grün, durch das die Sonne nur verstohlen blickt, das leise Rauschen in den oberen Zweigen der Fichten und Tannen, das halblaute Zwitschern und Pfeifen der Vögel in der Abendschwüle wirkt wie kühlender Thau auf mein Seelenleben.

Es muthet mich im Naturleben nichts sympathischer an, als Wasser und Wald. Ein See oder ein grüner

Tannenforst sind mir in ihrer Ruhe und Bewegung, bei Sturm wie bei hellem Sonnenschein, gleich lieb. Und beide haben auch eine eigenthümliche Aehnlichkeit. Was der Wald über der Erde, das ist der See in der Tiefe der Erde. In beiden ist ähnlich Leben und Bewegung; über der Oberfläche des Sees spielt der Wind, wie über den Kronen des Waldes — in gleich sanftem oder gewaltigem Rauschen. Den See durchziehen die Fische, den Wald die Vögel, und im Innern von beiden rastloses Leben und Schweben millionenfacher Geschöpfe. Die Majestät des Schöpfers zeigt sich in ihnen weit mehr, als in der sonstigen, stillen Natur und spricht am eindringlichsten und dabei am wohlthuendsten.

Wie manche stille, innerlich frohe Stunde habe ich schon dem Walde „Weingarten" zu verdanken, zur Sommerszeit in seinem Innern, im Frühjahr und Herbst an seinen Rändern hin!

Heute traf ich, was selten der Fall ist, den alten Beiförster Grohe, der seitdem das Zeitliche längst gesegnet hat, im Walde. Er liegt zur Sommerszeit den ganzen Tag über in seiner Hütte in der Wald-Saatschule und brütet vor sich hin. Das Schicksal hat ihn hart geschlagen. Er war einst Oberförster und ein angesehener Mann. Schwere Verletzung seiner Dienstpflicht stürzte ihn. Aus Gnade wurde er Beiförster in meinem Dorf und der „Weingarten" seiner Hut anvertraut bei kärglichem Gehalt. Ich habe ihn in das leere Kaplaneihaus aufgenommen, wo er billig wohnt mit seiner Frau und einer siechen Tochter. Ich bin seitdem sein Freund, mehr als mir lieb.

Wie oft hat er mir schon seine Unschuld betheuert und sein Geschick beklagt, ergrimmt über Gott und die

Welt. Und er hört nimmer auf, wenn er angefangen, der alte, greise, harte und hartgeschlagene Mann! Der Wald ist sein einziger Trost, die Tannenbäume, die er gezogen und verpflanzt hat. In ihre dunkeln Zweige hinein ruft er täglich sein Leid.

Und die jungen Oberförster, seine Vorgesetzten, seine eigentlichen Standesgenossen, wollen alles besser verstehen, als er, der alte, erfahrene und ebenfalls studirte Waldmann. Sie machen ihm auch sein Leben sauer und sein Brod noch härter.

Wir beide suchen Ruhe und Frieden im Walde. Ich weiche aber ihm und seiner Hütte, so schön diese auch unter hohen Föhren liegt, aus, weil er meine Ruhe stört und zu klagen anfängt.

Manche haben wohl schon schlimmer gehaust, als der, denk' ich oft, und sind noch in Amt und Ehren. Ihn hat das Unglück im Dienst und in der Familie hart getroffen und verläßt ihn nimmer.

Glück und Unglück sind zwei merkwürdige Dämonen im Menschenleben; wen sie packen, den lassen sie nimmer los. Der eine Dämon führt den Sterblichen oft mühelos auf die Höhe irdischen Daseins, der andere zieht sein Opfer in die Tiefe, aus der es sich trotz aller Mühe nicht mehr heraufbringt. —

Seit einigen Tagen, wenn ich abends zum Fenster hinaus über den stillen See wegschaue, bläst des Nachbars Knabe, der „Antoni", auf seiner eben erlernten Klarinette. So einfältig und nichtssagend dieses Instrument ist, so muthet es mich, in einfachen Tönen schöne Volksweisen wiedergebend, gar sehr an. Es mahnt mich an die Schalmei des Hirten und gibt in meiner Seele

gleichsam den Ton an zu der Stimmung, in welche mich See und Abend versetzen.

Am 5. Juli.

Ich lese seit Wochen immer noch Byron und bin steigend entzückt über diesen wunderbaren Geist. Ich finde, daß man Genies, wie Byron, erst recht versteht im Mannesalter, und daß Klassiker, wie Byron, Shakespeare, Dante, Goethe, nie in der Jugend gelesen werden sollten. Es gilt hier das schöne Wort des großen, niederländischen Staatsmannes und Gelehrten:

Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Hugo Grotius.

Byrons Motive zu seinen lyrischen Dichtungen sind mir null, weil entnommen dem tändelnden, leichten Leben des Lords. Allein seine Schilderungen von Natur, seine Darstellungen des menschlichen Seelenlebens, die in den Liedern niedergelegten allgemeinen Wahrheiten sind zum Entzücken schön und werden jeden etwas elegisch gestimmten Leser wie im Sturm mit sich fortreißen.

Nebenher lese ich zur Zeit auch „die Witterungen der Seele“ von Alban Stolz. Und wenn ich dann nach kurzer Lesung bei Byron — Stolz zur Hand nehme, so komme ich mir vor, wie einer, der nach dem raschen Genuß einer berauschenden Flasche Moët und Chandon ein Glas frisches, klares Quellwasser trinkt.

Es gibt so das Seelenleben von Alban Stolz wieder die richtige Kompensation für mich ab.

Wie unendlich verschieden sind diese beiden Geister? In Byron die von Weltschmerz zerrissene, vergeblich nach Ruhe jagende Seele, bei Stolz der stille Gottesfriede,

die Gedanken eines Mannes, der die Welt in sich abgetödtet hat und aus ungetrübter Seelenruhe seinen Geist leuchten läßt.

Eben las ich in Byrons „Don Juan“ eine in hohem Grade originelle und beachtenswerthe Kritik über Cervantes. Der geniale Britte schreibt den politischen Ruin Spaniens, sein Herabsinken von der mittelalterlichen Größe, dem Spott zu, mit welchem Cervantes in seinem „Don Quixote“ das Ritterthum, die Kraft und Größe der Nation, vernichtet habe:

Cervantes scherzte weg die Ritterschaft
Hispaniens und zerbrach ihr Arm und Lanze
Durch seinen Spott. Seitdem fehlt Heldenkraft
Dem Land. Als noch Romantik strahlt' im Glanze,
Wich alle Welt vor ihrem Siegeskranze.
Und drum hat Unheil auch sein Werk geschafft,
Weil dessen Ruhm, als Preis vollkommner Dichtung,
Erkauft ward durch des Vaterlands Vernichtung.

Es dürfte ein Stück Wahrheit in dieser Auffassung Byrons liegen.

Am 13. Juli.

Seit Beginn dieser Woche bis heute an deren Ende fühle ich mich unwohl. Mein altes Nervenübel lagert wieder über meinem ganzen Körper und macht meinen Geist krank und welk. Ich bin unfähig zu schaffen und zu denken. Kaum imstande, das Nothwendige in Kirche und Schule zu leisten, habe ich die ganze Woche nie Lust empfunden, auch nur einen Gedanken zu fassen und zu Papier zu bringen. Mit Widerwillen sah ich mein Schreibzeug auf meinem Pulte liegen. Und doch zog in dieser nun abgelaufenen Woche so Vieles an mir vorüber oder in mich hinein: ein vagabundirender Priester, ein

sprechend Bild zu dem Satze: corruptio optimi pessima; dann der Besuch des Pfarrers Bauer von Dietershofen in Sigmaringen, Astronom und Kenner von Pilzen, ein Beleg dafür, auf was alles ein strebsamer Pfarrherr in seiner Einsamkeit kommen kann; Briefe von Baumstark und Stolz, ebenso von Dr. Martens in Danzig — in kirchenpolitischen Angelegenheiten; Schreiben des Führers der konservativen Partei im Seekreis in Sachen der Reichstagswahlen. Aber ich kann heute nur noch das alles ins „Memorial" einfach eintragen, zu jedweder Reflexion fehlt mir Lust und Kraft.

Was sind wir Menschen für armselige Geschöpfe, wenn der Leib nur ein wenig seinen Dienst versagt und die Nerven ihre Elastizität verloren haben! —

Am 16. Juli.

Es kommen mir in diesen Tagen verschiedene Kritiken über meine „Landtagserinnerungen" zu, die sich meist konträr widersprechen. Goethe sagt einmal: „Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß, jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann." Und Byron meint:

Es will oft geschehen,
Daß tadelsüchtige Leutchen Unkrautsquendel
In Autors reinen Weizen säen.

Wenn die Genies unter den Schriftstellern so sagen, wie muß es dann einem Autor meiner Rangordnung gehen, namentlich wenn er selbst gerne „Quendel in anderer Leute Weizen säet".

Ich bin ganz für Subjektivität angelegt, und in allen meinen Urtheilen spreche ich gerne nur subjektive

Anschauungen aus. Dies muß die Gegnerschaft anderer „Subjekte“ und subjektiver Meinungen hervorrufen, und je nachdem diese mit mir harmoniren oder nicht, wird auch die Kritik ausfallen.

Heute habe ich über das gedachte Buch eine Kritik gelesen, die mich in psychologischer Hinsicht frappirte. Es ist ein Referat der „Frankfurter Zeitung“ über die gedachte Schrift. Da heißt es denn unter anderem: „Das Ganze dieser politischen Streitschrift hat nicht mehr den frischen, fröhlichen Zug, mit dem wir den Pfarrer von Hagnau in Italien wandern zu sehen gewohnt sind. Das macht, weil der Verfasser zur Erkenntniß gekommen ist; er lernte das Böse vom Guten, den politischen vom kirchlichen Katholizismus unterscheiden, und nun fühlt er sich aus seinem Paradiese verjagt. Wenn auch in etwas verändertem Sinn, so kann man doch auch von dem katholischen Geistlichen sagen: Wer einmal zur Erkenntniß des Lebens gekommen ist, für den hat das Leben ein Ende. Wenn auch nicht das Leben überhaupt, so doch die Frische, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit des Denkens und Wirkens. Dr. Hansjakob sagt sich feierlich vom politischen Katholizismus los; ob ihm das seinen Humor wieder geben wird? Wir bezweifeln es. Wer einmal den Schritt des Dr. Hansjakob gethan hat, muß entweder der Schritte mehr thun oder verbittert zurücktreten.“

Diese Worte geben in der That einen Theil meiner dermaligen Seelenstimmung richtig wieder. Der Humor hat in jenem Büchlein seine „wehmüthige Seite“ herausgekehrt, und mit Recht nennt der Kritiker es geradezu „Wehmuth und Müdigkeit“. Doch hoffe ich meinen Humor wieder ganz zu finden, wenn die Schatten, welche die mir ge-

wordene Behandlung in meine Seele geworfen, mit der Zeit verschwunden sein werden und der Gang der Dinge definitiv für oder wider mich wird entschieden haben. —

Gestern war mein Namenstag. Eine kleine Zahl auswärtiger Freunde hatte sich bei mir eingefunden und Musik und Freudenschüsse meiner Pfarrkinder den Tag schon am Abend zuvor verkündigt.

Als unsere Dorfmusik ihre einfachen Klänge über den See hin spielte und Fackellicht das Dunkel der Nacht düster erleuchtete, da zog eine eigene Wehmuth durch mein Inneres, für die ich keine rechten Worte finde. Ich weiß nicht, waren es die Töne der Musik durch die Nacht hin, die mein Nervenspiel erregten, oder war es der Gedanke an das, was der Namenstag und Namensheilige jedem Katholiken sein sollen und in der Regel nicht sind.

Wie schön und einfach lauten beim hiesigen Landvolk die Glückwünsche von Jung und Alt: „Ich wünsche Glück zum Namenstag, daß Sie lange leben, gesund bleiben, dereinst in Himmel kommen und wir uns dann in der Ewigkeit wieder sehen!“

Wenn man sein Verhältniß zu seinem Namenspatron im christlichen Sinne auffaßt, wonach der Heilige uns gegeben ist als Vorbild, dem wir in seinen Tugenden und seinem Streben nach dem Ewigen nachahmen sollen, so dürften die meisten Menschen an ihrem Namenstag in Sack und Asche Buße thun, statt zu essen, zu trinken und lustig zu sein.

Ich bin ordentlich froh, daß der Tag mit seinem vielen Reden und der Unruhe im Hause und im Herzen vorüber ist.

Heute bin ich, um wieder etwas auszugleichen, in die

Todtenstille vergangener Jahrhunderte hinabgestiegen und lese die alten Urkunden meines Nachbardorfes Immenstaad.

Es ist ein eigener Gang, der Gang durch die verschwundenen Zeiten, die uns solche Schriftstücke vorführen. Wenn wir sonst in Büchern von alten Zeiten und Menschen lesen, so haben wir nichts vom Original vor uns. Hier aber liegt in unserer Hand das ehrwürdige Pergament, welches um viele Jahrhunderte die darin genannten Personen und ihre Thaten überlebt hat.

So las ich eine Bulle Johannes XXIII., datirt Konstanz 21. März 1415, worin er den Bewohnern des genannten Dorfes am See gestattet, eine Kapelle zu bauen. Diese Kapelle ist längst vom Erdboden verschwunden, die Geschichte jenes Papstes liegt um mehr denn vier Jahrhunderte hinter uns, vom damaligen Konstanz ist kaum noch ein Stein auf dem andern — die Bulle aber hat all' das überdauert und ist noch so frisch leserlich, wie am Tage ihrer Geburt. Wahrlich, so ein Pergament kann sich fast messen mit den ewigen Wellen des Sees und den Bergriesen, die in denselben hineinschauen. Es kann uns Menschen stolz zurufen: „O, wie klein und vergänglich seid ihr — selbst einem ordentlichen Stück Papier gegenüber!“ Unser Holzstoff-Papier kann nicht so sagen.

Am 18. Juli.

Diese Nacht dachte ich lange vergebens nach über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit verschiedener Insekten im Haushalt der Natur. Seit der heißen Jahreszeit sind hier eine Art Schnaken allen Menschen zu einer nächtlichen „ägyptischen Landplage“ geworden. Mich ließen sie diese Nacht auch nicht ruhen, unheimlich singend und stechend.

Es kam mir die eigentliche Bosheit dieser Thierchen so recht in den Sinn. Unter Tags, wo man sich ihrer wehren könnte, sitzen sie harmlos und ruhig an der Wand, in der Nacht aber, da der Mensch ruhen will von harter Sommerarbeit, wird er von ihnen geplagt. Vergeblich dachte ich nach über die Frage: „Wozu diese Bestien?“ Und gerade unter den zahllosen Insekten sind die allermeisten entweder nutzlos für uns Menschen oder schädlich. Daß viele unter ihnen den Vögeln zur Nahrung dienen, ist richtig, allein warum plagt dann dieses Schnakenvieh nicht jene, sondern uns? Ich meine, daß in diesem Fall die Darwin'sche Lehre, der ich bis zum Affen einschließlich beistimmen kann, eine Erklärung gibt. Diese Thierchen sind eben die nothwendigen Entwickelungsstufen in der Gattung bis hinauf zu einer andern.

Ich las heute das neueste Heft der Annalen von Lourdes, die von den dortigen Missionären herausgegeben und in freundlichster Weise, seitdem ich dort war, mir zugesendet werden. Es fiel mir heute wieder besonders auf, wie die Franzosen Religion und Vaterland aufs innigste verbinden. Auf jeder Seite kann man lesen: „Wir Christen und Franzosen“, „unser Frankreich“, „sein und der Kirche Triumph“. Von einem Prediger an der Grotte heißt es: „Seinem ebenso katholischen als französischen Herzen entströmten oft die feurigsten Gefühle des christlichen Patriotismus.“

Was ich von diesem glühenden Patriotismus der Franzosen und Katholiken halte, habe ich in meinem Buche über dieses Land des Nähern dargethan. Ich habe mich heute nur wieder überzeugt, daß es in diesem Punkte noch nicht besser geworden ist.

Fürst Bismarck hat einmal im Reichstag diesen

Patriotismus des französischen Klerus lobend hervorgehoben und sich gewundert, daß der deutsche Klerus ihn nicht so habe. Es ist gewiß eine schöne Sache um den Patriotismus. Er ist in Frankreich stärker, als bei uns, weil die Franzosen seit Jahrhunderten ein großes, einiges Reich haben, Deutschland aber bis vor kurzem zerrissen und zerstückelt war und seine alten Kaiser fast zu allen Zeiten machtlos den ihnen feindlichen Landesherren gegenüber stunden. Die Kapetinger haben es verstanden, die Einzelfürsten auf jede Art auszutilgen. In Deutschland, das ein Wahlreich gewesen, konnte es nie so weit kommen, und der Einzige, der damit umging, etwas Aehnliches zu thun, Wallenstein, mußte fallen.

Daß der französische Klerus sein Frankreich zu einem Abgott macht, ist aber ein Patriotismus, den ich bei uns nicht wünsche, obwohl es auch in Deutschland — gottlob nicht unter dem Klerus — Reichshuber genug gibt, die da meinen, das Allerhöchste für den Deutschen seien „der Kaiser, Bismarck und das Reich". —

Am 3. Juni kamen die Schüler der Jesuiten von Toulouse, die dort für die Militärschule von St. Cyr vorbereitet werden, nach Lourdes. Sie hatten eben ihr Examen bestanden und zu ihren schriftlichen Arbeiten Federn benutzt, die sie, wie die Annalen berichten, vorher in Wasser von der Grotte getaucht hatten. Diese Benutzung des Wassers von Lourdes geht mir nun entschieden zu weit und ist sicher nicht geeignet, die Thatsachen am Felsen von Massabielle weiter zu tragen, sondern zu diskreditiren. Ich begreife nicht, wie die sonst so ruhigen und jeder Uebertreibung entgegentretenden Jesuiten ihren Schülern so etwas vorschlagen oder es auch nur dulden konnten.

Es vollziehen sich an der Grotte von Lourdes so viele wirklich fromme und heilige Akte, daß man um so mehr bedauern muß, wenn derartige Dinge, die von Gegnern so leicht ins Lächerliche gezogen werden können, vorkommen.

Am 24. Juli.

Es ist seit acht Tagen eine Hitze, bei der einem nervösen Menschen Denken und Schreiben vollständig vergehen. Allein beides ist ja auch nicht absolut nöthig, da unsereiner weder Philosoph, noch Diplomat, noch Redakteur, noch Aktuar oder Rathschreiber ist. Schriftstellerisches Denken und Schreiben gilt ja in der Regel als Privatvergnügen und kann deßhalb jederzeit sistirt werden, ohne daß der Mensch seiner Pflichterfüllung etwas vergibt. Und fürwahr, wenn ich es nochmals anzufangen hätte, das Schriftstellergewerbe, ich würde es nicht mehr thun. Wenn ich alle meine Schriften, die ich geschrieben, aus der Welt schaffen könnte, so würde ich mich verpflichten, nie mehr auch nur eine gedruckte Seite von mir zu geben. So aber, nachdem man mit gutem oder schlechtem Renommée unter seinen Mitmenschen umhergeht und sich Schriftsteller „schimpfen" läßt, schreibt man ruhig unter der alten Firma weiter, häuft Staub auf Staub und vermehrt die Unzahl der täglich erscheinenden und täglich verschwindenden Schriften.

Es ist das Schriftstellern kleiner Geister, wie unsereiner, eine Art Manie. Wenn man einmal angefangen hat, literarisch thätig zu sein, so kann man nicht mehr aufhören. Man glaubt, die Welt gehe unter, wenn nicht jedes Jahr etwas unter seinem Namen erscheint, während keine Katze mehr miauen und kein Hahn weiter

krähen würde, wenn der Betreffende seine Werke ungeschrieben ließe.

Der alte Schriftsteller gleicht dem alten Fuhrmann; wenn der auch nicht mehr stolz die Rosse lenken kann und weder Pferd noch Wagen mehr hat, so knallt er doch noch im stillen Hof neben dem leeren Stall mit der Peitsche, in seliger Erinnerung an bessere Zeiten.

So schreiben wir eben fort und fort, und wenn's auch immer dümmer und schlechter wird, was wir schreiben. Wir Schriftsteller meinen allerdings, wir schrieben immer gescheidter von Jahr zu Jahr, während der objektive Leser anders urtheilt. Wenn ich, was sehr selten geschieht, ein Buch, das ich vor Jahren geschrieben, heute wieder durchblättere, so schäme ich mich einestheils meiner jugendlichen, unreifen Gedanken, anderntheils wundere ich mich und meine, ich sei früher geistig geweckter gewesen. Und jetzt sind die Gedanken alt und wahrscheinlich langweiliger, als ehedem.

Item, es ist ein Elend mit den Schriftstellern niederen Ranges, und man sollte, wie schon gesagt, derlei Leuten, zu denen ich mich natürlich auch zähle, verbieten, je etwas drucken zu lassen. Es wird überhaupt in der heutigen Welt viel zu viel gelesen und geschrieben, und darin liegt auch kein kleiner Faktor unseres nationalen und sozialen Elends.

Am 27. Juli.

Zum erstenmal seit dem Bestehen des deutschen Reiches bin ich an den Reichstagswahlen unbetheiligt und halte weder Kandidatenreden noch Wahlversammlungen für andere. Ich lasse, ganz unberührt, in den Tagesblättern die Politik und ihr Treiben in den Parteien an mir vorüberziehen und sehe jetzt erst ein, wie glücklich der Mensch ist, der

nicht mitten in einem politischen Kampfe, namentlich nicht in einem Wahlkampfe steht.

Der einzige Mensch, mit dem ich zur Zeit von Politik rede, ist mein Sakristan, ein Original, das ich später einmal ausführlich zu zeichnen gedenke. Abends, wenn er die Betglocke geläutet hat, setzen wir uns manchmal auf die Bank vor meinem Hause, schauen über den stillen See hin und politisiren. Ich trage ihm die neuesten Nachrichten vom Tage vor und höre dann zu meiner Unterhaltung seine Ansicht darüber. Er ist ein alter Politiker, hat in seiner Jugend viel gelesen und war anno 1848 einer der Hauptrepublikaner in Dorf und Umgegend. Er mußte flüchten, stellte sich später selbst und büßte sein Staatsverbrechen im Gefängnisse. Sein Hang nach Opposition gegen die Regierung trieb ihn, wie manch anderen seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen, ins „ultramontane“ Lager.

Als ich bei meiner Hierherkunft die Maiandacht einführte, machte er mir das Modell zum ersten Maialtar sehr schön und aus eigenem Antrieb, was mich nach dem Tod des vorigen Sakristans veranlaßte, ihn zum Kirchendiener zu erheben.

Ich hab' seitdem schon manche Stunde mit ihm politisirt und mich erfreut an seinen stets gesunden, originellen Ansichten. Er ist im eben beendigten Kriege Freund der Türken, dabei Bewunderer der Engländer und Schwärmer für die Griechen.

Lange schon ist oft der Abendstern am Säntis vorübergezogen, wenn wir uns trennen. Während er dann ins Oberdorf seiner Hütte zugeht, spricht er, immer politisirend, mit sich selbst über Russen und Türken.

Am Morgen stellen wir beide nach dem Gottesdienst

zuerst dem Wetter die Prognose, wobei unsere Ansichten viel mehr differiren, als in der Politik. Gen Mittag trägt er mir, in der Sommerszeit, mein Badezeug an den See, und unterwegs beginnt das politische Thema, das am Abend sich fortsetzt.

Am 30. Juli.

Heute erhielt ich von einem Freunde ein kleines bayerisches Volksblatt zugesandt, das über mich schimpft, was das Zeug hält, wegen meiner Residenzerinnerungen. Das ordinäre Schimpfen ärgerte mich nicht, aber etwas anderes.

Das genannte Blättchen nennt sich „Kreuz“, erscheint in Stadtamhof und hat zum Redakteur einen Pfarrer Schäfer in Ramspau. Auf dem Titel prangt das Kreuz Christi mit der Inschrift: „Alles für Jesu und Maria.“ Diese Leute meinen nun, seinen Nebenmenschen heruntersetzen und beschimpfen, geschehe auch zur Ehre Jesu und Maria. Bei solcher Gesinnung würde man besser den Teufel über das Blättchen malen.

Ich habe seit einigen Tagen meine Lektüre Byrons beendigt und lese den dritten Band der Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, herausgegeben vom literarischen Verein in Stuttgart. Schon die frühern Briefe dieser geistreichen, urdeutschen Pfalzgräfin vom Rhein, die an den Bruder Ludwigs XIV. verheirathet war, haben mich in hohem Grade interessirt.

Ich bin sonst ein Feind von allem, was in Briefform erscheint, und finde namentlich literarisches Produkt in dieser Form über die Maßen langweilig. Diese Briefe der Herzogin von Orleans aber lese ich mit einem Vergnügen, wie ein junges Mädchen einen Roman, und

bedaure nur, wenn ich im besten Lesen bin, meiner Augen halber das Buch für einige Zeit wieder weglegen zu müssen.

Man lernt in diesen Briefen nicht bloß eine vollendete Frau kennen, sondern so viel Interessantes an historischen Details, an Menschen-, Zeit- und Kulturgeschichte, daß die Lektüre zu einer in hohem Grade nutzbringenden wird.

Elisabeth Charlotte (geb. 1652, † 1723), Enkelin Friedrichs V. von der Pfalz, des bekannten Winterkönigs von Böhmen, gibt uns in ihrem Briefstyl aber auch einen Beweis von der guten, deutschen Natürlichkeit jener Zeit, einer Natürlichkeit, die sie an dem affektirten und verdorbenen Hofe zu Paris nicht verloren hatte. Heute gälte ein Brief in dem naiven, offenen Tone der Herzogin für „gemein“ bei einer Bürgersfrau, bei einer Prinzessin für „Skandal“ — und doch wird man selten und zu allen Zeiten in höheren Ständen eine sittenreinere, wahrhaft christlichere Person gefunden haben, als Elisabeth Charlotte es war.

Die Begriffe von „Bildung“ und „Anstand“ waren eben zu kaum einer Zeit irriger, als in der unserigen.

Von der Unmasse von Briefen, welche die Herzogin schrieb, liegen in den genannten Publikationen die deutsch geschriebenen an ihre Halbschwester, die Raugräfin Louise von der Pfalz, vor, und diese allein füllen bis jetzt drei Oktavbände. Der Band, den ich eben lese, umfaßt die Briefe aus den Jahren 1716, 1717 und 1718. Ich las heute merkwürdige Dinge über die damalige Praxis der Aerzte. Diese, soweit sie sich Allopathen nennen, und das ist die größte Anzahl, wandeln heute noch vielfach in ägyptischer Finsterniß und treiben gegen ihre Neben-

menschen in bester Absicht und nach allen Regeln der Wissenschaft manchmal ein wahres Korsarenhandwerk. Allein zur Zeit der Herzogin von Orleans trieben sie es noch bunter. Da wurde alle Monate ein bis zweimal jedem Prinzen und jeder Prinzessin, auch in gesunden Tagen, zur Ader gelassen und bei Unwohlsein noch mehr. So erzählt Elisabeth, wie sie im Frühjahr 1717 mit Blutentziehen und Purgiren so herabgebracht wurde, daß sie kaum mehr durch ein Zimmer schreiten konnte. Und doch lesen wir von Monat zu Monat eine Fortsetzung dieser Kur neben Trinken eines Wassers, in dem ein lebendiger Krebs lag. Auch Kaffee mußte zur Remedur getrunken werden, den die Herzogin sehr haßte. „Man macht mir nun 2 mahl deß tags den verfluchten caffé, 2 mahl des tags, das verdrießt mich unerhört." Trotzdem sie alle Medizin verwirft, und es ihr jedesmal Angst ist auf den Aderlaß, so geschieht es doch fort und fort, weil sie dem Arzt glaubt und es am Hof so eingeführt ist.

Man muß sich wundern, daß die Frau noch 71 Jahre alt wurde, und nicht verwundern, daß in jener Zeit am französischen Hofe — alles von Geblüt, so früh starb, wenige ausgenommen. Allerdings lebten jene „Prinzen und Prinzessinen von Geblüt", wie Charlotte selbst berichtet, auch darnach, aber das stete Blutentziehen war doch noch ein Beschleunigungsfaktor ersten Ranges.

Köstlich ist auch die Verhaltungsmaßregel nach den Aderlässen: „Den ersten Tag mäßig, den zweiten fräßig, den dritten Tag toll und voll."

An Purgirmitteln gaben die Aerzte den Herrschaften wahre Pferdedosen, so daß man sich fragen muß, wie es möglich war, daß die Patienten auch nur eine Kur überstanden haben.

So schreibt die Herzogin z. B. unterm 5. Mai 1718: „Seiter meiner Aderläß bin ich so schwach, daß ich keine 3 Schritt thun kann, ohne bitter müd zu werden. Bis sambstag wird es noch viel ärger werden, wenn man mich wirdt purgirt haben, dann werde ich keinen Fuß vor den andern setzen können. Wenn man mich so plagt, wenn ich krank bin, finde ich nichts dagegen zu sagen; aber wenn man mich krank macht, wenn ich gesund bin, das ist mir unleidlich.“

So kurirte und präservirte man die Menschen vor 150 Jahren — ohne Dynastien und Völker gänzlich auszurotten. Und das im Namen — einer Wissenschaft! —

Fast nach jeder Woche berichtet die Herzogin von diesen bei ihr angewandten Heilmitteln.

Noch interessanter war mir ein Brief vom März 1718, worin sie einige Belege gibt, wie in Geschichte gemacht und gelogen wird. In ihres Großvaters, Friedrichs V., Geschichte dozirte man bis in die neueste Zeit und immer noch, daß er von seiner Frau, einer englischen Prinzessin, getrieben worden sei, die Krone Böhmens anzunehmen. Elisabeth sagt nun, es sei daran kein wahres Wort; ihre Großmutter habe sich lediglich um Komödie, Ballett und Romanlesen bekümmert und gar nichts von der Sache gewußt. Der Prinz von Oranien habe den Pfalzgrafen dazu bestimmt. Ebenso schreibe man den Frieden mit Holland und die Heimkehr Ludwigs XIV. der Generosität dieses Königs zu, während er heim sei, um die Montespan wieder zu sehen! Auch sei der erste holländische Krieg durch den Minister de Lionne angesponnen worden aus Eifersucht gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der seiner Frau den Hof gemacht habe.

Die Herzogin fügt diesen Berichten trefflich bei: „Nun kann man so lügen in sachen, so uns vor den nasen geschehen; was kann man denn glauben von was weiter ist und vor langen jahren geschehen.“

Es wird heute noch gerade so gemacht! Aber wir wollen gewisse Leute nicht ärgern.

Am 2. August.

Eben bringt mir die Zeitung die Nachricht von dem Tode des Kardinal-Staatssekretärs Franchi. Dieser Tage noch las ich in einer kurzen Lebensskizze von ihm, „die Geschichte werde ihn einst den größten Kardinal-Staatssekretären an die Seite setzen“, und heute kommt die Nachricht von seinem Tod, ehe er noch eine Gelegenheit gehabt, seine kirchenpolitische Kunst zu zeigen. Während der Kardinal eben die Versöhnung mit Deutschland einleitete, ein Unternehmen, das ihm großen Ruhm hätte bringen können, überfällt ihn der Sensenmann. Daß er, von niedriger Herkunft, es im Leben zum Kardinal gebracht hat, ist immerhin ein ehrender Nachruhm für den Mann.

Von der Wahl seines Nachfolgers wird übrigens für uns in Deutschland viel abhängen.

Fürst Bismarck hat vor einigen Jahren einmal im Parlament gesagt, „die katholische Kirche sei der Papst. Jetzt eben sei ein kriegerischer Papst da; er hoffe aber, daß einmal auch ein friedfertiger Papst und ein friedfertiger Kardinal-Staatssekretär kommen werden, und mit denen hoffe er dann Frieden schließen zu können“. Diese Hoffnung schien in Erfüllung zu gehen, als Franchi plötzlich starb. Während er im Sterben lag, konferirte der Nuntius Masella in Kissingen mit dem Reichskanzler. Dieser ging also nicht nach Canossa, Rom aber ging nach Kissingen; was jeden

freuen wird, der es mit der katholischen Kirche in Deutschland wohl meint.

Es scheint sich jetzt zu verwirklichen, was ich in meinem Buch über Italien aussprach, daß nämlich die Zeit kommen würde, wo Rom über die Häupter der deutschen Bischöfe weg mit Deutschland sich vertragen werde. Und nun verhandelt ein junger italienischer Prälat mit Bismarck, und die Bischöfe werden sich wohl oder übel fügen müssen. Das hätte man sich ersparen können. Daß wohl keiner der staatlich abgesetzten Oberhirten mehr in seine Diözese zurückkehren dürfte, habe ich in jenem Buch auch gemeint, und die Zukunft wird auch das bestätigen.

Man nimmt es Rom vielfach übel, daß es im Kampf verdiente Bischöfe beim Friedensschluß dem Staate opfert. Ich finde das aber begreiflich. Rom hat stets die Sache im Auge, und die geht den Personen vor, da die letzteren nur um der Sache willen da sind.

Nach dem großen Kampfe wegen der gemischten Ehen zu Anfang der dreißiger Jahre wurde der tapfere Erzbischof von Köln geopfert. Es wird auch diesmal ähnlich gehen.

Ich lese, daß Monsignore Masella in Kissingen unter dem Namen eines Abbé Gaetano aus Bamberg figurire. Ich stellte mir dabei die Frage, ob er nach dem strengen Sinne der Moral und Casuistik sich für einen anderen ausgeben dürfe? Es ist allerdings eine Licenz der hohen Herren weltlichen Ranges, incognito unter fremden Namen zu reisen. Ob aber ein Vertreter der christlich-katholischen Kirche dies thun darf, weiß ich nicht. Ich möchte die Frage fast verneinen, da es in etwas an den Satz grenzt, daß der Zweck die Mittel heilige. —

Seit einigen Wochen habe ich nicht eine Stunde einen sogenannten gebildeten Menschen um mich gehabt. Selbst meinen geistlichen Nachbar, den Pfarrer von Kippenhausen, den ich sonst fast täglich beim Spaziergang getroffen, sehe ich nicht mehr, seitdem ich der Hitze halber die Landstraße verlassen habe und in des Waldes Gründen umherschweife. Ich finde, daß ich durch das stete Alleinsein mit meinen Gedanken innerlich viel ruhiger, aber auch elegischer gestimmt bin. Vergänglichkeit und rasches Schwinden von Zeit und Dasein beschäftigen mich viel mehr als sonst bei meinen einsamen Gängen.

Es mag dazu auch die Lektüre der Briefe der Herzogin von Orleans beitragen. Die Schilderung von Festen, Personen und Tagesereignissen, die nun schon längst entschwunden, erinnert unwillkürlich an die Eile des Lebens.

Am 5. August.

Als ich heute gegen Abend in den Wald ging, begegnete mir ein kontrakter Bursche unseres Dorfes, der „Marte". Dieser arme Mensch ist von Geburt an so krüppelhaft, daß er kaum gehen und reden kann und die Gestalt eines zwölfjährigen Knaben hat, trotzdem er in den zwanziger Jahren steht. Er ist aber dabei eine so fromme, gute Seele und ein so thätiger Arbeiter, daß man ihn lieben und achten muß. So hatte er heute in der großen Tageshitze des ganzen Nachmittags Aehren gelesen. Welche Mühe ihm das verursachte, mag daraus hervorgehen, daß er knieend auf dem Felde rutschen mußte, weil er sich nicht stark bücken kann, ohne zu fallen. Gleichwohl war er seelenvergnügt, da ich ihn auf seiner

Heimkehr mit seinen Aehrenbüscheln traf und mit ihm redete.

Es strahlt aus diesem unscheinbaren Menschen eine so liebe Seele, daß ich jeweils eine Freude habe, ihn zu sehen.

Wenn es auch selten wahr ist, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, so ist es gar oft der Fall, daß in verkrüppelten, häßlichen Menschen eine häßliche Seele sich zeigt. Das Volkssprichwort sagt: „Je krümmer, je schlimmer." Unser Martin ist davon eine Ausnahme. Seine Seele schaut so mild und friedlich aus seinem elenden Körper, daß man diesen ganz übersieht.

Am 9. August.

Ich las eben in Stolz' „Wilder Honig" die Worte aus seinem Tagebuch: „Eine Weltmüdigkeit, eine Langeweile und Tonlosigkeit für alles, was mir die Erde bietet, lagert über meiner Seele." Ich kann dies zur Zeit buchstäblich auch von mir sagen, und es gereicht mir zur Beruhigung, daß dem ebenso geistreichen als frommen Alban Stolz derlei Stimmungen auch nicht fremd sind. Unfähig zu jeder geistigen Arbeit, sitze ich unter Tags im Hause und vor dem Hause herum und schleiche am Abend durch den Wald, müde und matt, wie ein krankes Reh.

Ich finde zu dieser Stimmung absolut keinen psychischen Grund und glaube sicher, daß die ganze Geschichte von einer Depression meiner Nerven ausgeht. Sind aber die Saiten lahm, so kann die Seele nicht spielen.

Am 16. August.

Mein Seelenleben gleicht diesen Monat einem Blatt, das träg auf dem einsamen Wasser eines Waldsees dahinschwimmt, schneller oder langsamer, je nachdem ein

Windhauch über dem Gewässer spielt oder nicht. Und ich gewöhne mich so an diese Energielosigkeit, daß ich mir fast darin gefalle. So kommt es, daß ich mehr vegetire, als lebe. Weder die aufregenden Zeitungsartikel über Stichwahlen zum Reichstag, noch verschiedene Besuche in den letzten Tagen, worunter auch eine englische Dame und ihr Mann, konnten mich in der vergangenen Woche bestimmen, irgend einen Gedanken in mir festzuhalten und niederzuschreiben.

Ich lese heute bei der Herzogin von Orleans, daß ein damaliges Sprichwort sagte: „Große Herren und große Gewässer zur Nachbarschaft haben, da findt man sich nie wohl dabei.“ Ich bin zufällig in dieser Lage; wenige Schritte von mir ist der Bodensee, und einige Minuten oberhalb meines Dorfes residirt seit einigen Tagen wieder Prinz Wilhelm von Baden. Daß mein Unwohlsein nach dem obigen Sprichwort daher komme, vermag ich nicht zu glauben, da ich mit beiden Nachbarn auf bestem Fuße stehe.

Am 17. August.

In einem von der „Germania“ veröffentlichten Briefe aus Rom heißt es, daß man „Besorgnisse hege, der Papst möchte, angesichts der traditionellen Friedensliebe Roms, zu große Konzessionen machen, um den Frieden der Kirche mit Deutschland herbeizuführen, und daß man jenen Besorgnissen an den Stufen des päpstlichen Thrones Ausdruck gegeben habe“. Man sieht hieraus, daß es in Deutschland immer Leute gibt, die stets päpstlicher sind, als der Papst selbst.

Doch meint der Briefschreiber mit Recht, was der heilige Vater thue, sei wohlgethan, und es opfere der

Kapitän im Sturme oft ein oder das andere Frachtstück, um das übrige zu retten.

Am 19. August.

Heute ist mein Geburtstag. Es sind 41 Jahre verflossen, seitdem ich in dieses Erdenleben trat. Und wenn ich zurückblicke, wie riesenhaft schnell sie vorübergingen, wie wenig ich in dieser flüchtigen Zeit für die Ewigkeit gethan habe, so kann die Stimmung meiner Seele nur eine elegische sein, und ich denke an Byrons herrliche Worte:

Zwischen zwei Welten, flüchtig und geschwind,
Seh'n wir das Leben einem Stern gleich gleiten.
Wie wenig, ach! ist kund uns, was wir sind;
Wie wen'ger, was wir werden. Strom der Zeiten
Wälzt unſ'ren Wasserschaum in wüste Weiten;
Der alte berstet, neuen zeugt der Wind
Des Zeitenflügels, und gleich flücht'gen Wellen
Seh'n unsere Tage wir in Nichts zerschellen.

Wie sehnt man sich in der Jugend nach rascherem Gang der Zeit, um im Leben etwas zu sein und zu gelten! Man wird zum Manne, wird alt und sieht dann erst, wie schnell die Zeit verflog, und wie wenig man eigentlich für Gott und die Welt gethan und erreicht hat. Und, was das schlimmste ist, diese Einsicht bringt uns doch nicht zu ernstlicherem, besserem Schaffen. „Wir wälzen unseren Wasserschaum" ruhig weiter und meinen, das heiße leben.

Es vergeht bei meinem einsamen, weltfernen Leben kein Tag, an dem ich nicht an diese Dinge denke, und doch werde ich weder besser noch schlechter als bisher.

Wer das vierzigste Jahr überschritten hat, gehört nach meiner Ansicht zu den alten Leuten. Die letzte

Station im Leben, das Alter, beginnt, und sie sollte einen doppelt nachdenklich machen.

Als ich diesen Nachmittag im Walde spazieren ging, schaute ich einige Zeit einer großen Schnecke zu, welche auf dem Wege ihre Promenade machte. Von Zeit zu Zeit hob sie ihre Fühlhörner und ihren Kopf in die Höhe, als wollte sie über ihren Weg und ihr Ziel, über wo? und wohin? nachdenken. Aber nach kurzem Bedenken ging's wieder in dem alten Schneckenschritt auf dem kalten Erdboden weiter.

„So bist du," sagte ich mir. „Oft und namentlich heute hast du dein Haupt erhoben von dem Erdenleben und bedacht, was dir zum Frieden diente, und jedesmal geht's dann wieder in der alten Trägheit, im alten Weltschritt weiter auf dem Wege, dessen Ende nicht vorauszusehen ist."

Am 20. August.

In der Frühe schon, ehe ich aufgestanden war, rief man mich zu einer kranken Frau. Ich erhob mich sofort. Als ich aber gegen das Haus der Kranken kam, lief mir ein Mann entgegen mit der Nachricht, die Frau sei eben verschieden. Zum erstenmal, seitdem ich hier bin, starb mir eine christliche Person ohne die Sterbesakramente. Vor einigen Jahren ein Lumpazius, den ich aber nicht unter die Glieder der Kirche zählte. Er endete, wie er gelebt.

Doch hatte die Verstorbene noch vor wenigen Tagen, am Himmelfahrtstage, die heiligen Sakramente in der Kirche empfangen, was mir ein Trost war für sie und mich. Das Geschrei der Kinder um die todte Mutter, die eben noch einen Sprößling geboren, tönte vom Todten-

haus schneidend herüber, als ich den Heimweg antrat, weil die Glocken mich zum Gottesdienst riefen.

Der Vater ist fort nach Meersburg, um einen Arzt zu holen, und wenn er kommt, findet er die Mutter todt und um die todte Mutter wehklagende Kinder.

Ich dachte noch in der Kirche darüber nach, wie namenlos viel Schmerz und Elend sich oft im Familienleben zusammenhäufen, während der Mensch ohne Familie nie so gehäuftes Weh zu tragen hat.

Deßhalb sind aber auch „Hagestolze“ die ungeduldigsten und widerwärtigsten Menschen, wenn sie nur ein kleines Leid oder winzigen Schmerz zu tragen haben. —

Ich wurde heute mit der Lesung der Briefe der Herzogin von Orleans, soweit sie erschienen, fertig. Ein Gedanke war mir hierbei besonders klar vor die Seele getreten: Wenn man die sittlichen Zustände, wie sie in jener Zeit am französischen Hofe und im französischen Adel bestanden und wie sie Elisabeth Charlotte theils schildert, theils andeutet — in Betracht zieht, so kann es niemanden wundern, daß die große Revolution so schrecklich losbrach. Ueber Königshaus und Adel erging nur das Gericht, das die Ahnen schon längst vorbereitet und verdient hatten.

Am 23. August.

Ich hatte gestern Abend Gäste, lauter Künstler, Maler aus München. Hofmaler Zimmermann, einer der angesehensten Meister der älteren Schule in Isar-Athen, ist ein geborner Hagnauer. Aus sich selbst, ohne materielle Mittel, unter großen Hindernissen alles geworden, was er heute ist, gehört er zu jenen schätzenswerthen Menschen, die einem schon um ihrer Energie im

Leben willen Achtung abzwingen. Seit Jahren hat er eine kleine Villa in seinem heimathlichen Seedorf und verbringt hier einen großen Theil des Sommers mit seinen zwei Söhnen, ebenfalls Künstlern. Ich bin schon manchen Abend bei dem alten Meister in meinem Hause gesessen, habe den Anschauungen und Urtheilen des ebenso geistreichen als erfahrenen und bescheidenen Mannes gelauscht und vieles von ihm gelernt.

Gestern Abend waren wir wieder beisammen und außer den Söhnen noch ein Freund des Vaters und Kunstgenosse. Dieser war ein auffallend stiller, ruhiger Mann, der mir dadurch schon imponirte. Wenn ich Sanguiniker und nervöser Mensch einem recht ruhigen Manne mich gegenüber befinde, so wirkt das beruhigend wie kaltes Wasser auf meine Nervenstimmung, und ich selber werde unwillkürlich inne, daß ich ein aufgeregter Mensch bin. Ich verkehre deßhalb sehr gern mit derartigen Naturen, weil sie mir stets ein Stück Selbsterkenntniß beibringen.

Der genannte Herr wurde mir aber auch dadurch interessant, daß er mir erzählte, wie er Maler geworden sei. Vor mehr denn vierzig Jahren war er als flotter Studiosus juris auf der hohen Schule zu Heidelberg. Eines Tages geht er am Museum vorüber, als ihm ein Bekannter zuruft und ihn auffordert, ein hier ausgestelltes Bild zü betrachten. Er tritt ein und. sieht eine Landschaft von Fries. Das Bild ergreift ihn so mächtig, und der Gedanke, die Natur auch einmal so darstellen zu können, tritt so überwältigend vor seine Seele, daß er von Stund an den Pandekten Lebewohl sagte und bei dem Schöpfer jener Landschaft als Kunstjünger eintrat.

Wie aber gar oft solch' rasche Entschließungen und Aenderungen des Berufes nicht den gewünschten Erfolg haben, zeigte sich auch hier. Der Mann brachte es nie zu einem bedeutenden Künstler. Als Jurist hätte er es wahrscheinlich weiter gebracht.

Ein mittelmäßiger Jurist bringt es in der Regel viel weiter in seiner Existenz, als ein mittelmäßiger Maler. Jener kann längst Oberamtmann sein, während dieser Hunger leidet.

Am 31. August.

Ich bin ordentlich froh, daß mit dem heutigen Tage dieser Monat zu Ende geht. Trüb, regnerisch oder durch Hitze ermattend war seine Signatur, die sich auch ganz in meinem Seelenleben und in meinem physischen Befinden abspiegelte.

Wenn ich auf ihn zurückschaue, kann ich sagen, er war „verloren". Aber, wie manchen Tag und Monat verlieren wir in der Zeit, ohne etwas für die Ewigkeit zu thun! Und schließlich verspielen wir unser ganzes Leben.

So spielen wir Narrenpossen mit der Zeit, und die Geister der Weisen sitzen in den Wolken und spotten uns'rer —

sagt Shakespeare. —

Hinter der Kirche, die unweit vom Seeufer steht, hab' ich mit Hilfe meiner Hagnauer einen kleinen Park angelegt, den aber an Werktagen nur — der Pfarrer und der alte Meßner besuchen. In einer Ecke der Kirche ist eine stille Bank mit herrlicher Aussicht auf See und Alpen. Man sieht von ihr aus nichts vom Dorfe, nur Natur weithin. Wenn nun der Sakristan „Ein-Uhr" geläutet

hat und mich nicht auf der Bank vor dem Pfarrhaus trifft, so sucht er mich hinter der Kirche. In der lauschigen Ecke halten wir dann unsere Siesta nach dem Mittagessen.

Ich war heute schon einige Zeit da gewesen, hatte trüb in den See hineingeschaut und über die Vergänglichkeit und die Oede des Lebens nachgedacht. Da kam der Alte dahergehunken, und ich rief ihm, da er sich zu mir setzte, die Worte meines Vaters zu, die längst auch mein täglich Sprichwort geworden sind: „'s ist ein Elend auf dieser Welt."

„'s ist ein Elend, Herr Pfarrer, aber aushalten müssen wir's doch," meinte der Meßner. „Und Sie können es noch besser, als ich. Ich bin ein armer Mann, mein Weib die Creszens, ist krank,, mein Sohn, der Benni, liegt seit Jahr und Tag krank darnieder, und ich kann keine Nacht schlafen vor Schmerzen in meinem Fuß. Und doch bin ich froh und dank' unserm Herrgott, daß ich noch mein ‚Dienstle' besorgen und jeden Tag gehen und stehen kann."

Ich dachte an die Worte Mephisto's, wo er zu Faust spricht:

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt,
Auch die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch und unter Menschen bist.

Und als wir uns erhoben, ließ ich meinem braven Mephisto, zum Dank für seine Lehre, im Pfarrhaus eine Flasche Wein geben. Glückselig hinkte er das Dorf hinauf seiner Hütte zu, und ich — beneidete ihn um seinen Optimismus.

Ich rede absichtlich nie von religiösen Uebungen,

wie Gebet und Betrachtung, zu denen ich als Priester verpflichtet bin, aber heute will ich doch davon reden.

Als ich, bald nachdem der Meßner mich verlassen, ein Kapitel aus Thomas a Kempis las, bekam ich noch eine bessere Lehre, als die der Sakristan eben dem Pfarrer gegeben hatte. Da spricht der Herr im 25. Kapitel des III. Buches: „Frieden wollen alle haben, aber nicht alle sind besorgt für das, was zum wahren Frieden führt. Mein Friede ist bei denen, die sanftmüthig und demüthig sind. Dein Friede wird bestehen in der Geduld. In Allem merke auf dich, was du thust und was du redest, und richte deine ganze Absicht dahin, daß du allein mir gefallen wollest. Erwarte nicht, daß du nie einige Beschwerniß leidest am Leibe oder im Gemüthe, denn frei sein davon ist ein Zustand nicht des gegenwärtigen Lebens, sondern der ewigen Ruhe.“

Am 2. September.

Eben war ich bei einer Frau meiner Pfarrgemeinde, die sich in einem Anfall von Schwermuth das Leben hatte nehmen wollen. Sie sah jetzt ganz klar ein, vor welch' furchtbarer That sie gestanden, aber sie hätte in jener Stunde, so erzählte sie, nicht anders gekonnt. Morgens um 9 Uhr hatte sie, während ihre Kinder in der Schule waren und ihr Mann krank im Bette lag, sich entfernt, um sich in das zwei Stunden vom Bodensee entfernte Flüßchen Aach im Salemerthal zu stürzen. Unterwegs aber traf sie auf einen tiefen, mit Wasser gefüllten Graben, und in den trieb sie „der böse Geist“.

Am Rande des Wassers rang sie noch mit sich, rief die Namen ihrer Kinder und stürzte sich hinein. Von ferne hatte sie aber ein Mann beobachtet; der sprang

herbei und zog sie heraus. Sofort, als hätte das kalte Naß ihren Nervenzustand beruhigt, erkannte sie, was sie hatte vollbringen wollen, und kehrte in tiefster Reue heim. Sie schilderte mir in ergreifender Art, wie sie es nicht gerne gethan habe, und daß sie keinem Menschen sagen könne, wie es ihr zu Muth gewesen sei.

Verwandte wollten ihr schwere Vorwürfe machen, statt die Arme aufzurichten, die lediglich von einem ge-erbten Leiden heimgesucht ist. Ihr Großvater hatte im Wasser den Tod gesucht, und ihre Mutter, die ich selbst noch kannte, hatte häufige Anfälle umnachteten Geistes.

Von allen Uebeln, die sich von Eltern auf die Kinder übertragen, ist Geisteskrankheit entschieden das gräßlichste. Man spricht in unsern Tagen mit Fug und Recht von Einschränkung der fast schrankenlosen Verehelichungsfrei-heit, weil so viele existenzlose Menschen sich verheirathen. Noch nützlicher aber wäre es, wenn man mit erblicher Krank-heitsanlage Behaftete vom Ehestand ausschließen würde, weil sie ganze Generationen elender, unglücklicher Menschen in die Welt setzen. Ich erinnere nur an die unzähligen Fälle von Schwindsucht. Der moderne Staat greift so viel und so weit in Dinge ein, die man füglich dem Einzelnen überlassen könnte; wo aber Zwang noth thäte, gibt er Freiheit.

Ich habe mir schon aus früheren Jahren Fälle aus meiner Gemeinde erzählen lassen, wo Menschen den Tod im Wasser suchten, und dabei die merkwürdige Erscheinung wahrgenommen, daß keines von diesen Unglücklichen sich in den nahen Bodensee stürzte, sondern alle ent-fernter gelegene, kleine Gewässer aufsuchten. Wie ist diese Thatsache zu erklären? Hatten die Armen eine Art Scheu vor dem großen Wasser oder waren ihnen die

weiten Ufer des Sees zu belebt und wollten sie in stiller Einsamkeit, ungesehen, die Welt verlassen? Merkwürdig ist ferner, daß alle die hiesigen Selbstmörder und die meisten, von denen ich überhaupt weiß, am Tag ihr Leben endeten und nicht bei der Nacht. Es sind all' diese Fragen Räthsel und werden es wohl stets bleiben.

Eines aber hab' ich gefunden, daß geistig beschränkte Menschen eher zum Selbstmord schreiten, als begabtere. Wenn in ein kleines Gehirn etwas kommt, was noch nie durch dasselbe gegangen ist oder ein äußerer Vorgang heftig auf dasselbe einfällt, so kommen die Betreffenden sehr leicht „aus dem Häusle", wie das Volk sagt. Es ist ein harter Schlag auf Glas.

Derlei Leute gleichen dem kleinen Blumentopf, in den man eine groß werdende Pflanze setzt; sie dehnt sich aus, und der Topf zerspringt.

Geistig stärkere Leute halten die elektrischen Ströme des Lebens eher aus, sie verlieren nicht den Muth bei harten Schicksalsschlägen und gehen dem Kampf ums Dasein nicht aus dem Wege. So hat sich in meiner Gemeinde vor kurzem ein schwachgeistiger Mann ums Leben gebracht, weil er in einer Erbschaftsangelegenheit vor Gericht sollte und noch nie „vor Amt" gewesen war. Am Tage vor dem Termin ging er in den Wald und erhängte sich.

Obige allgemeine Bemerkung lasse ich aber nur gelten für normale Zeiten und für vom Zeitgeist und der Kultur nicht angefressene Menschen. Jetzt tödten sich ja kleine und große Buben in Menge — aus Blasirtheit, Liederlichkeit und Religionslosigkeit — Dinge, die allerdings auch Schwäche des Gehirnes voraussetzen!

Am 3. September.

Zum erstenmal seit Monaten verließ ich heute wieder für einen halben Tag mein stilles Dorf. Ich fuhr nach Konstanz; das Motiv dazu war ein sehr unbedeutendes. Meine Schwester wollte meine Zimmer aufwaschen, eine That, welche ich schon längst verhindert hatte, die mich aber, als sie unabwendbar geworden, aus meiner Klause hinaustrieb. Der Widerwille des männlichen Geschlechtes gegen das Aufwaschen und Putzen von Zimmern und Hausgängen ist allgemein, soweit die starke Seite des menschlichen Geschlechtes nicht aus Bodenwichsern und „Weibsleuten“ besteht.

Gar oft wird das Waschen und Aufwaschen auch zur weiblichen Kriegslist. Wenn man den Hausherrn gerne einmal aus dem Haus hätte, so braucht man nur von solchen Dingen zu reden und ihrer absoluten Nothwendigkeit, dann geht der gute „Kater“, und die Mäuse sind, wenigstens auf einige Zeit, Meister.

Der bayerische Kapitän, dessen „Bavaria“ ich heute bestieg, begrüßte mich als einen lange nicht mehr Gesehenen. In der That wohnt kaum jemand am See, der weniger auf Dampfschiffen zu sehen ist, als ich. Meine Antipathie gegen kleinere Ausflüge und meine Abgeschlossenheit nach außen nimmt immer mehr zu. Wenn das so fortgeht, bin ich in zehn Jahren ein menschenscheuer Hypochonder.

Konstanz kam mir heute durch die vielen fremden Reisenden, welche am Hafen und in seinen Straßen zu sehen waren, wie eine Großstadt vor, zu welcher Meinung allerdings der Kontrast zu meinem Dorf viel oder alles beitrug. Gleich am Hafen traf ich einen alten Rastatter

Studienfreund, jetzt Zollinspektor in Konstanz. Aus dem lustigen, hagern Studenten war ein dicker, nahezu phlegmatischer Hagestolz geworden, ein Mann, wie er anders nicht werden kann bei Zolltabellen und Tarifansätzen, mit denen er Jahr ein Jahr aus zu thun hat. Bei derlei Beschäftigung müßte ein Mensch alles mögliche anwenden, um nicht Schablone zu werden. Gegenmittel wären Musik, Poesie, Schöngeisterei; allein dazu haben die meisten derartigen Beamten weder Zeit noch Lust. Wenn sich dann noch das Hagestolzenthum dazu gesellt, so fehlt bald nichts mehr zum Bureau-Hypochonder der schlimmsten Sorte dieser Gattung, und als solchen fand ich meinen alten Freund. Ich war innerlich froh, kein Kanzleimensch geworden zu sein.

Dieses Frohsein ward auch nicht getrübt, als ich bald darauf in das Bureau des Staatsanwalts Fieser eintrat. Die Staatsanwälte habe ich sonst schon oft beneidet ob der schönen, freien Reden, die sie halten dürfen. Als ich aber heute einen dieser Glücklichen hinter seinen Akten in enger Stube sitzen sah, da war auch dieses Ideal geschwunden.

Diese Herren sind die Beichtväter des Staates. So wie ein kirchlicher Beichtvater dem Sünder rückhaltslos ins Gewissen reden darf und reden soll, so auch der Staatsanwalt dem Verbrecher und Sünder am irdischen Gesetze. Doch der geistliche Beichtvater muß es unter vier Augen thun und absolutes Geheimniß bewahren. Die Beichtväter des Staates aber gehen vor aller Welt mit dem Sünder ins Gericht, machen in der Regel den armen Teufel noch viel schwärzer, als er ist, und haben ein gewaltiges Privilegium des Räsonnirens und Kritisirens. Wenn ein Vertheidiger zu weit herauslangt,

wird er vom Vorsitzenden sofort zur Ordnung gerufen, aber gegen die Staatsanwälte sind die Präsidenten, welche ja auch von Staates Gnaden sind, nachsichtig, wie schwache Großväter gegen ungezogene Enkel.

Ein Freund möglichst freien Redens, hab' ich drum schon manchmal gedacht: „So ein privilegirter Staats-Trompeter möcht' ich auch sein!" Heute verging mir diese Lust.

Eine Stunde später besuchte ich einen Zeitungs-redakteur und Verleger. Auch hier überkam mich der Gedanke, ein Redakteur zu sein, eiskalt.

Und als ich am Nachmittag auf der Terrasse des Konstanzer Hofes saß und über den See hinauf schaute, fand ich, daß die Aussicht von meinem Pfarrhause doch noch schöner sei.

So fuhr ich denn am Abend gerne wieder über das Wasser heim und dachte: „Der liebe Gott hat es am Ende doch am besten mit dir gemeint, da er dich zum Dorfpfarrer am See machte."

Am 4. September.

Wie ich meinen Abendspaziergang antreten wollte, kam zur Thüre herein ein alter Schulkamerad aus meiner Heimath, ein ehrsamer Metzgermeister.

Ich hatte größere Freude an seinem Besuche, als wenn irgend eine politische oder literarische Größe mich beehrt hätte.

Es war der Metzger „Giger" von Hasle, der erste Charcutier des Kinzigthals, ein Mann, der mit seinen Cervelat- und Groschenwürsten weit mehr verdient, als unsereiner. Ich nahm ihn sofort mit auf meine Promenade und zeigte ihm von der Höhe des „Fohren-Bühls" aus alle Herrlichkeiten des Bodensees.

Der Mann des Blutes und des Fleisches wurde aber nicht recht warm. Und ich nahm es ihm auch nicht übel. Ich dachte, die schönste Ansicht für einen Metzger sei wohl ein Stück Mastvieh, und die schönste Aussicht ein Kamin voll geräucherter Schinken. Im Verlaufe unseres Weges aber merkte ich, daß dem „Heiner“ auch sonst noch etwas am und auf dem Herzen liege. Und richtig, im Angesichte der Säntisgruppe, vor dem Spiegel des schwäbischen Meeres erzählte er mir, es habe zu Hause Spektakel gegeben, und er sei dem Groll seines Weibes, meiner Jugendnachbarin, des „Schneider Hilsen-Seppe“, gewichen und in die weite Welt gefahren.

Ich war gestern vor weiblicher Wascherei über See gedampft und der Blutmann von Hasle entflohen, da sein Weib ihn gewaschen. Er, der einen Stier mit wuchtigem Schlag niederwirft und tödtet, er weicht vor den Zungenschlägen eines Weibes bis hinauf zum schwäbischen Meer! So groß ist die Macht der — Loreley, auch ohne goldenes Haar und goldenen Kamm!

Schon im vorigen Jahr kam ein Freund aus dem untern Kinzigthal zu mir. Auch ihn hatte die Frau erzürnt, und er war bei Nacht und Nebel davon gereist, planlos, und endlich an den See gekommen.

Merkwürdig! Beide wollten ihre Frauen erschrecken durch den heimlichen Weggang; beiden sagte ich, sie würden ihren Zweck nicht erreichen. Frauen haben nämlich ein ganz vorzügliches Gefühl für die guten und schlimmen Eigenschaften ihrer Männer. Drum weiß eine Frau genau, ob der Mann in Fällen, wie die obigen, wieder kommt oder nicht.

Die beiden Freunde, die an den See flüchteten, sind kreuzbrave Männer. Ihre Weiber wußten deßhalb sicher: die

kommen wieder. Und sie kamen auch. Darin liegt aber ein edler Charakterzug des Mannes. Eine Frau, die vom Mann beleidigt das Haus verläßt, kommt in der Regel nur, wenn der Gatte zu Kreuz kriecht, abbittet und die Dame wieder holt. Die „guten Kerle“ von Männern thun dies in der Regel, und es geschieht ihnen Recht, daß die Weiber so sind.

Zwischen jenen zwei Kinzigthälern und ihren Frauen hat jetzt der Tod Frieden gemacht für immer. Dem Heiner starb die Frau, und der andere ist selber fort aus diesem Leben.

Am 5. September.

Trotzdem ich seit Jahren in der Nähe der Taubstummen-Anstalt Meersburg wohne, kam ich erst diesen Morgen dazu, einmal einer öffentlichen Prüfung daselbst anzuwohnen. In dem prächtigen Rokoko-Schlosse der ehemaligen Fürst-Bischöfe von Konstanz, dessen Räume ich ebenfalls zum erstenmal sah, befinden sich unsere armen Taubstummen.

Welche Ironie des Schicksals! Aus einem prunkvollen, vielbesuchten Fürstenschlosse hat die Zeit ein Asyl gemacht für Taubstumme!

Ich hatte keine Zeit, mich lange mit Gedanken über des Geschickes Mächte zu befassen. Das Interesse, welches die Kinder und ihre Bildung mir abgewannen, schnitt alle weiteren Nebengedanken ab.

Es hat mich seit Jahren nichts so sehr psychologisch interessirt, wie heute diese redenden und vernehmenden taubstummen Kinder. Das Hauptorgan der Seele für die Außenwelt, das Ohr, ist todt, und alles muß durch den Gesichtssinn auf das Gehirn übertragen werden. Es ist nun interessant, diese scharf aufpassenden Blicke der Kinder zu sehen, mit

denen sie von den Lippen der Lehrer die Worte ablesen und darauf die Antwort geben mit ihrer schwer beweglichen, aber doch gar wohl verständlichen Zunge.

Was die Kinder sprachen, erzählten, beschrieben — alles war mir ebenso neu als überraschend, namentlich auch die Art, wie denselben Begriffe beigebracht wurden, eine Uebung, die der Regierungskommissär, Herr Oberschulrath Armbruster, mir zur Lehr', vornehmen ließ.

Der heutige Prüfungskommissär der Kinder war einst auch einer der meinigen. Als ich im Dezember 1863 im Ständehaus zu Karlsruhe mit elf Leidensgenossen das philologische Staatsexamen machte, hielt der jugendlich schöne und überaus freundliche Oberschulrath Armbruster, vom evangelischen Landpfarrer eben zu dieser Würde erhoben, Wache über uns bei den schriftlichen Arbeiten.

Er hatte bis heute weder an Freundlichkeit noch an Jugendfrische abgenommen und zeigte außerdem keine Spur von dem ledernen Wesen eines alten Schulmannes. —

Ich machte mir auf dem Heimweg allerlei Gedanken über die taubstummen Menschen. Vom medizinischen Standpunkt aus ist dieses furchtbare Leiden wohl leicht zu erklären. Aber warum sucht Gott die Menschheit damit heim? Wäre es nicht besser, nicht geboren zu sein oder nach der Geburt zu sterben, als so zu leben? Und ich dachte mir: Diese Unglücklichen sind wohl Werkzeuge Gottes, um uns übrigen Menschen den hohen Werth von Sprache und Gehör zu zeigen. Ohne Taubstumme glaubte man, es müßte so sein, daß alle Menschen hören und reden können.

Und dann darf hier wohl auch an ein bekanntes Wort des Heilandes erinnert werden: „Es ist besser,

taub und stumm ins Himmelreich einzugehen, als hörend und redend verworfen zu werden.“

Am 8. September.

Als ich gestern mich auf eine „Muttergottespredigt“ vorbereiten sollte, konnte ich fast zu keinem guten Gedanken kommen. Ich bin seit Jahren durch die Mai-Andachten gewohnt, oft über die seligste Jungfrau zu predigen, und liegt mir deßhalb das Thema um so weniger fern. Diesmal aber wollte mir nichts Passendes weder in die Feder, noch in den Kopf. Mühsam und trocken schrieb ich endlich Einiges nieder. Da ich aber heute in die Kirche kam, die andächtige Gemeinde, die geschmückten Muttergottesbilder, die Fahnen sah, und über all' dies unsere „große Glocke“ vom Thurm herab ihre eherne Stimme erhob, da löste sich meine geistige Dürre. Es kam plötzlich Leben und Wärme in das trockene Gebein meiner Predigt, und ich predigte mit ebenso großer Lust, als ich mit Unlust an der Predigt gearbeitet hatte.

Am 9. September.

Wir feiern heute den Geburtstag unseres Großherzogs. Ein Mann aus einer benachbarten Gemeinde kommt nach der Kirche zu mir und bittet mich, ihm ein „Gnadengesuch“ an den Landesfürsten, der eben auf der Bodenseeinsel Mainau weilt, zu fertigen. Ich kann überhaupt keine Briefe schreiben und wollte lieber betteln, als einen Briefsteller abfassen. Briefe und Bittgesuche an hohe und höchste Herrschaften gelingen mir erst gar nicht. Mein Styl ist derart fern von den üblichen Redensarten in derlei Schriftstücken, daß ich mit dem

besten Willen nicht weiß, wie man solche stylgerecht abfaßt.

Ich suchte daher dem Manne seine Bitte an mich auszureden mit meiner Unkenntniß in solchen Dingen; aber er meinte, wenn einer „Bücher stellen“ könne, werde er auch das können. Auch das hätte bei mir nicht gewirkt. Da bekannte er, seine Frau wünsche partout die Absendung einer Bittschrift, und wenn er ohne eine solche heimkäme, gäbe es Spektakel. Jetzt griff ich nach der Feder und erfüllte den Wunsch des armen Mannes, um ihn vor dem Zorn seiner Ehehälfte zu schützen, welche, um mehrere Jahre älter als er, den jungen Menschen als Wittwe geheirathet hatte. Ich befahl ihm aber hoch und theuer, ja dem Großherzog nicht zu verrathen, daß ich der Schriftführer gewesen sei.

Der Geburtstag des Landesfürsten wird in unserem stillen Seedörfchen sehr einfach gefeiert. Da am Tage zuvor ein Feiertag ist, den meine Rebleute, als große Verehrer der Mutter Gottes, hoch halten, obwohl er staatlich abdekretirt wurde, so nehmen sie sich keine Zeit, den staatlichen Festtag mitzumachen. Ein Fischer sagte mir einmal nicht unlogisch: „Der Staat hält auf den Muttergottes-Tag am 8. September nichts und kann es darum uns nicht übelnehmen, wenn wir den Staats-Feiertag am 9. September auch nicht begehen.“

Am Vorabend läutet mein Sakristan, der alte Achtundvierziger, mit seinen Ministranten-Buben den Tag ein. Zwischen die Glockentöne hinein brummt er dann einige Redensarten über Freiheit und Volkswohl. Am Morgen holt die Dorfmusik die Festgäste im Rathhaus am See drunten ab, und unter ihren naiven Klängen rücken der Bürgermeister und einige Gemeinderäthe in

abgeblaßten Cylindern, gefolgt von einigen Grenzwächtern, in die Kirche ein.

Mein dicker Lehrer, ein guter Patriot, ist in Verzweiflung. Er will eine „Festmesse" geben, die Sing-Mädchen sind aber in den Reben an der Arbeit, und er muß seine Messe solo singen und noch die Orgel dazu schlagen. Er arbeitet im Schweiße seines Angesichtes.

Nach dem Gottesdienst ist „Frühschoppen mit Konzert" beim „Fritz". Hier toastet der Bürgermeister. Am Abend vereinigen sich die gleichen Festgäste zum Bankett beim „Zeller am See", und da hält in der Regel mein guter Lehrer die Festrede, die, wie mir Ohrenzeugen versichern, stets einige pikante Wendungen enthält. So sprach er im vorigen Jahre, in bester Absicht, über die Zunahme der Lasten, die auf dem Volke liegen, und meinte dann entschuldigend: „Aber, es ist unserm Großherzog selbst leid, daß er sein Volk so drücken muß." Auf dieses Leid baute er dann, rednerisch ganz richtig, das Fundament seines Toastes.

Franz, der Polizei-Wachtmeister des Dorfes, benimmt sich als die berufenste Persönlichkeit des Tages. Und wenn längst alles zur Ruhe gegangen ist, steuert er sein schwankes Fahrzeug, den von meinen Weingarten'schen militärischen Freunden ihm dedizirten Offiziersäbel in der Rechten, durchs Dorf hinauf und läßt mit stammelnder Zunge, aber im besten preußischen Dialekt, den Landesvater noch einmal hoch leben.

So spielen sich bei uns große Dinge im Kleinen ab, und ich sage: „Honny soit qui mal y pense!"

Am 14. September.

Mein hoher Nachbar, der Prinz Wilhelm von Baden, beehrte mich heute mit seinem Besuch. Als wir am

Fenster meines Wohnzimmers standen und über das kleine Gärtchen und die grünen Rebgelände zum stillen See hinabschauten, machte der Prinz die treffende Bemerkung: „Sie haben da einen sehr ruhigen Aufenthalt für ihren unruhigen Geist!“

So sehr diese Worte bewußt oder unbewußt ihre Spitze gegen mich kehrten, ebenso sehr freuten sie mich, weil sie den Nagel auf den Kopf trafen. Ich bin in der That überzeugt, daß die Einsamkeit, in der ich hier Woche für Woche verbringe, mir ungemein gut und noth thut. Sie ist das Niederschlagende für die sanguinischen Fluida meines „unruhigen Geistes“. Allein, was kann der vom Weibe Geborene für sein Temperament, für sein mehr oder weniger gesteigertes Seelenleben? Es läßt sich die Anlage ohne Zweifel steigern oder mildern, je nach der Willenskraft und dem Berufsleben des Einzelnen — doch der Grundton ist und bleibt angeboren.

Ob einer Reiteroffizier im Felde oder Nachtwächter in einem kleinen Dorfe ist, macht jedenfalls viele Unterschiede bei gleichem Naturell. Für einen Sanguiniker meiner Art, der zugleich Priester ist, hat das stille, ruhige, monotone Landleben unbedingt großen Nutzen.

Ich weiß es, in Gesellschaft werde ich „leichtsinnig“, drum meide ich sie auch, selbst seitdem ich nicht mehr auf dem Dorfe lebe, obwohl mir die Leute sagen, ich hätte großes gesellschaftliches Talent. Ich meine, es ist Schopenhauer, der einmal sehr wahr sagt: „Geselligkeit gehört zu den gefährlichsten, ja verderblichsten Neigungen.“ Und der große Menschenkenner Jean de Labruyère schrieb vor zweihundert Jahren: „Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls.“ (All' unser Elend kommt daher, daß wir nicht allein sein können.)

Bisweilen ist es mir aber doch zu stille. Wenn ich an dunkeln Regentagen weder lesen noch schreiben kann und stundenlang von meinem Fenster aus über den naßkalten See hinschaue, träumend und sinnend, da sehne ich mich oft nach Menschen und nach Unterhaltung, und die Einsamkeit kommt mir unheimlich vor. Immer nur allein sein mit seinem Träumen macht die Seele für Augenblicke schauerlich öde.

Bei Sonnenschein und leiblichem Wohlbefinden entschädigt mich die Natur für alles, und ich gäbe meine einsamen Gänge am See um keine Gesellschaft der Welt. Komme ich aber in die Gesellschaft der Städte, wie z. B. beim Landtag, so wird mir das Toben und Lärmen und Reden bald zuwider, und ich suche weit draußen vor der Stadt die Stille und Ruhe der Natur auf. Heimgekehrt, fühle ich stets die Wahrheit des Schopenhauer'schen Satzes: „Die allermeiste Gesellschaft ist so beschaffen, daß, wer sie mit der Einsamkeit vertauscht, einen guten Handel macht.“

Und lernen leben in Gesellschaft wir,
Ist's Einsamkeit, die uns lehrt sterben —

ruft Byron so schön aus. Und das Sterben lernen ist wohl die beste Studie, die wir hienieden betreiben könnten. —

Ich habe dieser Tage eine Lektüre in die Hand genommen, die man eigentlich vor gewissen Leuten nicht nennen sollte, wenn man nicht in den Verdacht halber Ketzerei kommen will. Es ist Heine.

Diejenigen Leute, denen der Name Heine ein Greuel ist, haben seine Schriften allermeist gar nicht gelesen. Heine ist und bleibt eines der größten Dichtergenies unserer

deutschen Literatur, und bei einem Genie kann man immer lernen. Man mag Heine mit Recht frivol, cynisch, religionslos nennen, aber es finden sich bei ihm trotzdem noch so viele Perlen edelster Art, daß auch der strengste Cato ihn mit Genuß und Nutzen lesen kann. Seine Lyrik und sein Humor sind von zauberhafter Macht, jene begeisternd, dieser unterhaltend. Und wer selbst zu Humor geneigt ist, wird in diesem Faun jeden anderen Humor und Witz übertroffen finden.

Ich bin überzeugt, daß Heine noch keinem ernstlich religiösen Menschen die Religion genommen oder auch nur mit dem geringsten Zweifel angesteckt hat. Wer diesen jüdischen Dämon einmal kennt, wird ihm in dieser Richtung nicht das Mindeste glauben. Aber freilich ist er keine Lektüre für junge Leute.

Um aber von Heine nicht zu sehr verzaubert zu werden, treibe ich nebenher holländische Sprachstudien, und der trockene, breite Ernst dieser Sprache sorgt für das nöthige Gleichgewicht in meiner Seelenstimmung.

Am 17. September.

Ich komme nochmals auf Heine zurück. Ich bin an seiner Abhandlung über Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Wer diese Plaudereien, zunächst für Franzosen geschrieben, liest, wird, so viel Geistreiches und Originelles er auch darin findet, am Ende doch nicht entscheiden können, ob es dem Satyr, der sie schreibt, Ernst oder Spaß war. Er schwärmt fürs Mittelalter, fürs Mönchthum, für den „theuern Mann“ Luther, hängt aber jedem nach dem Lob wieder seine satyrischen Bemerkungen an, die wie

der „Pferdefuß" des Teufels plötzlich hervorschauen und alles vorher Gesagte in Zweifel ziehen.

Es ist überhaupt Heine nicht möglich, längere Zeit in höheren, ernsten, reinen Sphären zu weilen. Es zieht ihn nach den herrlichsten Schilderungen plötzlich wieder hinab in die beißende Satyre oder ins Triviale.

Ich möchte sagen, dieser Mensch war ein kleiner Teufel — im Lichtgewande und mit den Engelsflügeln des Genies.

Wenn ihm bei seinen religiös-philosophischen Betrachtungen eines ernst ist, so mag es das Urtheil über Lessing und Kant sein, ein Urtheil, so feingeistig, wie es nur ein Genie über ein Genie geben kann.

Ich habe, nachdem ich bei ihm den Abschnitt „Von Luther bis Kant" heute gelesen hatte, gleich darauf des Vergleichs halber ein anderes Buch in die Hand genommen und in den Nachtgedanken des heiligen Augustinus das Kapitel gelesen: „Philosophie und Religion", und es ward mir zu Muthe wie einem, der eben aus einem mit elektrischem Lichte beleuchteten Konzertsaale, in welchem die lustigsten Walzer von Strauß gegeben wurden, heraustritt, in einem herrlichen, gothischen Dom niederkniet und dem Requiem von Mozart lauscht, wo jeder Takt ihn mit dem erhabensten Ernst durchzittert.

Wie wirft der große Afrikaner mit wenig Sätzen seiner hochpoetischen Sprache die ganze Leere und Hohlheit der Philosophie und ihres Ersatzes für Religion nieder, und wie zauberhaft überwältigend baut er vor uns auf „die höhere Gebieterin, die heilige Religion, die mit königlichem Fuße die Erde berührt und ihr Haupt über die Sterne erhebt"! „Gleich der Taube," ruft das heilige Genie eines Augustinus aus, „die der zweite

Vater des Menschengeschlechtes nach der verheerenden Ueberschwemmung aussandte, überschaue ich die Erde und finde da keinen Platz, wo ich sicher ruhen könnte. Alles ist Verwesung, die mich tödtet, Sumpf, der unter meinen Füßen weicht und worin ich versinke. Nur dein triumphirendes Schifflein, heilige Religion, schwimmt sicher über der sumpfigen Erde und kann mir eine sichere Zuflucht gewähren!"

Heine führt uns alle philosophischen Systeme der größten deutschen Denker vor und zeigt dann, wie sie alle, Kant, Fichte, Schelling, später wieder von ihren Systemen ab- und zurückfielen in die Arme des Glaubens oder ihrer früheren Gegner. Und aus all' diesen philosophischen Negationen des positiven Glaubens geht nach Heine schließlich der Kommunismus in Deutschland hervor. „Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel," schrieb er im Jahre 1852, „hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wirksamkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend und lechzen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge der durch die deutsche Philosophie veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine ebenso natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen. Jene gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formuliren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: ‚Wir wollen keine Sansküloten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger,

gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien.' Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne", wo ich bestimmt vorausgesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervorgehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrieen. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die geharnischten Männer emporwachsen, die mit ihrem Waffengetümmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich unter einander erwürgen werden!"

Wie viel näher stehen wir heute, vierzig Jahre später, der Heine'schen Prophezeiung!?

Und wie klar hat Heine die Bedeutung des Christenthums für die leidende Menschheit erkannt! Er hofft zwar, die Nachkommen würden schöner und glücklicher sein als wir, weil er an den Fortschritt glaubt und glaubt, daß die Menschheit hienieden zur „Glückseligkeit bestimmt sei". Er bezeichnet diesen Glauben aber sofort wieder mit Recht als eine thörichte Hoffnung. Wenn aber, meint er, die Menschheit zu ewigem Elend verdammt sei, so solle man das Christenthum zu erhalten suchen und barfuß und in der Mönchskutte durch Europa laufen, die Nichtigkeit aller Güter und Entsagung predigen und dem gegeißelten Menschen das tröstende Kruzifix vorhalten.

Ueberall finden wir bei unsern glaubenslosen großen Geistern dieselben Widersprüche, die weit mächtiger für das Christenthum sprechen, als ihr Spott gegen dasselbe.

Am 21. September.

Als ich gestern mit meinem alten Meßner vor dem Pfarrhause, auf dem kleinen Platze an der Kirche, stund und über das Wetter und die Oesterreicher in Bosnien gesprochen hatte, sagte er: „Auf der Stelle, wo Sie stehen, liegt auch ein alter Oesterreicher.“ Ich stund auf hartgetretenem Kirchweg, aber ehedem war hier der Friedhof, dessen Spuren heute ganz verschwunden sind.

Mein Sakristan erzählte mir nun, daß unter meinen Füßen ein Graf Zuccato begraben liege. Er sei Hauptmann und Kommandant der Festung Hohentwiel gewesen, habe sie ohne Vertheidigung den Franzosen überliefert und sei abgesetzt und hierher „ins Elend“, d. i. in die Verbannung, geschickt worden. Jahrelang habe er in Hagnau gelebt und, als man ihn begraben, sei mein Erzähler als Knabe am Grab gestanden.

Richtig fand ich im Todtenbuch der Pfarrei, daß ein Graf Markus Maria von Zuccato, aus Parenza in Illyrien, Bruder des russischen Generals gleichen Namens, königlich württembergischer Edelknabe und kaiserlich königlich österreichischer Hauptmann, hier gestorben und am 15. Dezember 1821 begraben worden sei. Er soll sehr armselig und verlassen gelebt haben. Der Dichter sagt ja:

Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Ich finde, daß des Grafen Exil ein schönes war; denn ich lebe schon seit Jahren gerne in dem hiesigen „Elend“ am wundervollen Bodensee. Was den Mann aber am meisten mochte gedrückt haben als Soldat, wird die Infamie gewesen sein, die er sich zugezogen.

Uebrigens trug er nicht die Hauptschuld an der Uebergabe. Er war nur einer der wenigen alten Hauptleute auf der Festung, die mit dem Kommandanten wehrlos sich aufgaben.

Niemand erkennt mehr die Stätte, wo der illyrische Graf sein Grab gefunden. Nur ich will jetzt bisweilen seiner gedenken, der ferne der Heimath ohne Erdentrost und ehrlos zu Grabe ging.

Am 27. September.

Es ist am Bodensee nie schöner, als im September. Der Himmel Italiens kommt da über die Alpen herüber und macht dem schwäbischen Meer seinen Besuch. Reiner, blauer Aether ergießt sich vom Säntis herab in die grüne Fluth und versilbert die Rebgelände und die Wälder an den Ufern hin. Dazu herrscht eine heilige Stille in der ganzen Natur und über dem Spiegel des Meeres, als wollte alles, was lebt und schwebt, in verklärter Andacht schweigen.

Ich hatte heute Abend lange in diese stille Herrlichkeit hineingeschaut und ging dann am Saume des Waldes hin. Da, wo das Feld eine große Bucht in die Tannen hineingezeichnet, traf ich meinen alten Sakristan, den „großen Kübele", wie die Hagnauer ihn nach seiner Leibeslänge und seinem Geschlechtsnamen nennen. Er saß auf einem großen Markstein, der noch das Klosterwappen trug und Wald und Feld der Klöster Salem und Weingarten trennte. Dort drüben hackten sein Weib und eine Tochter „Bodenbirnen" aus der Erde. Der Alte hatte eben den Wagen mit dem magern Kühlein gebracht, um „das Brod der Armen" heimzuführen. Die

Arbeiterinnen waren noch nicht fertig, und er ruhte am Waldrande aus. Ich fragte ihn, ob das Kartoffelfeld sein Eigenthum sei. Er verneinte die Frage. Es sei „ein Pachtacker vom Staat". Das Feld ringsum habe ehedem den Klöstern gehört, und das seien, so habe er oft von seinen Eltern gehört, gute Zeiten gewesen. Die Hagnauer hätten den Klöstern die Reben bebaut um den halben Ertrag. Der Abt habe alles zum Bau geliefert, jedem ein Stück Feld zum Kartoffel- und Gemüse-Bau geschenkt, und im Winter sei der Klostermüller angefahren und habe auf Abrechnung im nächsten Herbst das Mehl vors Haus geführt. Die Leute hätten damals, außer ihrer Hütte, kein Eigenthum besessen, aber auch keine Schulden gehabt. Heute sei einer Eigenthümer nur dem Namen nach, in Wirklichkeit gehöre alles den Gläubigern. Die Bürger im Dorf besäßen somit ebensowenig als früher, nur trügen sie viel mehr Sorgen ums Zahlen der Schulden und Zinsen. Jetzt habe man seine Felder zu pachten, und im Winter komme statt des Klostermüllers vielfach der Gerichtsvollzieher.

Ich bewunderte, wie schon oft, die gesunde Logik meines Sakristans, der überhaupt ein sehr vernünftiger Sozialpolitiker ist, trotzdem er nie eine „Vorlesung" im Leben gehört hat.

Nach Hause gekommen, fand ich den Brief eines jungen, befreundeten Angestellten, der sich beklagt über die Fuchsereien seines Vorgesetzten, „der ein Dummkopf sei!" Ich finde dieses Mißverhältniß sehr erklärlich. Der junge Mann ist sehr begabt. Wenn aber ein Talent mit einer Bornirtheit in die Position des Untergebenen zum Vorgesetzten kommt, so wird das nie gut thun.

Der Begabtere wird die Schwäche des andern sofort merken, in den bekannten Fehler geistreicher Menschen fallen und die Zunge nicht zügeln. Dem billigen Denker und Vorgesetzten werden die Bemerkungen seines Untergebenen zu Ohren getragen, und da er ihn schon vorher haßt, eben weil er nicht dümmer ist, als er selber, so gießt die Kritik Oel ins Feuer, und das „Cujoniren" gibt sich von selbst.

Ich kenne in der Richtung kein wahreres Wort, als das des alten Lichtenberg, der da sagt: „Gewissen Leuten ist ein Mann von Geist ein fataleres Geschöpf, als der deklarirteste Schurke." Wenn aber gar der Mann von Geist der Untergebene von Dummköpfen ist, dann wehe ihm! Er steht zwei gefährlichen Mächten gegenüber — der Dummheit und der in der Regel mit ihr vereinten Bosheit, und beide zu „Pferd", während er zu Fuß gehen muß.

Talentvoller und geistreicher sein, als seine Mitmenschen, ist überhaupt eine sehr gefährliche Gabe. Man kann auch hier das Wort anwenden: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen."

Die Gabe ist gefährlich für den Besitzer wegen innerer und äußerer Gefahren. Gefahren von innen sind Mangel an Demuth, Selbstüberhebung und alles, was drum und dran hängt; Gefahren von außen der Haß und Neid der Bornirten und alles, was aus diesen Quellen fließt.

Darum ist auch diese Rose nicht ohne Dornen.

Dem jungen Beamten aber schrieb ich — was alte und junge Beamte, Geistliche und Angestellte in allenfallsiger Lage sich merken mögen, folgendes: „Lieber, junger Freund! Vergessen Sie nie, daß Bescheidenheit jedem

jungen Mann wohl geziemt, einen talentvollen aber geradezu liebenswürdig macht. Zügeln Sie Ihre Zunge, urtheilen und kritisiren Sie nie Ihre Vorgesetzten, auch wenn sie geistig weit unter Ihnen stehen. Danken Sie dem lieben Gott, daß er Sie mit herrlicheren Gaben ausgestattet, als jene — aber schweigen Sie. Lassen Sie es ja Ihren Vorgesetzten nie merken, daß Sie deren geistige Schwäche kennen. Reden Sie im Umgang mit ihnen nie geistreich, sondern platt und bornirt. Vergessen Sie nicht, daß Zaunkönige eben auch Könige sind und Sie in ihrem Gehege wohnen. Hören Sie meine warnende Stimme, lassen Sie sich belehren, und Sie werden friedliche Tage sehen und Karrière machen!"

Am 28. September.

Ein Professor aus dem Preußischen war heute einige Stunden bei mir und beschäftigte sich, da ein Professor seine Natur nie und nirgends verleugnen kann, damit, die alten Bücher der Pfarrbibliothek zu durchstöbern. Er fand bei dieser Schau auch eine „Augsburger Ordinari Postzeitung" vom Jahre 1774, die ich noch nie zur Hand gehabt hatte, die ich aber seitdem einigemal durchblättert habe.

Wer sehen will, was aus der Presse seit 100 Jahren geworden ist, der wird durch das Lesen einer deutschen Zeitung aus dem vorigen Jahrhundert merkwürdige Unterschiede finden. Wie naiv erzählt die alte Zeitung ihre Nachrichten, wie friedlich sind ihre Artikel! Wie ein alter Großvater seinen Enkeln, so erzählt sie die Weltereignisse und die Zeitgeschichte. Man meint, man lese in einer alten Familienchronik.

Heute ist die Presse Professor, Schulmeister, Richter und Henker geworden; sie will uns lehren, vordociren, ihre Ansichten beibringen, uns kritisiren, verhetzen, verhöhnen, verspotten. Kurzum, wenn man in den frühern Blättern glaubt, ein alter Großvater oder eine Muhme in der Spinnstube erzähle und redigire, so meint man jetzt gar oft, eine Legion böser Geister habe sich der Presse bemächtigt und bethöre, belüge, höhne und hetze die arme Menschheit. Und, was das Gefährlichste ist, Tausenden ist ihre Zeitung heute ihr alles geworden: ihr Evangelium, ihr Katechismus, nicht bloß in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung. Es gibt unzählige Menschen, denen das Zeitungslesen zum täglichen Brod gehört, und jede Zeitung hat ihre eigenen Gläubigen, die nicht höher schwören, als auf das, was der Zeitungsschreiber ihnen täglich auftischt.

Während ich dieses niederschreibe, ruft ein wandernder Komödiant seine heute Abend in unserm Dorf zu gebende Komödie mit den Worten aus: „Es wird gegeben Genovefa oder die Versöhnung auf der Siegfriedsburg, ganz getreu nach dem Buch.“ So wie dieser Schauspieler glaubt, es genüge, treu nach dem Buch zu spielen, so finden wir unzählige Menschen die getreu nach ihrer Zeitung denken, reden und handeln, ohne sich je zu fragen, ob das alles, was ihnen die Zeitung vormacht, wahr ist und den Verhältnissen entspricht. Und zu diesen Menschen gehört eine Unzahl von Gebildeten und Halbgebildeten.

Es ist einerseits betrübend, anderseits komisch, wenn man solche Leute politisiren hört und merkt, wie sie lediglich ihrem Leibblatt nachreden und am Nachmittag oder am Abend in hoher Politik machen, nachdem sie am

Morgen ihre Zeitung gelesen. Man kann in der Hinsicht heut' zu Tag vielfach sagen: „Der Mensch ist seine Zeitung." Und wenn einst der Satz ging: „Ich fürchte den, der nur ein Buch gelesen", so kann man heute sagen: „Schrecklich die Menschen, die nur eine Zeitung lesen und auf sie schwören."

Es ist mir beim Gedenken an ihre gefährliche Macht schon durch den Kopf gegangen, wer von beiden, das Pulver oder die Presse, am meisten Schaden anrichte in der Welt. Beide treten nicht so fern von einander auf, und beide haben unermeßliche Wirkungen hervorgerufen. Sie sind eigentlich die Träger der neuern Zeit. Wer aber meinen wollte, beide seien „Ausgeburten der Hölle", hat noch nie über ihren Nutzen nachgedacht und darf sich trösten, denn es wird ihm niemand nachsagen, daß er das Pulver erfunden habe.

Am 2. Oktober.

Die zwei letztvergangenen Tage habe ich wieder einmal in Gesellschaft zugebracht. Ich habe einige Freunde besucht in der benachbarten oberschwäbischen Stadt Ravensburg, im Stammlande der Welfen, und mit ihnen einen Ausflug gemacht. Wer das heitere Bild einer altschwäbischen, bürgerlichen Stadt sehen will, der muß nach Ravensburg gehen. Wer sehen will, wie friedlich es im Lande Württemberg ist und wie dort „Ruhe des Bürgers erstes Bedürfniß", der braucht nur an einem der gewöhnlichen Tage über den breiten, sonnigen, menschenleeren Marktplatz Ravensburgs zu wandeln. Niemand würde glauben, daß hier einst die kriegerischen Geschlechter der Welfen und Hohenstaufen aus- und einzogen, wenn

nicht der „Mehlsack“, ein steinalter Thurm, an jene Zeiten erinnerte.

Eine Kunstgewerbe-Ausstellung, welche als bis zum 1. Oktober dauernd angesetzt war, wurde in altschwäbischer Weise am 29. September geschlossen, und wer, wie ich, am 30. sie besehen wollte, war betrogen. Zwar sah ich noch die stolzen Hallen und einige Buden der Ausstellung, ein paar Leichensteine, von denen ich keinen Schluß auf das Ganze machen will, sonst käme das heutige Ravensburg in tiefen Schatten gegen das mittelalterliche, welches die Papierfabrikation aus Lumpen erfand, und in dem die Ahnen der Holbeine gelebt haben.

Etwas spät, aber immerhin für die Nachwelt früh genug, errichten die Ravensburger ein Siegesdenkmal an die Jahre 1870/71, wo die wackern Schwaben mit dem alten Ruhme gefochten haben.

Meine Freunde, Dr. Stiegele junior und Domänenrath a. D. Schüle, führten mich zu dem in Schwaben mehr als irgendwo üblichen Frühschoppen — in den „Storchenbräu“. Ich trank zwar nichts, schaute aber gerne dem friedlichen Bilde all' Derer zu, die am Morgen schon nach der Stunde sich gesehnt:

Wo man in sich geht und denkt,
Wo man einen guten trinkt.

Als ich am Abend wieder dahin kam, um selbst mitzutrinken, da war trotz der Ueberfülle an Gästen das friedliche Zusammensein ebenso ungetrübt, wie am Morgen. Geistliche, Bürger, Arbeiter, Offiziere — alles saß ohne Unterschied in der großen Bierstube und trank, trank, trank. Nirgends eine Zeitung, und kein Wort von Politik.

Das einzige Zeichen friedlichen Kampfes waren die

schwarzen Schrotkörner, welche die Kellnerinnen in den Händen hatten, und von denen sie bei jedem Glas, das sie kredenzten, dem Gast eines als Schuldschein in den porzellanenen Untersatz des Bechers gleiten ließen. Diese praktische, originelle schwäbische Art, die Rechnung leicht zu finden, gefiel mir.

Nichts raubt einem deutschen Trinker mehr die Freude am Nektar des Gambrinus, als wenn er nach jedem Schoppen in die Tasche greifen und bezahlen soll. Nichts vergißt aber ein biertrinkender Germane leichter, als wie viel er getrunken hat, und so ist dieses stille Bombardement der Kellnerin in die Porzellantasse ein rührendes Zeichen deutschen Erfindungsgeistes und ein starker Faktor in der Wonne des stillen, ehrlichen Trinkers.

Die Hauptsache des Tages fiel aber zwischen den ersten und zweiten Besuch im Storchenbräu, unsere Ausfahrt auf die Waldburg am Nachmittag des 29. September.

Schon oft, wenn ich an sonnenvergoldeten Abenden auf der kleinen Anhöhe hinter meinem Dorfe hinging und meine Blicke vom See weg dem fernen Höhenzug der oberschwäbischen Berge zulenkte, hatte ich im Abendlicht auf waldiger Höhe die Waldburg glänzen sehen und mir jeweilig gedacht, welch' wunderbare Schau über Gebirg und See jene Burg bieten müßte.

Heute war ich nach Ravensburg gekommen vorab mit der Absicht, das fernblickende Schloß zu besuchen und einmal von dort her zu schauen, wohin ich so oft schon geschaut hatte.

Meine vorgenannten Freunde begleiteten mich. In des Doktors hoch elegantem Zweispänner ging's das heitere Thälchen des Fladbaches hinauf, vorbei an der alten

Veitsburg, der Urahne der Stadt. Denn ehedem hieß das Welfenschloß da oben Ravensburg, gab aber diesen Namen der Tochter drunten und behielt für sich nur den Vornamen des Heiligen (Vitus), dem die Burgkapelle geweiht war.

Ich hätte kaum gedacht, daß ein so reizendes Hinterland die alte Reichsstadt ziere. Ueberall grüne Matten, lichte Wälder, rinnende Wasser, kleine Seen, behagliche Häuser. Es kam mir fast vor wie der Weg von Camaldoli nach Neapel. Als wir aber auf die halbe Höhe des Thales kamen, da sagten mir meine Begleiter, daß das Dorf dort drüben Grünkraut heiße — und alle Poesie schwand in mir vor Aerger. Ueberall Luft und Duft, Wald und Wiese, Klang und Sang — und doch hat man den Ort auf diesem, so lieblich von der Mutter Natur angehauchten Fleck das Grünkraut genannt — ein wahrer Hohn auf jede Poesie in der Natur! Statt nach Forst und Hain, nach Wiese und Quelle zu schauen und darnach das Dorf zu benennen, hing man ihm den namenlos prosaischen Titel Grünkraut an! Fürwahr, ein Schwabenstreich schildbürgerlichster Art!

Pfarrer von Grünkraut aber möchte ich um alles in der Welt nicht sein und heißen. Und, wenn ich eine Stimme hätte wie der Fall des Niagara, ich würde den Einwohnern Grünkrauts zurufen: „Geht prozessionsweise und barfuß nach Stuttgart und bittet euern König, daß er euch einen andern Namen gebe, denn am jüngsten Tage noch werdet ihr von allen Nationen ausgelacht als die ‚Grünkräuter aus Schwaben‘.“

Grünkraut und Waldburg, nebeneinander in unmittelbarer Nähe, bilden einen Kontrast, wie er stärker

in der Geschichte der Ortsbenennungen nicht gedacht werden kann.

Was die Macht der Gewohnheit bewirkt, sah ich an meinen zwei Freunden. Die konnten meinen Aerger gar nicht begreifen und meinten, Grünkraut sei kein so übler Name. Es muß halb und halb in allen Schwaben etwas liegen, was an Schwabenstreichen Freude hat, sonst hätte namentlich der schöngeistige Sohn des Aesculap unmöglich den Dorfnamen vertheidigen können. —

Wir fuhren im Streit um Grünkraut weiter, bis auf die Hochebene, wo sich die Waldburg bald präsentirte und mich den Aerger vergessen ließ. Auf einem von düstern Tannen eingehüllten Bergkegel schaut die alte Burg, im Abendlichte glänzend, aus ihrem grünen Wald hervor. Zu ihren Füßen liegt, versteckt und schutzsuchend, das kleine Dörfchen gleichen Namens.

Bald standen wir im Schloßhof.

Der Schloßwächter, seines Zeichens ein ehrsamer Schreiner und Anstreicher, mit der Miene eines alten Dorfschulmeisters, trieb ein sehr friedliches Hantiren. Er strich einige reparirte „Herrgötter" (Kruzifixe) an für Bauernstuben. Nie hätten wohl die vergangenen Ritter und Grafen von Waldburg in ihren Tagen geahnt, daß nach wenigen Jahrhunderten ein Gevatter Schreiner die einzige Besatzung ihres noch wohl erhaltenen, stolzen Schlosses sein werde, und daß da, wo Waffen klirrten, Sporen rasselten und Streitrosse sich bäumten, einst ein Anstreicher seinen faden Pinsel führen würde!

Der Domänenrath kannte den unschuldigen Burgvogt, der sofort in sein Verließ eilte, um die Schlüssel zu holen.

Die Waldburg, das Ahnenschloß des Geschlechtes der Truchsesse von Waldburg, gehört heute dem Fürsten von Waldburg-Wolfegg, der zwei Stunden entfernt auf dem Schlosse Wolfegg seinen Sitz hat. So gut mir die letztere Burg gefiel, da ich vor einigen Jahren sie zum erstenmal sah, so begreife ich doch nicht, warum ihr Besitzer die Waldburg so vereinsamt läßt, dieses düster-heitere Schloß, in dem das Ritterthum, jene derbe, aber hoch imponirende Zeit, auf Schritt und Tritt uns begegnet, und von dessen Zinnen herab man mit „vergnügten Sinnen" ein Stück irdischen Paradieses schaut.

Ich habe nur im fernen Westen, an der Loire, einmal solch' ein Schloß gesehen, so durchaus echt und recht erhalten, wie die Waldburg. Noch sind alle Möbel da, wie die Ritterzeit vor und nach dem dreißigjährigen Kriege sie hinterließ: Tische, Stühle, Holzplafonds, Oefen, Bettstatten, Gobelins, Rüstungen, Bilder und Humpen. — Alles so, als ob die Bewohner von damals eben nur drunten in der Dorfkirche wären und jeden Augenblick in ihre Wohnungen zurückkehren könnten.

In den Fensternischen sind noch die kleinen Tischchen und Bänke, auf jedem ein Humpen. Hier waren die Lieblingsplätze der alten Ritter, wo sie in ihrer Mußezeit saßen, den Humpen leerten und den Rosenkranz beteten.

Ich setzte mich einen Augenblick an eines dieser Tischchen, und die Ritterbilder, unter ihnen der Bauernjörg, jener blutige Löser der socialen Frage des 16. Jahrhunderts, schauten still auf mich herab, als verstünden sie meine Gedanken.

In einem Zimmer stand eine prächtige Wiege. Der

letzte Säugling aber, der einst darin gewiegt wurde, ist schon über zweihundert Jahre todt.

Immer und immer wieder begriff ich nicht, warum diese Burg unbewohnt ist, und ich wurde dem sonst in jeder Hinsicht hochachtbaren Fürsten von Wolfegg halb böse, daß er in seiner Ahnenburg nicht Sommerresidenz nimmt. Noch mehr steigerte sich dieser Gedanke, als wir aus den Gemächern hinaufstiegen auf das kleine Observatorium auf dem Dache der Burg und über den still modernden Sälen der vergangenen Zeit hinabschauten in die von der scheidenden Herbstsonne verklärte, ewig lebendige Natur.

Ich war, seitdem ich auf Canossas Trümmern und auf den Ruinen des Amphitheaters von Taormina gestanden, nicht mehr so entzückt, wie hier. Und in der That, ich habe in Deutschland, so weit ich es kenne, von den bayerischen Alpen bis zum Königsstuhl bei Heidelberg keinen so wunderbaren Aussichtspunkt getroffen, wie die Waldburg.

Sie ist mir, was das südliche Deutschland und die Aussicht betrifft, das schwäbische Canossa. Da liegen in lichter Ferne die Alpen, von der Benediktenwand oberhalb des Starnberger Sees bis hinab zum Pilatus, mit ihren zahllosen Spitzen, Felsschroffen, Schneefeldern, Gletschern und ihren verlassenen Thälern. Vor uns, gegen Osten, das liebliche Algäu, jene milde Schwarzwaldlandschaft voll grüner Matten, duftender Wälder, heimischer Dörfer und Städtchen. Im Südwest sehen wir den Bodensee von Bregenz bis Konstanz und mit dem Fernrohre seine Schiffe und ihre schäumende Wasserstraße; ja, selbst die Pappelbäume an der Kirchhofmauer meines Dorfes grüßen zu mir herüber. Nördlich breitet sich

vor uns das ganze, fruchtbare Oberschwaben aus mit seinen unabsehbaren Flächen. Im Westen zeigen sich der Hohentwiel und die Berge des Hegau's. Und all' das in zauberhaftem Abendsonnenschein.

Ein hohes Entzücken ging durch meine deutsche Seele, ein Entzücken, wie es so mächtig, majestätisch, ernst und feierlich eben nur die Natur in uns hervorzubringen vermag. Mich störte es nur, nicht allein hier oben zu sein und unbelauscht, wie ein Träumer am Meere, in diese stille Seligkeit der Natur hineinschauen zu können.

Neben mir stund mein junger Freund Karl, der Arzt. Sein Anblick ließ mir Weltschmerz in seinem Innern errathen; ich sah ihm an, wie er das stille Weh seiner Seele hinabgoß in die wunderbare Gottesau zu unsern Füßen. Das verbitterte auch mir den Genuß etwas, und ich verglich unser ruheloses Seelenleben mit der heiligen Ruhe in der Natur. Wir arme Menschen sollen hienieden ja nie ganz ungetrübt uns freuen, weil wir überallhin unserer Seele irdische Leiden tragen und ihre Qual.

Ich fragte meinen Freund, ob ich seine Stimmung errathen. Es war so, und er verrieth mir auf den Zinnen der Waldburg sein Geheimniß. Es war Amor, der grause Schelm, der dem liebenswürdigen, vielumworbenen Mann die Freude nahm an der Herrlichkeit der Natur. Ich wollte ihn aufheitern und citirte ihm das Wort Byrons:

O Amor, Gott des Unheils sonder Zweifel,
Und dennoch nannte niemand noch dich Teufel. —

Auch erinnerte ich ihn an die Worte Napoleons I.: „Die Liebe, die unsere Freude sein sollte, ist unsere Qual."

Unser Domänenrath, ein alter, fertiger Hagestolz,

der höchstens noch den Bacchus anerkennt von den heidnischen Götzen des Alterthums — hatte sich indeß von dem Burgwart ein Instrument erklären lassen, das die Kommission für Landesvermessung hier aufgestellt hat.

Wir schieden von der Zinne; ich mit dem festen Vorsatz, noch mehr denn einmal, so Gott will, von dieser Burg herab ins Land zu schauen. Noch führte uns der Wächter dieses Kleinods in die Burgkapelle. Der Weg geht durch die Wohnung des ehemaligen Burgkaplans.

Ist das eine reizende, lockende Zelle, dieses Gemach des „Burgpfaffen“! Grau in Grau angemalt, mit Alkoven und Glaskasten in der Wandvertiefung — und eine Fernsicht auf Algäu und Alpen, wie sie wohl nur noch dem Pfarrer von Canossa in der Aemilia beschieden ist.

Wie schade, daß sie unbewohnt ist! Wenn mir der Fürst von Wolfegg eine Gnade erweisen wollte, so würde ich ihn bitten, mir einmal auf sechs Wochen zu gestatten, die Stube des Burgkaplans, allein im düstern Ahnenschlosse, bewohnen zu dürfen. Wie wollte ich da tagsüber einsam unter meinem Fenster sitzen und träumen in die wunderbare Welt drunten, morgens und abends hinabsteigen in die dunkle Schloßkapelle zum Gebet und mittags meinen Imbiß holen beim Wirt im stillen Dörflein!

Wie würde da das alte Schloß mein Freund werden und mir erzählen aus der märchenhaften Ritterzeit; wie würden die nächtlichen Winde dazu rauschen um die verwitterten Mauern, und wie aus jedem Gemach längst vergangene Gestalten geisterhaft vor mir auf- und abgehen und mir zuflüstern von des Menschen Leid und Freud, seinem Leben und baldigen Sterben!

Und wie würde mein ganzes Leben hier eine schauerlich wonnige Elegie! —

Ich äußerte in der im stillsten Innern der Burg gelegenen kleinen Kapelle meinen Freunden diesen meinen Wunsch. Der Domänenrath, von Haus aus Mathematiker und Biertrinker, lachte spöttisch darüber, während der heute zur Wehmuth geneigte Doktor mit mir sympathisirte.

Wir stiegen bergabwärts. In der Herberge nahmen meine Begleiter einen Trunk, den ich verschmähte. Ich war zu tief aufgeregt und hatte weder Hunger noch Durst. Ich ging hinüber zur kleinen Dorfkirche und auf den Friedhof, der sie umgibt. Es begann zu dunkeln, und tiefstiller Abend herrschte ringsum. Keine lebende Seele störte mich bei meiner Wanderung auf dem Gottesacker, nur die alte Burg, bereits in tiefen Schatten gehüllt, schaute auf mich herab. Ich las Grabschriften, darunter auch eine zum Andenken an einen Soldaten, der während des letzten Krieges im Felde geisteskrank wurde und sich bei Chalons sur Marne selbst das Leben nahm. Ein grausiges Geschick! Mich dauerte der Unglückliche doppelt, weil er so fern der Heimath sein Grab fand und nicht begraben sein sollte auf dem lieblichen, stillen Friedhofe seines Dorfes. Es ist eine Gräberstätte, dieser Gottesacker in Waldburg, so wunderbar idyllisch, daß man da sterben möchte, um da ruhen zu dürfen.

Schon lange hatte die elegische Seite meines Gemüths mich nicht mehr so lebhaft erfaßt, wie heute in diesem Waldburg, — so lebhaft, daß eine Reaktion eintrat und ich körperlich matt und müde wurde. Still fuhren wir im raschen Flug der feinen Rosse des Doktors wieder gen Ravensburg — durch die Nacht hin. Ich schloß,

nervös abgespannt, machend meine Augen, während der Wind in den offenen Wagen seine wohlthätig kühlenden Abendgrüße sandte.

Als ich nach einiger Zeit die Augen öffnete, hatte Mondlicht, von den Algäuer Bergen herübergestiegen, die Landschaft magisch beleuchtet. Der Sohn des Gambrinus schlief, und Karl saß neben seinem Kutscher und lenkte die Pferde. Mich überkam die Elegie aufs neue, und ich fühlte so recht die Worte Byrons:

Gefährlich Schweigen herrscht zur Mondscheinszeit,
Raum wird durch tiefe Stille dann der Seele,
Sich zu erschließen; nicht wird sie bedräut,
Daß ihr das Tief' und Tiefste sich verhehle.
Der Silberglanz, auf Thürm' und Wald gestreut,
Schafft, daß mit Mildem Schönes sich vermähle,
Dringt auch zu Herzen, weckt ein Sehnen drin,
Ein Schmachten, dem nicht Ruh' wird zum Gewinn.

Von dem unglückseligen Grünkraut winkten die Lichter in den Stuben auf die Straße herüber, und bisweilen schlug ein Hund an. Sonst war alles still. Nur der Fladbach rauschte, als wir ins Thal kamen. Die ehrsamen Ravensburger aber waren meist zur Ruhe gegangen, als wir durch das obere Thor in die alte Welfenstadt zurückkehrten.

Am 4. Oktober.

Ich setze heute die Aufzeichnung meiner Erinnerungen an Ravensburg fort:

Am Morgen nach der Waldburg-Fahrt besuchte ich den „Präzeptoratskaplan“ Geis, einen hellen, witzigen Schwabenkopf, der den Tag über arbeitet wie ein Brunnenputzer, aber dann am Abend stillvergnügt in seinem „Storchennest“ sitzt und seine Ruh' haben will.

Diese Präceptoratskapläne, wie sie Württemberg besitzt, haben ein mühevolles Amt. Sie müssen in der Seelsorge in allem mithelfen und dazu in den Gymnasien und Realschulen die unteren Klassen in Latein, Deutsch und Griechisch unterrichten. In jedem kleinen Städtchen des Landes sitzt einer, sei es als Kaplan oder Helfer oder Diakonus, und übt die Elemente der klassischen Wissenschaft den Buben ein.

Sie sind durchweg Leute von eisernem Fleiß, Schulmeister mit Leib und Seele, und in meinen Augen die Hauptfaktoren, daß Württemberg das Land der besten Mittelschulen ist. Sie sind die Feldwebel der schwäbischen Schulkompagnien, und ihnen verdankt das Schwabenland seine großen, klassischen Männer.

Sie sind wichtiger und leisten mehr, als die sogenannten Professoren. Diese sind die Offiziere der Kompagnie. Aber jeder Militär wird zugestehen, daß gut weiter exerziren ist, wenn die Soldaten schon eingeübt sind, und daß die Seele der Kompagnie der Feldwebel und die Unteroffiziere sind. Diese haben die größere Mühe, die Offiziere den höheren Rang. So ist's gerade bei den Präzeptoren und Professoren.

Und was das Wissen betrifft, so wette ich was zu wetten ist, daß ein schwäbischer Präzeptor, sei er Helfer oder Kaplan, katholisch oder protestantisch, jeden badischen Professor vor dem Frühstück verspeist.

Ich habe manchen badischen Philologen kennen gelernt und seiner Zeit, nicht unter den letzten, das Professorats-Examen gemacht, aber der „mindeste“ Präzeptor in Württemberg weiß in klassischen Sprachen weit mehr als ich.

Freude und Respekt erfüllt mich jedesmal, so oft ich

einen dieser Männer kennen lerne. Ich sehe in ihnen „die Säulen und Grundvesten“ der altwürttembergischen klassischen Bildung, die man sich überall zum Muster nehmen sollte im deutschen Reich. Ja, wenn die Schwaben nicht so dumm und die Preußen nicht so „gescheidt“ wären! Darum bezieht ein ordentlicher Patriot seine Intelligenz aus Preußen, auch wenn sie weit unter der „schwäbischen Dummheit“ steht.

So kenne ich ein Land, das Lehramtspraktikanten in Menge bezogen hat, aber beileibe keine Schwaben, denn die wissen nicht einmal verkehrt zu zählen und Prima zur letzten und Sexta zur ersten Klasse zu machen. Man hat sie alle aus Preußen bezogen und noch besser bezahlt, als die eigenen.

Was diese schwäbischen Präzeptoren noch auszeichnet, ist der Vorzug, daß sie gar nichts vom Schulmeister an sich haben. Sie sind nicht so steif und ledern, wie anderwärts, sondern heiter, lustig, jovial — kurzum „Hauptkerle“, wie der schwäbische Bauer sagt.

Mein Freund Geis ist der jovialsten einer und hat deßhalb von seinen geistlichen und weltlichen Mitbürgern den Titel „Vetter“ erhalten. Der „Geise-Vetter“ von Ravensburg ist so bekannt im Schwabenland, wie Onkel Tom in Amerika.

Sein protestantisches Pendant, den Diakonus Steudle,[1]) kenne ich ebenfalls. Er ist ein ebenso gründlicher Philolog wie der Geise-Vetter, nebenbei aber der beste Alpenkenner in Schwaben, dazu ein Hofmann, wie er im Buch steht, und deßhalb auch um seiner vielseitigen Kenntnisse willen gern gesehener Gast im benachbarten Hohenzollern-Schlosse zu Sigmaringen.

[1]) Geis und Steudle sind jetzt längst todt.

Mir selber hat er von meinem Rebhäuschen in Hagnau aus ein Alpenpanorama aufgenommen, das mich stets erinnern wird an den geistreichen und liebenswürdigen Diakonus in Ravensburg.

Ich bin kein Freund vom Wirthshaus-Sitzen der Geistlichen und besuche nie ein Wirthshaus in meinem Dorfe, auch nicht in der Stadt, seitdem ich in einer solchen Pfarrer bin. Aber so, wie ich sie in Ravensburg gesellschaftlich beisammen sitzen sah — die Geistlichen beider christlichen Konfessionen, die sämmtlichen höheren Beamten, den Stadtschultheißen und die besseren Bürger — das ließe ich mir gefallen.

Man glaube dabei ja nicht, daß eine gefährliche Vermischung der religiösen Uebungen und Lehren der beiden christlichen Konfessionen aus dieser Art des Verkehrs hervorgehe. Ich habe in Württemberg überall das katholische Volk gut katholisch und das protestantische gut evangelisch gefunden; beide in ihrer Art weit besser, als in andern Ländern, wo die Gegensätze sich schroff gegenüberstehen, und wo gewisse Leute die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer mit einander verkehren.

Vor meiner Abreise von Ravensburg besuchte ich noch, wie immer, meine „Freundin", die Frau Zwick. Sie ist die Schwester der Storchenwirthin, der Freundin aller katholischen Geistlichen in Oberschwaben; beide ältere, streng katholische, beleibte Damen von dem Umfang, der ihrem Berufe entspricht.

Meine Schwester würde meine ganze Fahrt nach Ravensburg für vergeblich ansehen, wenn ich von der Frau Zwick keine „Schützenwürste" mitbrächte. Der Mann der Frau Zwick ist nemlich Metzger und Wurst-

könig von Ravensburg, und seine Gattin verkauft diese königlichen Würste.

So sind Frau Zwick und ich bekannt geworden, und sie hat jedesmal ihre helle Freude, wenn der große Landpfarrer vom See mit dem großen Hut kommt und Schützenwürste holt. Längst bin ich ihrem Mann und ihren Kindern vorgestellt, und so oft der erstere daheim ist, muß ich ins Wohnzimmer, und da erwartet mich dann ein Genuß, den man wohl bei keinem Metzger der Welt suchen würde. Meister Zwick spielt mir eins — auf dem Klavier. Er ist ein Hüne, ein Finger von ihm so schwer, wie die Hand einer Primadonna auf dem Klavier — und doch spielt der Riese mit den sentimentalen Kinderaugen mit einer Gewandtheit, die Staunen erregt. Und er ist sein eigener Lehrer. Seine Tochter lernte dies Saitenspiel, in unbewachten Augenblicken probirte es der Vater so lange, bis er es auch konnte.

Aber so was findet man eben nur im Schwabenland, der Heimath deutscher Poesie und Naivität. Bis jetzt hat man nur gesungen und gefragt: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?“ Ich aber frage: „Kennst du das Land, wo die Metzger Pianino spielen und doch die besten ‚Schützenwürste‘ machen?“

Mit meinem „Wurstpäckle“ in der Hand und begeistert vom Maëstro Zwick, ging ich dann zu Freund Karl, diesem Urgemüth voll stillen Sinnens, sprach ihm zu, sein Weh' zu heilen und das „erlösende Wort“ zu sprechen. Merkwürdig! Eben kam ich entzückt vom klavierspielenden Metzger, und da gestand mir der von Amor Verwundete, daß das gleiche Spiel der jungen Dame ihm sein Herz gestohlen habe und schuld sei an seinem Liebesleid. Er schilderte mir dann ihre sonstigen

Tugenden und Schönheiten mit der ganzen Begeisterung eines poetischen Freiers. Mir gefiel nur eines nicht. Sie hieß Amalie, und das ist mir der schrecklichste Weibername der Welt. Es liegt so etwas namenlos Fades und Langweiliges in ihm. Das fühlen auch die Schwaben, darum haben sie die Am—alien längst in Amélies umgetauft.

Bald darauf hab' ich die „Amélie" als Braut und Frau meines jungen Freundes kennen gelernt und über ihrer Anmuth und Bescheidenheit die Am—alie ganz vergessen. Es war ein Paar, wie es, um ein Volkswort zu gebrauchen, die Tauben nicht schöner hätten zusammentragen können.

Seitdem sind viele Jahre ins Land gegangen. Und heute, 1896, da diese Blätter neu erscheinen, ist Freund Stiegele Geheimer Hofrath und Leibarzt in Stuttgart und Frau Amélie Geheime Hofräthin und immer noch — schön.

Am 7. Oktober.

Am Tage nach meiner Rückkehr traf bei mir ein Herr ein, den ich par renommée längst kannte, der aber noch nie in meinem Hause gewesen war, trotzdem er nicht allzuweit von hier wohnt. Er ist durchweg ein Mann der Politik, und deßhalb wurde zunächst politisirt und dann, weil in unsern Tagen diese Kapitel so enge zusammenhängen, ein Religionsgespräch geführt.

Ich hatte einen ausgesprochenen Darwinianer vor mir, der zwar die Abstammung vom Gorilla standhaft leugnete, aber die bekannte Entwicklungstheorie um so fester und gewandter vertheidigte. Ihm scheint der „Höhlenmensch", wie ihn die Gelehrten im Seekreis aus dem Funde der Höhle von Thayingen bei Schaffhausen konstruirt haben, der eigent-

liche Stammvater der Seehasen zu sein. Mein Widerpart war in diesen geologischen Funden und den Schlüssen, welche die Gelehrten des 19. Jahrhunderts daraus ziehen, erstaunlich bewandert.

Er erzählte auch, wie in neuester Zeit ein zoologischer Blaustrumpf die Erfindung gemacht habe, eine Molchenart, die bisher nur im Wasser lebte, landlebig zu machen, wobei die sonst blinden Thierchen Augen bekommen hätten. Es sei dies ein neuer Beleg für den Darwinismus. Merkwürdig! Früher haben die Menschen einmal den Ossa auf den Helikon gethürmt, um den Himmel zu stürmen. Das war wenigstens ein anständiger Versuch gigantischer Kraft. Jetzt operirt man mit Taubenfedern, Molchenaugen und Höhlenmännlein gegen das Jenseits und steht doch immer vor neuen Räthseln.

Noch merkwürdiger ist aber etwas anderes. Das Vorstehende wurde geschrieben im Oktober 1878. Sechs Jahre später lernte ich die Molche verändernde Dame kennen und zwar näher. Sie ist vor allem nichts weniger als ein Blaustrumpf, sondern eine äußerst praktische, verständige Person, die, was bei weiblichen Wesen sehr selten vorkommt, denkt und sehr viel denkt, dieses Denken aber nicht in leerer Theorie und aufgeblasenem Geschwätz aufgehen läßt, sondern ins Leben übersetzt. Sie verändert Molche, zieht junge Hühner, Gänse und Enten aller Rassen, lehrt Uhus, Eulen und Raben sprechen, macht wilde Katzen und riesige Hunde zu Lämmern, spielt ohne Gefahr mit Scorpionen und Basilisken, ernährt eine größere Zahl von Mäusen und liebkost sie — kurzum, sie liebt, hegt, pflegt, zähmt alles, was lebt im Reiche der Natur.

Alle ihre Thierchen vom „Axelotl“ und Molch bis hinab zur weißen Maus hören und kennen ihre Stimme,

und es ist hochinteressant, dem Verkehr zwischen ihr und ihren Lieblingen zuzusehen.

Dabei ist sie, obwohl eine Preußin, ausnahmsweise sehr liebenswürdig gegen die „Badenser“ meiner Sorte.

Sie inspizirt jährlich wenigstens einmal meinen Garten, meine Zimmerpflanzen und meinen Hühnerhof.

Respekt vor solchen Blaustrümpfen, welche die Welt mit Eiern und jungem Geflügel versorgen und nebenher in wissenschaftlichen Leistungen jedem Universitäts-Zoologen über den Kopf schauen! —

Ich habe vor kurzem einige Vorträge des großen englischen Forschers Tyndall gelesen. Derselbe beschäftigt sich seit Jahren mit den Krystallisationen in der Natur. Auf alle mögliche Art suchte er der Sache beizukommen. Und was erklärt dieser Gelehrte, nachdem der Prozeß bis in die minutiösesten Atome verfolgt war? Er sagt: „Ich finde eben überall eine Kraft, die da wirkt, und die ich nicht erklären kann. Man möge sie nun Gott, Jehova, Naturkraft heißen. Sie existirt, kann aber von uns nicht gefaßt werden.“

Wie leicht geht der gläubige Christ über all' diese Fragen hinaus, und wie findet er eine beruhigende Lösung, um die jeder ungläubige Gelehrte, der da forscht und doch nie zum Ziele kommt, ihn beneiden dürfte — in den Worten: „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“ —

Am Tage nach meiner Disputation mit dem Darwinianer mußte ich einer jungen Frau die heiligen Sterbsakramente reichen. Es war ein einfaches, gläubiges Bauernweib, aber sie sah dem Tode entgegen mit einem Muthe und einer Ruhe, wie sie eben nur der

Glaube gibt beim Sterben. Während ich vor der Frau am Bette stand und sie bewunderte in ihrer Furchtlosigkeit, dachte ich: „Wie würde es dieser Sterbenden jetzt sein, wenn sie ihren Glauben an Gott und Ewigkeit auf den Darwinismus, auf Molchsaugen und Höhlenmännlein gestützt hätte?!“ Und die ganze, naturwissenschaftliche Spielerei, so interessant sie für die menschliche Forschung sein mag, fiel mir in den Abgrund tiefster Armseligkeit.

Am 9. Oktober.

Seit langem hat mich keine Lektüre so erfreut, wie die Abhandlung Heines über die „romantische Schule“, die ich heute wieder einmal gelesen. Fürwahr, schöner kann eine Kritik nicht mehr geschrieben werden! Und, wenn es sonst an sich etwas Langweiliges ist, eine Sammlung von Kritiken zu lesen, so gehören diese Charakteristiken Heines, wenn auch nicht immer zum Wahrsten, so doch zum Interessantesten und Spannendsten, was ein halbwegs Vernünftiger lesen kann.

Es ist mir bei dieser Besprechung der letztvergangenen, großen deutschen Philosophenzeit wiederholt ein Gedanke gekommen, — der nämlich, wie reich an großen Männern Deutschland in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und in den ersten dreißig Jahren unseres Säkulums war. Da sehen wir einen ganzen Wald aufwachsen von lauter genialen Menschen. Philosophen und Poeten von hoher Bedeutung stehen vor uns wie ein Geschlecht von Geistesriesen. Jene Zeit kömmt mir vor wie die Renaissance in Italien. Es war ein neues, gewaltiges, massenhaftes Aufblühen des deutschen Geistes in der Literatur. Und als hätte sich der

deutsche National-Genius damals überanstrengt durch die Ueberproduktion: es trat, nachdem der Tod jenen Dichter- und Philosophenwald niedergelegt hatte, eine eben so große Ebbe ein, wie die Fluth gewesen. Es war in dem dichten Wald kein Nachwuchs aufgekommen; kalt und leer blieb die Oberfläche. Und während jene genialen Eichen der deutschen Dichtkunst und Philosophie und die sentimentalen Linden der romantischen Schule in den Himmel hineinwuchsen, stolz und kühn, grabbeln jetzt armselige Erdmännlein an ihrer Stelle und wühlen wie Kobolde — in dem Materialismus. Der germanische Geist, klassisch gebildet in jenen Tagen, ist wieder verwildert, liegt auf der Bärenhaut und denkt an Krieg und Revolution.

Ich behaupte, was ich auch schon anderwärts ausgesprochen habe, daß die deutsche Kultur nicht im Fortschritt, sondern im Rückgang begriffen ist, und daß die große Zeit in der Literatur und Kunst schon war und nicht mehr kommen wird.

Ich sage ausdrücklich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Hier haben die gebildeten Völker aller Zeiten Großes geleistet und sind Genies aufgetreten, die in den gleichen Nationen keine Nachfolger mehr haben werden. Aber auf einem Felde des Forschens und Wissens hat die Menschheit noch eine riesige Zukunft — auf dem der Naturwissenschaften. Sie wird zwar im letzten Grunde nie über das Bekenntniß Tyndalls hinauskommen, aber noch unendlich Vieles entdecken, was bisher Geheimniß war.

Was hat unsere Zeit nicht auf dem Gebiete der Elektrizität, des Lichtes, des Dampfes, des Schalles für Fortschritte gemacht, und welche wird sie noch machen!?

Aber was dann? Auch dann werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und wenn die Menschen, auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Kultur angekommen, zu Giganten werden wollen, die sich anschicken, den Himmel zu stürmen — wird „Zeus“ mit seinem Blitz sie erschlagen, d. h. unter den Trümmern der Kultur sie begraben.

Am 12. Oktober.

Seit Jahren war der Weinmonat nicht so mild und freundlich wie im heurigen, weinarmen Jahr. Es liegt oft eine eigene Ironie in der Witterung. Den ganzen Sommer regierte Jupiter Pluvius und sandte dem armen Weinstocke alle möglichen Feinde, vom Sauerwurm bis zum Schwarzbrenner. Und jetzt, da die Träublein, klein und mager, von ihren Feinden schwer verwundet, unter dem gelblichen Laube hängen, jetzt sendet Helios seine goldensten Strahlen, welche die welken, kranken Kinder der Rebe in ihrer Armseligkeit fast verhöhnend und dem Rebmann das Elend seiner Pfleglinge in elektrischem Lichte zeigen.

Wenn man sich über diese Trauer in den Weinbergen hinaus erhebt, so ist das Gemüth doch dankbar der lieben Sonne, die so wunderbar die sterbende Natur verklärt in diesen Tagen. Es ist mir eine wahre Wonne, am Abend dieses Liebkosen der Sonnenstrahlen mit Wald und Feld zu belauschen. Und wenn ich am Waldsaume hinschreite, bald die lichtgold'ne Färbung des sterbenden Buchwaldes, bald das matte Grün der Waldwiesen, schon kämpfend mit dem Winterschlaf, noch im Halbschlummer geweckt von den letzten Sonnenstrahlen, still sinnend betrachte; wenn ich hier den Hirtenknaben zuschaue, wie sie, im Frühling der Menschheit, von keinem Herbst und

keinem Winter des Lebens wissend, singend und jauchzend ihre kleinen Feuer zwischen den weidenden Thieren anzünden; dort sehe, wie die Erwachsenen, vertieft in des Lebens Sorge, gebeugt von der Arbeit und der Jahre Last, von den Feldern die letzten Erzeugnisse einheimsen, so zieht eine süße Elegie in meine Seele. Ich versöhne mich für Augenblicke wieder mit unserer menschlichen Vergänglichkeit und Armseligkeit, weil all' das, was vor meinen Augen sich zeigt, so lieblich verklärt wird von der Herbstsonne, als ob ihre Strahlen Boten wären und kleine Lichtlinien von der großen, ewigen Verklärung im Jenseits.

Es ist mir, als ob dieser herbstliche Sonnenglanz uns Menschen zurüfe: „Seht, ihr Menschenkinder, wie ich die todte, geistlose Natur verkläre und ihr ein überirdisches Gepräge verleihe im Sterben — und glaubt an die eigene Verklärung! Erhebt eure Häupter und schaut, wie drüben die Steinriesen der Alpen im Abendsonnenschein schon seit Jahrtausenden der Natur und den Menschen zusehen, wie sie sterben und vorübergehen; zusehen, wie die Natur immer wieder ihren Frühling hat nach dem Herbst und Winter! Und ihr Menschenkinder, ihr sollt nicht mehr werth sein, als jenes langlebige Gestein und die wiederaufstehende Natur? Und für euch allein, die Kronen der Schöpfung, sollte es keine Auferstehung geben, und ihr sollt im Flug vorübereilen, um auf ewig im Nichts unterzugehen?" —

Am 14. Oktober.

In einem von Rebhügeln verdeckten, stillen Dörfchen, unweit vom See, lebt mein nächster Nachbar, der Pfarrer Schrof. Gar oft, namentlich zur Winterszeit, führt mein

Spazierweg durch sein abgelegenes Heim. Er begleitet mich dann eine Strecke weit meinem Dorfe zu, und wir reden über alles, was das Herz einsamer Landpfarrer bewegt.

In Beurtheilung unserer Pfarrkinder und der Natur der Seehasen sind wir stets einig. In kirchen-politischen Dingen ist er so konservativ, daß ich ihm gegenüber radikal erscheine. Und wenn wir bisweilen auf der stillen Höhe, welche sein Dorf von dem meinigen trennt, streiten, so geschieht es aus diesem Grunde.

Heute sprachen wir von seiner Zukunft. Er ist seit Jahren mit einem schweren Augenleiden behaftet, kann nicht lesen und nur mit Mühe etwas schreiben. Daß ihm dadurch die Verwaltung seiner, wenn auch kleinen Pfarrei sehr schwer fällt, versteht sich von selbst. Gerne würde er sich pensioniren lassen, allein, und darüber redeten wir gerade, ein katholischer Pfarrer kann bei uns dies nur thun, wenn er entweder früher Hunger gelitten hat oder nach der Pensionirung das Hungern noch lernen will. Hat er es früher geübt, so ist er's gewohnt und hat sich dabei „was erspart", kann also sieghaft in seine armselige Zukunft sehen. Einer, der aber gelebt hat, wie man mit durchschnittlich 2500 Mark neben zahlreichen Lasten und Pflichten, die auf dieser Summe liegen, leben kann, wird keine Kapitalien machen können. Wollte er sich nun Krankheits oder Alters halber pensioniren lassen, so bekäme er nach 40 Dienstjahren als Maximum 1800 Mark.

Mit dieser Summe kann er in eine Stadt oder ein Städtchen ziehen, sich eine Wohnung für etwa 500 Mark miethen und dann mit seiner alten Schwester oder Haushälterin ein armseliges Dasein enden. Diese Aussicht hält

meinen Nachbar ab, sich pensioniren zu lassen, um so mehr, als er bei seiner Dienstzeit höchstens 1400 Mark bekäme.

Die Vorgesetzten der Geistlichen haben, wenigstens in unserer Diözese, noch nie etwas Wichtiges gethan, um dem niedern Klerus aufzuhelfen oder ihn auch nur selber anzuregen, etwas für sich zu thun. Hätten aber die katholischen Priester in ihrer Gesammtheit vor Jahren sich vereinigt, um einen Pensionsfond zu gründen, sie würden, durch Legate aus ihrer Mitte unterstützt, in kurzer Zeit über die nöthigen Summen verfügt haben.

In der Beziehung hat aber niemand weniger Korpsgeist, als der katholische Klerus. Der gut Bepfründete denkt, ihm lange es, und der schlecht Besoldete kann in einen Pensionsfond nicht so viel bezahlen, um später einen ordentlichen Ruhegehalt beziehen zu können. Drum haben beide kein Interesse an der Gründung eines solchen Fonds.

So muß eben mancher auf seinem Posten bleiben, kränklich und alt, obwohl er gerne sich pensioniren ließe und dies für ihn und die Gemeinde besser wäre. Mancher „alte Herr“ kann jahrelang nichts mehr leisten, er amtet eben fort, so gut und so schlecht es geht, und wenn er stirbt, weint ihm die Gemeinde keine Thräne nach. Er ist zu alt geworden im Dienste, die Bauern sehnten sich längst nach einer andern Kraft, darum sind sie in gewissem Sinn „froh, wenn er stirbt“.

Der gute Pfarrer aber wäre längst gegangen, wenn er außer Dienst ein zulängliches Auskommen gehabt hätte. Es ist eben nur größeren Geistern vorbehalten, als Universitätsprofessoren und Domherren zu sterben. In diesen Stellungen kann man eine Mumie werden, gar nichts mehr leisten und doch beim vollen Gehalt bleiben. Die im Staub geborenen und im Staube

bleibenden Kleriker aber müssen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, wenn sie leben wollen, bis zum Tage, da sie zum Staube zurückkehren.

Unsereiner wird, wie die allermeisten seiner Mitbrüder, geistlicher Proletarier bleiben sein Leben lang, hat sich auch noch nie darnach gesehnt, Gelegenheit zu bekommen, als Mumie zu sterben; aber wenn er Gesetze zu machen hätte für den niedern Klerus, so würde er in der seither besprochenen Richtung also anordnen:

1) Jeder Pfarrer bezahlt fünf Prozent seines Einkommens in den Pensionsfond.
2) Von dem Vermögen eines jeden Pfarrers, der lachende Erben hinterläßt, fällt ein Drittheil dem gleichen Fonde zu.
3) Jeder Pfarrer tritt mit dem 65. Lebensjahr in Pension, die nach dem Maße seiner Einzahlungen und dem Stand des Fonds bemessen wird.

Die Kirche sollte ihre Geistlichen zwingen, für ihre Pension Beiträge zu leisten, wie es der Staat seinen Beamten gegenüber thut. Und dies um so mehr, als es auch unter den Klerikern Leute gibt, die finanziell ihre Sache von Jahr zu Jahr auf Nichts stellen. Zu diesen gehöre auch ich.

Uebrigens hoffe ich, daß angesichts der allgemeinen Vereinigung jedes Standes in unserer Zeit auch der niedere Klerus sich einmal zusammenthun wird, um für seine alten Tage zu sorgen.

Am 15. Oktober.

Bei meinem Besuch in Ravensburg hat Freund Stiegele mir einige spiritistische Schriften mitgegeben, die ihn von der materialistischen Weltanschauung bekehrt

hätten. Die Bücher enthalten die Offenbarungen des amerikanischen Spiritisten Davis, herausgegeben von dem russischen Hofrath Aksakow.

Ich habe seit einigen Tagen darin geblättert. Davis wurde 1826 in Amerika als Sohn eines Schuhmachers geboren und war in seiner Jugend selbst Schuhmacher. Er ist dann nacheinander Müller, Kommis, Hirte, Feldarbeiter, Bettler, Hefenhändler und wieder Schuhmacher geworden. In letzterer Eigenschaft ward er als ein Medium erster Güte entdeckt und wurde zum Offenbarer. Was Aksakow hier veröffentlicht, hat Davis im magnetischen Schlafe von sich gegeben und ein Pastor aufgeschrieben. Es ist viel wunderliches Zeug, was dieser Schuhmacher, der im ganzen Leben kaum fünf Monate die Schule besucht hat, in seiner „Ekstase“ zum besten gibt.

Auf religiösem Gebiete ist Davis Rationalist vom reinsten Wasser. In der Hinsicht könnte er in Heidelberg doziren, und es scheint der heilige Geist, der ihn inspirirte, meist der Pastor Gibson Smith selbst gewesen zu sein.

Christus ist ihm, wie Brahma, Confutsius, Mohammed, ein Spiritist, der Offenbarungen hatte. „Auch Luther hat Wahrheiten geoffenbart, die sehr praktisch und nützlich sind. Doch wiegt der Irrthum in seinen Erzeugnissen vor und sind dieselben deßhalb nicht eines so hohen Grades von Aufmerksamkeit und Achtung würdig.“

Das Ganze ist ein Sammelsurium von allgemeinen Phrasen über alles, was die Menschheit interessirt. Beachtenswerth scheint mir nur das, was der Schuhmacher von Poughkeepsie, den ein Schneidermeister Livingston jeweils in magnetischen Schlaf versenkt, über die Pla-

neten sagt. Hier ist er nicht beeinflußt, wie auf dem religiösen Gebiet, von den üblichen Redensarten der Rationalisten und Freigeister, die er im Leben gehört — und spricht von vielem Neuen, das Sinn hat. In sehr interessanter und glaubwürdiger Art beschreibt er die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt auf den einzelnen Planeten. So erzählt er im Detail von den Menschen auf dem Saturn, daß sie weit vollkommener organisirt sind, als wir Erdenwürmer, und jede Klasse menschlicher Wesen in unserm Sonnensysteme übertreffen. Sie sind physisch, geistig und moralisch vollkommen. Schwäche und Krankheit existiren unter ihnen nicht. Liebe, Reinheit und Wahrheit vereinigt sie in Friede und Glückseligkeit.

Auch die Bewohner des Jupiter übertreffen an Größe, Symmetrie und Schönheit die Erdenmenschen, besonders aber an Intelligenz. Sie können nicht anders denken und anders sprechen. Sie haben keine Leidenschaften, und darum kennen sie auch keine Krankheit.

Die Bewohner des Mars sieht Davis in seinem magnetischen Schlafe viel häßlicher, als wir sind; sie zeigen aber eine besondere Würde und Erhabenheit in ihren Bewegungen. Sie sind tugendhafter, als die Erdenmenschen; all' ihre Neigung geht auf Werke der Güte und Barmherzigkeit. Die Begriffe, die von ihrem Denken entstehen, sind unvermeidlich wahr. Sie benutzen ihren Mund und ihre Zunge nie als Werkzeuge der Unterhaltung. Das kräftigste Mittel ihrer Unterhaltung sind die Augen. Wenn einer von ihnen einen Gedanken faßt und denselben auszudrücken wünscht, so wirft er seine strahlenden Augen auf die Augen des andern, und seine Empfindungen und Gedanken werden diesem sofort bekannt.

Uns am ähnlichsten sind die Bewohner der Venus, nur massiger in ihrer Konstitution. Sie scheinen auf der einen Halbkugel, was man sagt, gute Kerle, aber billige Denker zu sein. Auf der andern wohnen Kannibalen und Riesen, die stark thierische Gesinnung äußern.

Den Merkur sieht Davis nur wenig bewohnt. Zwei große, dürre Wüsten bedecken fast ein Drittheil dieses Planeten. Die menschlichen Bewohner sind Orang-Utangs, mäßig mit Haaren bedeckt, besitzen aber Hochherzigkeit, Selbstachtung und ein vorzügliches Gedächtniß. In einem aber übertreffen diese Orang-Utangs die meisten Menschen, sie sind Feinde aller Redensarten und wollen und behalten nur die Substanz eines Gesprächs.

Ein anderer mag über magnetischen Schlaf und über Spiritismus denken, wie er will, ich halte die Offenbarungen des Sehers von Poughkeepsie in Bezug auf die Planeten für sehr plausibel und für vernünftiger, als viele Philosopheme deutscher Gelehrsamkeit. Auch lassen sie sich mit der christlichen Weltanschauung ganz leicht vereinbaren.

Es wird in unsern Tagen auf dem Gebiete des Spiritismus und Magnetismus viel Unfug, Schwindel und gefährlicher Aberglauben getrieben, und mit Recht ist die Kirche diesem Treiben entgegengetreten — allein ausrotten wird sich die Sache nie lassen, so lange Menschen auf dieser Erde wandeln. All' diese Dinge sind mit unserm Seelenleben zu sehr verwandt. Und in seinen letzten Konsequenzen ist mir ein Spiritist immer noch lieber als ein Materialist, und der Schuhmacher Davis wird weniger Unheil anrichten, als ein Professor à la Moleschott.

Am 17. Oktober.

Das Grab des Grafen Zuccato, über welches ich täglich hinschreite, hat mir keine Ruhe gelassen. Ich wollte etwas wissen über den Vorgang, der dem Mann hier sein elendes Grab gegraben hat. Ich sah mich um und bekam die Geschichte des Hohentwiel von dem württembergischen Generalmajor von Martens in die Hand, die mir reichlich Aufschluß gab.

Die Franzosen hatten 1799 kein Glück gehabt am Oberrhein. Sie waren bei Ostrach und Stockach zum Rückzug über den Rhein gezwungen worden. Der Hohentwiel war, obwohl das ganze Jahr über bald kaiserliche, bald französische Truppen in der Nähe waren, unbehelligt geblieben. Keinem der kriegführenden Theile war daran gelegen gewesen, die Festung in seinen Besitz zu bringen oder vorübergehend zu besetzen.

Der Rückzug der Franzosen hatte alles in Schlummer gewiegt, so daß der schwäbische Kriegsrath von Stuttgart aus befahl, die in der Festung befindlichen Kühe und einige Vorräthe an Schweinefleisch und Schinken zu verkaufen.

Im August des genannten Jahres war der Herzog Friedrich selbst auf dem Hohentwiel gewesen, um den Durchmarsch der Russen nach der Schweiz zu sehen und Offiziere und Soldaten am Fuß der Festung zu bewirthen. Er hielt auch eine Parade ab über seine Truppen im Schloßhof. Diese bestunden, auch ein Bild alter deutscher Zeit, aus 10 Offizieren (einem Obristen, einem Oberstleutnant, 4 Hauptleuten, 4 Leutnants), 4 Unteroffizieren und 6 Mann Artillerie, 11 Unteroffizieren,

4 Trommlern und 71 Soldaten von der Infanterie. Dazu kamen 4 Nicht-Kombattanten, 54 Weiber und 93 Kinder.

Der Herzog war mit der Aufstellung der Festungstruppen so zufrieden, daß er gleich auf dem Paradeplatz den Kommandeur, Oberst von Bilfinger, zum Generalmajor beförderte. Dieser war 72 Jahre, sein Adlatus, Oberstleutnant von Wolff, 56 Jahre alt. Nach ihnen kamen die Hauptleute Rhodis von Tunderfeld, Burggraf von Narva, Arsenalinspektor von Rieger, von Keller und Graf von Zuccato. Die Leutnants waren: von Reizenstein, Flitsch, Saara und Müller. Drei von den letztern hatten das sechzigste Lebensjahr weit überschritten. Von den Soldaten stund die Hälfte im Alter von 40—70.

Das war die Garnison von Hohentwiel, als im Frühjahr 1800 die Franzosen unter Moreau den Feldzug am Oberrhein eröffneten und bei Kehl, Breisach und Basel über den Fluß gingen.

Es war dies am 25. April geschehen. Schon am Morgen des 1. Mai stunden die Franzosen nach einigen glücklichen Gefechten gegen die Oesterreicher auch auf dem rechten Rheinufer bei Schaffhausen und Stein. Am Mittag näherte sich bereits die Division Vandamme vom Armeekorps des Generals Lecourbe, 10000 Mann stark, dem Hohentwiel. Es erschien alsbald ein Offizier mit einem Trompeter und sechs Husaren vor dem untern Festungsthor, verlangte eine Unterredung und, als diese gewährt wurde, die Uebergabe der Festung auf Gnade und Ungnade.

Der Kommandant erklärte, die Festung, die noch nie erobert worden sei, in keine fremde Macht gerathen zu lassen, da er mit seinem Kopfe dafür hafte, und er ersuche den

General Vandamme um die gleiche Berücksichtigung der Neutralität, wie die früheren französischen und kaiserlichen Generäle sie respektirt hätten.

Mit dieser Erklärung begab sich Oberstleutnant Wolff vor das Ausfallsthor der Festung, wo Vandamme selbst erschien und in beredten Worten ihm darthat, daß er den Zustand der Festung und die Schwäche ihrer Besatzung wohl kenne und dieselbe erobern müsse, koste es, was es wolle. Er versprach aber freien Abzug mit allen Kriegsehren.

Nach einigem Hin- und Herparlamentiren beschlossen sämmtliche Offiziere der Garnison, weil sie auf die Mannschaft sich nicht verlassen könnten und da ein Widerstand unmöglich sei, zu kapituliren. Oberstleutnant Wolff und Hauptmann Zuccato schlossen die Kapitulation im Hauptquartier Vandamme's zu Singen ab. Dieser versprach unter anderm auf Ehrenwort, beim Obergeneral Lecourbe und der französischen Regierung alles zu thun, damit die Festung beim Friedensschluß in unverändertem Zustande wieder an Württemberg übergehe.

Noch spät am Abend des 1. Mai führte Hauptmann Zuccato eine französische Abtheilung zur Festung hinauf, wo sie das untere Thor besetzte.

Am Morgen des 2. Mai zogen die Württemberger aus und die Franzosen ein. Jetzt erst ward der Herzog von der Sachlage verständigt. Er befahl den Offizieren nach Stuttgart zu kommen, ließ sie verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Für sie sprach die elende Besatzung, gegen sie die Uneinnehmbarkeit der Feste und die Verproviantirung für wenigstens einige Monate. Die Franzosen selbst hatten nach dem amtlichen Bericht des

Moniteur vom 6. Mai 1800 die Uebergabe der Festung gar nicht erwartet.

Schon unterm 27. Mai erkannte das Kriegsgericht einstimmig, Bilfinger und Wolff sollten erschossen, die andern Offiziere, der kranke Leutnant von Reizenstein ausgenommen, infam kassirt und entlassen werden.

Der Herzog verwandelte die Erschießung in lebenslängliche Gefangenschaft. Die meisten überlebten ihre Schande lange, wurden später begnadigt und kärglich unterstützt. Martens berichtet in seiner Schrift über das Ende derselben, nur von Zuccato wußte er scheint's nicht, wo er starb. Ihn hat „der große Kübele" von Hagnau wieder auferweckt, und ich schau jetzt fast täglich auf sein Grab, das zertretener Weg ist, und verzeihe ihm und allen seinen Kameraden die Uebergabe der Festung.

Die Franzosen hielten nicht Wort. Im Oktober 1800 erschien der Ingenieur-Hauptmann Prudhomme. Ihm folgten 100 Mineurs und aus der Umgegend 500 Bauern, und die Zerstörung der Feste begann. Vergeblich wandte sich der Herzog nach Paris. Der erste Konsul Napoleon blieb auf dem Befehle stehen. Am 1. März 1801 war die Zerstörung beendigt.

Der Hohentwiel war unter den absoluten Herzogen Württembergs im vorigen Jahrhundert deren „Bastille" gewesen. Daß die französischen Republikaner auch diese schwäbische Bastille zerstörten und dem Absolutismus der Fürsten ein Ende machten, wollen wir ihnen gar nicht übel nehmen. Die Menschheit verdankt jenen Franzosen ein Stück Freiheit.

Am 20. Oktober.

Als mich der Darwinianer von letzthin verließ, da nahm er das Buch — „Lourdes" von Henri Lasserre —

mit und versprach, es zu lesen. Einige Tage darauf sandte er mir den Roman „Homo sum“ von Ebers, mit der Erwartung, ich möchte denselben ebenso gewiß lesen, wie er das Buch über Lourdes zu lesen begonnen habe.

Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren keinen Roman gelesen habe und kein Freund derartiger Lektüre bin, in welchen die Phantasie eine so große Rolle spielt. Jetzt reizte mich die Neugierde, auch einmal einen der vielgelesensten Schriftsteller dieses Genres kennen zu lernen und damit die Geschmacksrichtung unserer sogenannten gebildeten Lesewelt. Ich bin heute mit der Lesung fertig geworden und habe mich über den Dichter und sein Publikum orientirt.

Ebers will in seinem Roman nachweisen, daß der sinnliche Mensch eben immer und überall Mensch bleibt und selbst in der Einöde als Büßer von seinem alten Adam verfolgt wird. Als Belege müssen ihm einige fingirte Mönchsgestalten dienen aus der ägyptischen Wüste, in der im vierten Jahrhundert in Wirklichkeit zahlreiche, historisch bekannte christliche Einsiedler lebten.

Ein Tendenzstück gegen Mönchthum und katholische Kirche möchte ich den Roman nicht nennen, da auch der geringste Katechismusknabe weiß, daß die katholische Kirche nie die Thatsache verleugnet hat, daß der Mensch irren, fehlen und fallen kann, so lange er lebt, und daß er nie und nirgends sicher ist vor Versuchungen des alten Adam. Ebers kann dies unmöglich nicht wissen.

Aber ich spreche den Dichter nicht frei von einer andern Absicht, der nämlich, die Schwächen des menschlichen Lebens zu milde zu beurtheilen und so dem Publikum zu schmeicheln. In der Beziehung ist dieser Roman

eine ganz gefährliche Lektüre, indem er den Menschen gleichsam sagt: „Gebt euch keine Mühe, eure sinnlichen Neigungen zu zügeln; denn es ist umsonst. Auch der Büßer in der Wüste, der die Welt flieht, nimmt die Erinnerung und die Sehnsucht an dieselben und nach denselben mit und fällt früher oder später wieder zurück in das frühere Menschenthum."

Daß ein solcher Roman, flott geschrieben, „Kirchweih" ist für viele Leser, versteht sich von selbst.

Die Schilderungen von den innern Kämpfen der Anachoreten sind übrigens viel zu wenig psychologisch wahr und zu phantastisch übertrieben. Solche Monologe und Dialoge, wie sie Ebers diesen Einsiedlern in den Mund legt, mag vielleicht ein Mensch halten, der an vorübergehendem Weltschmerz leidet oder den die Welt von sich gestoßen, aber nicht Männer, die der Welt freiwillig den Scheidebrief gegeben und Jahrzehnte lang schon in der Einöde es ausgehalten haben.

Mögen Ebers und seine Leser einmal die Bekenntnisse des heiligen Augustinus lesen, und sie werden einen Menschengeist kennen lernen, der, trotzdem er tief in den Genüssen der Welt versunken war, doch völlig sich losgemacht hat von jedem anderen Verlangen, außer dem, Gott zu gefallen.

Man lese auch die „Väter der Wüste" von Ida Hahn-Hahn, fast ganz auf historischem Boden geschrieben, und man wird finden, daß jene Einsiedler denn doch Menschen waren von einer Seelengröße und Seelenruhe, wie sie unsere Zeit kaum zu träumen vermag. Aber gerade weil unsere Zeit so wenig moralische Widerstandskraft hat, möchte man eben andern Zeiten und andern Menschen das auch andichten.

Der Mensch wird nie frei sein von Versuchungen, auch wenn er der Welt entsagt und in die Einöde zieht.

Diese Wahrheit zeigt reichlich das Leben jener Mönche in den Wüsteneien Aegyptens. Aber der Mensch wird in der Abgeschiedenheit von der Welt weniger Versuchungen haben und sich selbst eher finden, um sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Es ist nicht nur unchristlich, sondern geradezu unnatürlich, einen Mann, der in Abtödtung und Weltentsagung Jahre lang gelebt hat, eines Tages mit einem alten Todfeinde zusammentreffen zu lassen, den er dann packt und, übermannt von Haß, mit sich selbst in eine Felsenschlucht stürzt und zerschmettert. Das lesen wir aber im „Homo sum“.

So kann man einen Schund- und Schauer-Roman enden lassen, um dummen Leuten Gruseln zu machen, aber keinen Roman für Leser, die auch nur eine Idee von Christenthum haben.

Was an Ebers' Roman über allen Tadel erhaben ist, das ist die Form. Darin steht das Buch als vollendetes Kunstwerk einer reichen, dichterischen Phantasie da.

Die Schriftsteller dieser Art, wie Ebers, Hopfen, Auerbach u. a., sind heute die Löwen des Tages unter den Literaten. Allein sie waren es zu allen Zeiten, seitdem das erfunden ist, was man Roman nennt. Bezeichnend für den inneren Wert der Roman-Literatur ist die Thatsache, daß bei den Griechen und Römern die Erotiker, wie sie die Romanschriftsteller nannten, erst auftraten, als die eigentliche politische und wissenschaftliche Blüthezeit jener Nationen vorüber war. Aristides aus Milet, Heliodor von Emesa, Jamblichus

aus Syrien, Petronius u. a. gehören der verkommenen Griechen- und Römerzeit an.

Ich kann daraus einen Schluß ziehen, der eine Ansicht bestätigt, welche von mir schon wiederholt ausgesprochen wurde: In meinen Augen ist das deutsche Mittelalter die Blüthezeit unserer Nation gewesen, die Zeit von den Hohenstaufen bis gegen die Reformation hin. In jener Zeit entstunden jene wunderbaren epischen und erotischen Heldengedichte, die blauen Wunder-Blumen deutscher Poesie, wie Heine sie nennt. Als das Mittelalter sich zu neigen begann, als die deutsche Nation, religiös getrennt, ihre Größe verlor, da trat auch der Roman auf. Der erste deutsche Roman ward geschrieben mitten in den Greueln des dreißigjährigen Krieges, der „Rosamund“ Philipps von Zesen. Er gewann aber sofort seine eigentliche Bedeutung, die er heute noch hat, nämlich Gradmesser und Barometer der intellektuellen, sozialen und moralischen Zustände seiner Zeit zu sein. In dem 1669 erschienenen „Simplicissimus“ offenbarte sich diese Bedeutung in hervorragender Weise.

So wenig der Roman bis heute ein Zeichen hoher literarischer Leistung und Bildung ist, ebenso sicher wird man aber aus ihm die letztere am besten bemessen können.

Fragen wir einmal, wer sind die Menschen, welche professionsmäßig Romane „verschlingen“? Studenten, die es im Staats-Examen sicher nicht zu den ersten bringen, Ladendiener, über welche die Prinzipale stets zu klagen haben, Leutnants, die nie ein Regiment bekommen, Stutzer und Gigerl, die unserm Herrgott den Tag abstehlen und für die Welt nichts taugen, alte Sünder, die ihre eintrocknende Phantasie beleben wollen — das sind die Hauptleser männlichen Geschlechts.

Bei der „Damenwelt“ sind es blasirte, blutarme Mädchen, die in der Zukunft das Unglück ihrer Männer sind, Frauen, die keine Suppe kochen und kein Kind erziehen können, alte „Jungfern“, von denen die Welt nichts mehr wissen will, die sich im Roman aber in der von ihnen vergeblich ersehnten Welt herumtreiben.

Man wird nie finden, daß ernste, denkende Männer und tüchtige Hausfrauen den Roman lesen und lieben. Man kann auf die Leser der Romane und auf diese selbst am treffendsten das Sprichwort anwenden: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Nach der Lektüre kann man die Menschen vortrefflich taxiren und nach den Menschen, die sie lesen, auch die Bücher selbst.

Die Anwendung dieses Satzes auf meine Leser und meine Bücher unterlasse ich wohlweislich.

Am 22. Oktober.

In meinen vor kurzem erschienenen Erinnerungen „In der Residenz“ hatte ich spaßhaft dargethan, warum die badischen Landboten auf dem Korso der Residenz stets ohne Stock erscheinen. Mit Stock und Regenschirm können sie nicht zugleich abreisen, weil das zu altbürgerlich aussieht, in den Koffer läßt sich keiner von beiden einpacken, und so nimmt man nur das nöthigere Möbel mit — den Regenschirm.

Dieser Tage erhielt ich nun aus der Residenz anonym „von zwei sehr unpolitischen Backfischen“, wie sie selber sich bezeichnen, einen zerlegbaren Spazierstock, den man „einpacken könnte“. Die zwei Dinger hatten dazu den Wunsch ausgesprochen, mich beim nächsten Landtag einmal auf dem Karlsruher Korso mit diesem Stock zu sehen.

Heute Abend nahm ich zur Probe einmal den eleganten Stutzerstock mit. Wie ich nun so am Wald hinging, nichts denkend und nichts ahnend, schlug ich „in Gedanken“ auf den Boden und der zarte Residenzstock, derartige Aktionen eines riesigen Bauernpfarrers nicht gewohnt, brach entzwei, wie das Ringlein in dem bekannten Eichendorff'schen Liede.

Und die Buchen am Waldsaume hin lachten und schüttelten sich, sonnenbeglänzt, mit ihrem ganzen gelben, höhnischen Herbstgesicht, als wollten sie sagen: „So ist's recht. Was brauchst du, der du fast täglich in unserm Revier über Stock und Stein stolperst, einen so feinen Residenzstock!“ Ich zollte ihnen Beifall und schämte mich eigentlich, das elende Zündhölzchen in meine Hände genommen und als Spazierstock benutzt zu haben. Daß ich es nicht mehr heimtrug, versteht sich von selbst.

Am 29. Oktober.

Seit acht Tagen bin ich zu keiner Aufzeichnung gekommen. Meine Hagnauer und ich hatten Herbst, d. h. wir holten unsere wenigen Trauben, kelterten und verkauften sie, so gut es ging. Meine Pfarrkinder und ich bilden da eine Kompagnie und stehen in diesen Tagen al pari. Der Pfarrer ist Weinproduzent, wie jeder Bürger des Orts, und interessirt sich darum in seinem und des Dorfs Interesse für die Herbstangelegenheiten.

Wir führen zusammen in diesen Tagen alljährlich den Krieg aller gegen alle die jüdischen und schwäbischen Weinhändler, die kommen, uns den Seewein abzukaufen oder richtiger „abzujagen“. Der Kampf ist um so hitziger, als unsere Gegner meist echte und rechte Württemberger und von Haus aus viel schlauer sind, als wir

badische Seehasen und als die andern deutschen Männer überhaupt. Ein schwäbischer Jude gar ist die „Victoria regia“, die Blume semitischen Handelsgeistes.

Wir Hagnauer alle, der Pfarrer und die Winzer, sind in der Rede nicht ungewandt, aber in diesen heißen Tagen gilt es, all' unsere Rhetorik und Logik zusammenzunehmen, um den biedern, aber schlauen Schwaben den sauern Seewein mit süßen Worten zu verkaufen.

Wo ein Händler erscheint unter der Thüre einer der vielen Torkeln[1]), um dem Rebmann seinen Wein abzukaufen, wird bald auch der Pfarrer hinter ihm stehen und seinem Pfarrkind helfen, auf daß Geld, möglichst viel Geld ins Dorf komme, und wir einsamen Uferbewohner zu leben haben, wenn der Winter sein kaltes Scepter über See und Land schwingt.

An einem der Herbsttage waren die Weingarten'schen Militär-Freunde da und wanderten mit mir von Torkel zu Torkel, von Rebgarten zu Rebgarten. Sie sahen und hörten, wie wir kämpften mit ihren handelssüchtigen Mitschwaben, stellten sich aber unparteiisch auf Seite des Pfarrherrn und seiner Bauern. Sie wußten, daß diese den Kampf ums Dasein kämpften, die Weinhändler aber nur den um Vergrößerung des Kapitals. Drum ließen wir es ihnen auch nicht an „Suser“ fehlen und an „Brotis“[2]). Sie selbst aber beschenkten die Männer an den Weinpressen mit feinen Cigarren, und Offiziere, Bauern und Pfarrer waren ein Herz und eine Seele.

---

[1]) Weinpresse, vom lateinischen torquere, drehen. Eine Spindel, an der ein Riesenbalken herabgedreht wird, ist der Hauptfaktor dieser uralten Art des Weinpressens.

[2]) Kalbsbraten, das Festfleisch im Herbst am Bodensee.

Das gäbe ein Buch, so ein Herbst am Bodensee und in Hagnau, und wir schreiben, so Gott will, einmal mehr darüber.

Am 30. Oktober.

Die schönen Herbsttage sind vorüber. Es geht dem Winter zu. Die Nebelglocken der Dampfschiffe tönen matt durch die feuchten Dünste, welche über dem See lagern. Im Walde fallen die Blätter. Ich schicke mich an, das Winterquartier zu beziehen, d. h. aus meiner großen, hellen Sommerstube überzusiedeln in eine kleine Kabine mit riesigem Kachelofen, der das Zimmer warm hält, wenn eisige Stürme den See peitschen und die Schneeflocken an meine Fensterchen werfen. Es ist, wie Byron sagt, „ein Stübchen warm und niedlich".

So sind denn auch dieses Jahr wieder Sommer und Herbst im Flug vorübergegangen, dachte ich gestern bei meinem abendlichen Gang durch die absterbende Flur. „Rastlos eilt der Strom der Zeit von hinnen", auch auf dem stillsten Dorfe und fern der Welt.

Ich ging über den „Burgstall" hin, einen Rebhügel oberhalb des Dorfes, von dem aus ich so oft in den vergangenen Monaten hinübergeschaut hatte auf die gewaltige Bergwelt der Schweiz mit ihren im Abendsonnenschein glühenden Firnen. Heute war alles zugedeckt mit düsterm Nebel, der über Gebirg und See lag, wie ein wüster Alp. Ringsum keine menschliche Seele. Kein Rebmann in den Weinbergen, wie im Sommer, kein Hirtenknabe mehr in den Wiesen am Wald hin, wie im Herbst. Ich war allein auf dem Kirchhofe der Natur. Die andern Menschen schienen sich zurückgezogen zu haben in ihre Hütten, um das Sterben der Natur

nicht zu sehen und erst wieder zu kommen, wenn sie neu auflebt.

Der kalte, blasse Herbstabend drückte auch auf meine Seele, und ich ging wehmüthig hinab zum stillen Dörfchen. Am Dorfweiher spielten noch Knaben lustig und heiter, wie Kinder zu jeder Jahreszeit es sind. Die meisten von ihnen hatte ich bei ihrem Eintritt in die Welt drunten in der Kirche empfangen und für ein ewiges Leben geweiht.

Sie wußten nichts von dem, was der Herbst predigt, und ich dachte: Als Kinder sehen wir die Welt in den glänzendsten Farben, sie scheint ein ewiger Frühling. In der Jugend ziert sie sich mit allen Hoffnungen, die ein ewiger Frühling bieten kann. Im reifern Alter kennen wir ihre Stürme und träumen nicht mehr von einem stets heitern Himmel. Dem Greisen ist das Leben eine Last.

Und doch — ist diese Welt stets dieselbe, die Natur immer gleich groß und mächtig, man mag sie betrachten von der Wiege oder vom Grabe aus, an einem Herbstabend oder an einem Sommermorgen. Die Veränderung ihrer Wirkung ging in unserm Herzen vor. Das Herz, dieser bodenlose Abgrund, in welchem die Geheimnisse unseres Daseins und unserer Bestimmung verborgen sind, es wünscht und fühlt und sehnt anders in jeder Lebenszeit, und damit wird auch unsere Weltanschauung eine andere.

Weil es Herbst wird in unserer Seele, fühlen wir ihn auch in der Natur. Das Kind nimmt den Frühling des Herzens mit in den Schnee und das Eis des Winters und ist glücklich zu jeder Jahreszeit.

Heimgekehrt fand ich mein Winterstübchen eingerichtet. Meine Schwester hatte den Umzug vollzogen,

während ich den Umzug von Herbst und Winter auf der stillen Höhe durch meine Seele hatte gehen lassen. Ich legte mich auf das kleine Sopha neben dem großen Kachelofen und brütete noch lange weiter über Frühling und Herbst im Menschenherzen. —

Hier endigt mein am 1. Juni begonnenes Tagebuch. Es kam die Nebelzeit am See und hüllte alles in ihren dichten Schleier und begrub auch meine Lust zum Weiterschreiben. So blieben diese Aufzeichnungen ein Bruchstück.

Erinnerungen eines alten Hutes.

1882.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Ich ging am Rand eines lichtgrünen Buchen- und Fichtenwaldes hin. Die Drosseln sangen ihr Nachtlied. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten weithin über das schwäbische Meer. Versunken in die stille, herrliche Natur, lehnte ich mich an einen Waldbaum und träumte, den Blick zur Erde gerichtet, vom Frühling im Menschenleben. Da trafen meine Augen einen dunklen Gegenstand zu meinen Füßen. Mein Stock stieß denselben aus Laub und Erde vollends herauf. Es war ein alter Hut, ein ehemaliger Cylinder, der zerrissen und zerfetzt am Waldesrande gemodert hatte, bis ich ihn in seiner Verwesung störte.

„Dein Frühling ist auch vorüber, alter Filz," sagte ich laut, „und auch du hast einst bessere Tage gesehen. Es ging dir, wie dem alternden Menschen, der heute in deiner Nähe geträumt hat von der seligen Jugendzeit."

Jetzt wurde der also Angeredete vor meinem Geiste lebendig und fing zu reden an. „Ich habe deine Theilnahme an meinem Geschick gehört," sprach er zu mir, „und bin dir dankbar. Zum Beweise aber dafür, daß du keinem Unwürdigen deine Sympathie geschenkt hast, will ich dir meine Lebensgeschichte mittheilen. Höre mich mit Geduld.

Du und andere Menschen können auch von einem alten Cylinder Weisheit lernen!“

In einem stillen, weltabgelegenen Thale des Schwarzwaldes lebte ein armer Taglöhner mit Weib und Kind in seiner Strohhütte zwischen Wald und Wiese, an Quelle und Bächlein. Zwei Ziegen und ein Paar Kaninchen bevölkerten den Stall des armen Mannes. Die beiden rothäugigen, schneeweißen Häslein waren die einzige Freude der Kinder des einsamen Schwarzwälders. Sie suchten allüberall das erste Grün des Frühlings, um ihre Thierchen damit zu füttern, so daß manchmal die im Stalle angebundenen Ziegen ihre neidischen Augen auf die Kaninchen warfen, die zu ihren Füßen an den frischen Gaben der wiedererwachten Natur schwelgend sich ergingen, während sie selbst noch hartes Winterfutter verzehren mußten.

Doch auch diese Kinderfreude und das Schlaraffenleben der beiden Häslein nahm ein Ende, wie alles auf dieser armseligen Erde. Die Katze des nächstgelegenen Hofbauern kam in wilder, dunkler Nacht herauf und zerriß die Kaninchen, ward aber vom Taglöhner überrascht und selbst todtgeschlagen.

Die Kinder des armen Mannes weinten bittere Thränen, aber die Häslein waren und blieben todt, ihr Untergang aber war mein Auferstehen. Der Vater bälgte die Thiere aus und hing die Häute sammt dem Katzenfell zum Trocknen vor seiner Hütte in der Sonne auf. Jetzt erblickte ich, der bis dahin im dunkeln Stalle erzogene, aus den Kaninchenbälgchen entstandene, zum erstenmal das Licht der Welt.

Ich schaute hinab ins Thal und hinüber zu den Bergen und Wäldern und fand, daß die Welt draußen

viel schöner sei, als in dem dumpfen Ziegenstall. Mit gewissem Dank schaute ich deßhalb bisweilen auf die nachbarliche Katzenhaut, welche ich als die eigentliche Mutter ansah, die mich in dunkler Stunde geboren.

So hing ich den halben Sommer über in Regen und Wind, bei Sonnenschein und Mondlicht vor der Hütte des armen Schwarzwälders, bis eines Tages ein Schacherjude den Weg fand in unsere Einsamkeit. Er sah mich, meine andere Hälfte und unsere Nachbarin, bot dem „Wälder“ zwölf Kreuzer und erhielt uns. In einem alten Sack, vermischt mit allerlei Plunder, verließ ich meine Stammhütte.

Ich war traurig, aber niemand hatte Mitleid mit mir. Als die Häslein todt waren, weinten die Kinder, mir galt keine Thräne, und doch schied ich ungern von der stillen Hütte. In dem Sack des Hebräers überfiel mich nicht bloß Dunkelheit und Finsterniß, sondern auch die tiefste Niedergeschlagenheit. Ich wußte mir einige Tage und Nächte weder zu rathen noch zu helfen.

Eines Abends kaufte der Hebräer, welcher wie der ewige Jude bald da-, bald dorthin zog, einen alten Filzhut von einem Handwerksburschen und steckte ihn zu mir in den Sack.

Ihm, dem Filze, fiel meine Trauer auf, und er beruhigte mich durch Hinweis auf eine bessere Zukunft. „Du,“ sprach er prophetisch, „wirst nicht lange mehr in dieser Finsterniß schmachten; aus dir wird ein Seidenhut werden, und du wirst glänzende Tage sehen. Meine Zeit ist um, dir blüht das Leben, das meinige ist abgelaufen.“ So geschah es.

Als der Jude seinen Sack voll des alten Plunders hatte, zog er hinab in eine schöne Residenz-Stadt am Rheinstrom und verkaufte all' seinen Trödel. Mich er-

hielt der Hofhutmacher. In seiner Werkstätte erblickte ich zum zweiten Mal das Licht der Welt. Aber wie verändert war alles gegen die erste Schau, welche ich auf Erden genoß vor der Hütte des Schwarzwälders! Eine düstere Bude in dunkler Gasse mit lumpigen Hutmachergesellen war alles, was ich sah, und ich erkannte auf den ersten Blick, daß das Landleben viel duftiger und luftiger sei, als das Stadtleben.

Ich merkte auch gleich, daß die Stadtmenschen viel unzufriedener sind, als die Landleute, denn die Gesellen schimpften und räsonnirten, so oft sie allein waren, über schlechten Lohn und viele Arbeit.

Ich hatte jedoch nicht lange Zeit, derlei Beobachtungen zu machen; denn schon am dritten Tag ergriff mich ein schwarzer Geselle, fing an, mich zu bürsten und zu walken, so daß ich die Besinnung vollständig verlor und aus diesem Zustande erst erwachte, als ich im Schaufenster meines Herrn in Cylinderform ausgestellt wurde.

Jetzt sah ich zum erstenmal die große Welt an mir vorüberziehen. Menschen aller Art blieben vor unserm „Laden“ stehen, und wenn auch nur ein Gassenjunge bisweilen auf mich deutete und zu seinen Kollegen sagte: „Aber das ist ein schöner Hut!“, ward ich stolz und königlich vergnügt in meinem Schaukasten. Es waren meine schönsten Tage in Cylinderform, die Tage im Schaufenster an der Residenzstraße, ruhig, behaglich und beschaulich. Allein es ging mir wie den meisten Menschenkindern; es war mir zu wohl im Vaterhaus, und ich sehnte mich hinaus in die große, lustige Welt. Ich sah so viele glänzende Cylinder an mir vorüber reiten, fahren und gehen, und malte mir deren Geschick so schön aus, daß ich nur in ihrer Lage glücklich zu sein wähnte.

Und wie die Menschen bei ihrem Verlangen nach Welt und Weltleben die vielen Unglücklichen nicht beachten, welche die Welt macht, so konnten auch mich die elenden Cylinder, welche auf Proletarier- und Handwerksburschen-Häuptern sich mir präsentirten, nicht abschrecken, hinauszuverlangen aus dem Schaufenster meines Meisters. So oft die Ladenthür aufging, ebenso oft bekam ich freudiges Herzklopfen in der Erwartung, meine Erlösungsstunde werde geschlagen haben.

Es kamen und gingen allerlei hutbedürftige Menschen bei uns ein und aus: Hochzeiter und Verlobte, hohe und niedere Staatsdiener, Bürger und Bauern, Schwindler und Gerechte. Manch' einem ward ich aufs Haupt probirt und mußte jedesmal wieder als unpassend zurückwandern in meinen Glaskäfig. Ich war oft der Verzweiflung nahe, aus Schmerz, nicht in die Welt zu kommen. Freudig wäre ich schließlich mit jedem Schwindler durchgegangen, wenn ich nur einmal meine Neugierde, unter den Menschen mich umzuschauen, hätte befriedigen können.

So ging der Sommer vorüber. Hinter den Gardinen, welche die Sonne von mir abhalten sollten, schwitzte ich Angst und Verzweiflung. Selten kam ein Hutsucher. Alles war in den Bädern und Sommerfrischen. Mein Meister klagte im Laden über die stille Saison, unter der wir beide litten.

Da kam der Herbst. Die Sommerfrischler waren wieder in ihre Bureaux zurückgekehrt, die Staatsmaschine in der Residenz wieder in vollem Gange. Jetzt trieb man die Staatsexaminanden herbei. Diese pumpten in der Regel beim Hofhutmacher ihre „Angströhren“, und bei der Gelegenheit kam ich zum erstenmal in die große Welt.

Ein Candidatus juris, ein sogenannter Ochser, kam, mich zu miethen. Er war der Sohn seines Vaters, eines alten Landgerichtsraths, der seinen Filius, einen billigen Denker, im Schweiße zweier Angesichter eingepaukt und in die Residenz geschickt hatte.

Es wurden nun von allen Kandidaten gemeinsame Besuche gemacht bei den Examinatoren, bei Ministerialräthen, Landgerichtsdirektoren, Staatsanwälten. Bei der Gelegenheit lernte ich euch Menschen als Redensarten-Macher von Profession kennen.

In demüthiglich bescheidener Stellung präsentirten sich die Examinanden, empfahlen sich dem Wohlwollen der Examinatoren, während diese die Hoffnung aussprachen, alle promoviren zu können.

Kaum hatte man sich gegenseitig angeliebelt und hoffnungsvoll angeschaut, so ging das Kritisiren los. Die Kandidaten hielten Gericht über die Mienen und die Haltung der Prüfungs-Kommissäre, die man Pedanten, Fuchsgesichter, langweilige Philister nannte.

Mich hatte mein Miethsherr in der Angst im Vorzimmer liegen lassen und war ohne mich die Treppe hinunter. Ehe er umgekehrt war, mich zu holen, konnte ich noch hören, wie der Oberstaatsanwalt zu seiner Frau sagte: „Diesmal scheinen viele bornirte Kerle zum Examen gekommen zu sein!“ Eben hatte er drinnen noch gemeint: „Die Herren sehen sehr intelligent und gut gesattelt aus!“ —

Mein Träger hatte Judenängste vor dem Durchfall. Ich konnte alle seine desfallsigen Gedanken lesen, und der junge Mann dauerte mich. Ihr Menschen müßt doch viel ausstehen, dachte ich, bis ihr was seid! Unsereiner ist weit eher ein fertiger Kerl. Aber es geschieht euch recht. Ihr Menschen seid keine ehrlichen

Leute. Das hatte ich eben gemerkt bei den Visiten und merkte es an meinem Kandidaten. Er rief alle Heiligen an, bat beim Vorübergehen in jeder Kirche den lieben Gott um Hilfe und Erleuchtung in seinen Aengsten. Kaum war er aber mit Ach und Krach durchgekommen, so kannte er kein Vaterunser und keine Kirche mehr. Jetzt schwelgte er in den zukünftigen Wonnen der Bureaukratie. Er sah sich im Geiste bald als Amtsrichter und vor ihm die vor seiner gesetzlichen Majestät zitternden Bauern, bald als Staatsanwalt und weidete sich an dem Schrecken der zukünftigen Angeklagten bei seinen donnernden Strafreden, oder gar als Ministerialrath und vor seiner Herrlichkeit die sich beugenden, niedern Beamten, ja selbst als Minister und vor sich servile Volksvertreter. Das alles war aus dem Angstmeier geworden, als die Prüfung überstanden war. Ich aber war froh, als ich wieder im Schaufenster lag und darüber nachdenken konnte, was ihr Menschen für Helden seid.

Der Herbst ging über in den Winter. Eines trüben Novembertages, da eben die Hofbälle in der Residenz ihren Anfang genommen hatten, trat ein Professor, der zum erstenmal, seitdem er Hofrath geworden, als „hoffähig" ins Schloß geladen war — in unsern Laden, um zu diesem feierlichen Anlaß einen neuen Cylinder zu kaufen. So trat ich zum zweitenmal in die Welt, diesmal in die ganz große.

Ich sah am ersten Abend die Familie des Hofraths freudestrahlend um den Papa und um mich stehen, als jener sich zum Hofball anschickte, Orden, Frack und Glacés anzog. Wie ward der Vater beneidet um die Herrlichkeiten, denen er entgegenging, während seine Familie nur Thee und Butterbrod hatte! Ich selbst schwamm im zweiten Elysium der Neugierde, als der Hofrath mit mir zum

Schlosse fuhr. All' seine eitlen und selbstgefälligen Gedanken stiegen unterwegs in mir auf und erfüllten auch das einstige Kaninchenfell mit Stolz über die Ehre des heutigen Abends.

Was er in den glänzenden Sälen, die mich und ihn an diesem Abend aufnahmen, für Gedanken wob, weiß ich nun allerdings nicht, weil er mich stets devotest in der Hand hielt, so lange man nicht zu Tisch saß. Aber ich hätte auch gar keine Zeit für seine Gehirnthätigkeit gehabt, weil ich ganz Auge und Ohr war in dieser mir neuen Menschenherrlichkeit.

Ich konnte nicht genug staunen über die Menschen und den Zauber, welchen sie an diesem Abend ihrem Feste verliehen, wie sie sich „anknixten", anlächelten und ansprachen, wie sie sich beneideten, wenn der Fürst mit einem länger sprach und wie sie tanzten, aßen und tranken.

Während des Essens und Tanzens lag ich mit einer Anzahl meinesgleichen auf einem rothsammtnen Sopha; unter uns befand sich auch der mächtige, goldbebordete „Schiffhut" eines Staatsministers. Er würdigte keinen von den alten Cylindern auch nur eines Wortes; mich allein, der ich noch schön und glänzend war, redete er an und erzählte mir, wie ihm das alles, was mich so in Staunen setzte, nichts neues sei. Er sei, so sprach er, schon Dutzendemal in diesen Sälen gewesen und käme fast täglich beim Rapport seines Herrn in das Schloß. Er verachte die Menschen längst und pflege deßhalb meist auf dem Schooß seines Herrn oder einem Sopha zu schlafen bei derlei Vorgängen, wie den heutigen. Es sei nur eitles Geflunker, Streberei und Kriecherei, was da vorgehe.

Schließlich warnte er mich vor den Menschen; sie seien undankbar gegen alles, was sie ausgebraucht hätten.

Cylinder und Schiffhüte gingen aus ihrer Hand dem elendesten Loos entgegen, und doch mache gar oft nur der Cylinder den „Herrn“ und der Schiffhut „den Minister“ aus. Aber es sei eine Art Genugthuung für uns Hüte, daß die Menschen sich untereinander auch mit dem größten Undank behandelten.

Ich war jung und lebensfroh, hatte noch zu wenig Erfahrung und konnte dem Ministerhut kaum glauben, daß mein und sein Loos ein so armseliges sein würde. Das meinige werde ich dir ausführlich erzählen, von dem Schiffhut nur so viel, daß ich ihn später sah, verblichen und glanzlos, auf dem Kopf des Kutschers, der den städtischen Leichenwagen führt. Doch auch sein einstiger Träger war längst gefallen und wandelte im Staube, unbeachtet von andern Menschen.

An jenem Abend hörte ich noch, wie die Hofbedienten sich lustig machten über viele der Neugeladenen, darunter auch über meinen Hofrath, wie sie so linkisch sich benahmen bei der Vorstellung und, als es ans Essen und Trinken ging, darauflos fuhren wie hungrige Haifische. —

Sehr heiter verließen ich und mein Herr nach Mitternacht das Schloß. Daheim harrte schlaflos die Frau „Hofräthin“, bis wir zurückkamen. Ein alter Praktiker bei Hofessen hatte den Erstling gelehrt, wie man von der Tafel das Kleinkonfekt „wegstipizt“, um es Frau und Kindern zu bringen. Das Erste war nun die Ueberreichung des Zuckerraubes nebst der „Menu-Karte“. Dann mußte der Alte erzählen. Die Nachricht, daß Fürst und Fürstin nach der Frau Hofräthin sich erkundigt, machte das Weib, die Tochter eines Kronenwirths vom Lande, ganz glückselig. Sie schlief die halbe Nacht nicht ein vor Freude und träumte von Kronen, vom Kronenschild ihres Vaters

und von Fürstenkronen und ihrer eigenen zukünftigen Adelskrone. Beide träumten bisweilen laut. Ich hörte die Worte: „Unterthänigster Diener, Hoheit, Krone, Champagner, Konfekt.“ Und ich dachte: Wahrlich, wir ehemalige Kaninchen sind doch bessere Leute!

Den dritten Gang unter die Menschen machte ich mit meinem Hofrath am folgenden Sonntag, aber nicht in die Kirche — denn mein Besitzer war ein „gebildeter Mann“ und deßhalb Freigeist und hielt nichts auf Singen und Beten — sondern zu sogenannten Visiten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich euch Menschen abermals als die verlogensten Geschöpfe kennen. Mein Herr dachte jedesmal, so oft er einem Hause nahte, wenn nur der nicht daheim wäre und ich nicht mit ihm reden müßte. Traf es sich aber, daß die Visite zustande kam, so beglückwünschten sich die Leute über ihr gegenseitiges Sehen und machten einander die süßesten Komplimente. Gingen wir dann wieder zum Hause hinaus, so sprach sich im stillen mein Hofrath dahin aus: „Gottlob, daß ich den Besuch los bin und das fade Geschwätz nicht länger hören muß.“

War bisweilen die Frau Hofräthin gar noch dabei gewesen, so wurde dann daheim über Tisch jede der besuchten Familien „ausgemacht“ und räsonnirt über Weib und Kind und deren Anzug. Selbst nach was es in der Küche gerochen habe, wurde bemerkt.

So wie gegen eure Mitmenschen, seid ihr aber auch unter einander selbst in der Familie. Ich hörte die wiederholten Familienzwiste und was drum und dran war, lernte kennen das sonstige Ach und Weh, das euch Menschen plagt, Krankheiten, Kummer, Langeweile und Geldnoth. Nirgends dauernd Glück und Zufriedenheit. Hatte mein Herr nichts zu klagen, so klagten und

jammerten die Frau und die Kinder oder es kamen Verwandte und Bekannte und schütteten ihr von Elend volles Herz aus. Bei alle dem lebte ich das ruhigste und sorgenloseste Dasein, und wenn ihr Menschen nicht euere Unsterblichkeit hättet, ihr wäret wahrhaftig armseliger als ein Cylinderhut aus Kaninchenpelz.

Mein Professor und Hofrath gehörte zu jener zahlreichen Gattung lateinischer Schulmeister vulgo Philologen, die bei all' ihrer klassischen Wissenschaft im Verkehr mit andern eine Pedanterie und Steifheit bekunden, die gar gerne ans Lächerliche streift. Er war, ich kannte ja seine Gedanken, der brävste Mann von der Welt, aber ein fürs Leben unpraktischer Mensch und komischer Kauz, so daß sein ältester Sohn, ein Strolch, gar oft in Abwesenheit des Vaters mich, seinen Cylinder, aufsetzte und in der Stube zum besten einiger Mitschüler den Hofrath nachäffte. Eine derartige Impietät hatte ich unter den Kaninchen in der Schwarzwaldhütte nicht gefunden.

Ich war kaum ein Vierteljahr im Dienste des Hofraths, als er starb. In meinem Kasten vernahm ich all' seine Leiden und den ganzen Jammer einer trostlosen, mittellosen Beamten-Familie und erfuhr, wie schwer euch Menschen das Sterben fällt, und wie trostlos ein Mensch stirbt, der an nichts Höheres, als an seine „Klassiker" geglaubt hat.

Der Arzt, welcher meinen ersten Herrn in seiner letzten Krankheit behandelt hatte, war ein naher Verwandter der Frau Hofräthin, die ihm denn aus Affektion und zum Andenken mich, den noch neuen Cylinder, verehrte. Ich stund trefflich zum Haupte dieses Sohnes des Aeskulap und er, ein Geizkragen, nahm mich freudig von dannen. Jetzt lernte ich auch kennen, wie es mit

der gerühmten Arzneiwissenschaft bestellt sei, und wie ihr Menschen so oft, statt geheilt, zu Tod kurirt werdet, und wie groß euer medizinischer Aberglaube ist.

Mein neuer Herr war sonst ein ehrlicher Mann, der sich in vielen Fällen der Schwäche seiner Heilmethode wohl bewußt war. Er hätte manchmal gerne den Patienten gerathen, die Natur wirken zu lassen und nichts „einzunehmen“, allein die Leute hätten dann an seiner Kunst gezweifelt und einen andern „Doktor“ berufen. Darum verschrieb er oft wider Willen und murmelte dann im Weggehen in seinen Hut hinein: Die Welt will betrogen sein. Bisweilen kam es aber auch vor, daß er mit all' seiner Wissenschaft sich vergriff und einen seiner Patienten zum Tod beförderte, welche Nachricht er regelmäßig mit den Worten begleitete: „Den hast auch wieder geliefert!“

All' euer Wissen, ihr Menschen, ist Stückwerk. Nicht einmal euern eigenen Leib und seine Krankheitserscheinungen vermögt ihr gründlich zu erforschen. Das habe ich einfältiger Cylinder bald kennen gelernt.

Ich kam mit meinem Doktor in alle Kreise des menschlichen Lebens, in die Paläste der Reichen, in die Wohnungen der Bürger, wie in die Hütten der Armen. Ueberall fand ich Schmerz oder Noth und wurde mehr und mehr inne, was ihr Menschen auch in der Richtung für armselige Geschöpfe seid. Ja, ich wiederhole es, wenn ihr nur dieses gegenwärtige Leben hättet, so wäret ihr viel elender daran, als unsereiner!

Mein zweiter Herr war ein Materialist, wie es bei Medizinern üblich ist, bewegte sich aber, wie ich ihm oft ablauschte, in innern Widersprüchen und quälte sich mit vielen Zweifeln ab über sein und seiner Mitmenschen

Woher und Wohin. War er im Gespräch mit andern, so spielte er den starken Geist und leugnete alles außerhalb der Materie. Allein dann kamen ihm wieder Zweifel, besonders, wenn er sah, wie wahrhaft gläubige Menschen so getrost und heldenhaft dem Tode entgegengingen. —

Hatte ich ihn am Tage begleitet, Treppe auf und Treppe ab, und gehört, wie er die Patienten, je vornehmer sie waren, um so mehr mit allerlei Phrasen abspeisen mußte, um ihre Nervosität zu beruhigen — so mußte ich am Abend noch in die Gesellschaft mit ihm, wo er beim Bier die wohlverdiente Ruhe suchte — aber nicht fand.

Kaum saß er, so hatte fast jeder der Tischgesellschaft eine Frage auf dem Herzen. Der eine hatte vorgestern das Bier zu kalt getrunken und frägt jetzt, wieviel er heute riskiren dürfe. Ein anderer hat sein Zipperlein wieder und schimpft über Erkältung als Ursache, während er den ganzen Tag mit Wein und Bier und guten Bissen sich abgibt. Ein Dritter will wissen, ob roher oder gekochter Schinken ihm zuträglicher sei. Einem Vierten schmeckt seit acht Tagen seine Cigarre nicht mehr, und er interpellirt, ob das vielleicht aus dem Magen komme.

Ich lernte bei der Gelegenheit euch Menschen kennen als ungemein genußsüchtig und stets bedacht und besorgt, euern Gelüsten keinen Abbruch thun zu müssen.

Zu alle dem kam's dann oft vor, daß mein Herr und ich plötzlich gerufen wurden aus dem wohligen Bierlokal hinaus in die kalte, dunkle Nacht. Eine Dame hatte ein Diner mitgemacht und sich den Magen überladen mit Eis und Champagner, oder eine alte Baronesse

verspürte kurz vor dem Bettgehen Ohrensausen und fürchtete einen Schlag. Schnell werden wir zwei geholt. Mein Herr ist wüthend, schimpft auf dem ganzen Weg über „die verfluchten Weibsleute", um dann per „Gnädige" mit ihnen zu sprechen und zu finden, daß alles Lappalie sei. Aber der Diable au contretemps (der Teufel zur Unzeit), wie der Franzose sagt, und unnöthige Weiberangst haben ihm den ganzen Abend verdorben.

Er geht heim, wirft mich zornig in die Ecke, raucht mit einer Cigarre noch seinen Aerger hinaus und legt sich dann. Nach Mitternacht wird er herausgeläutet, ein schwerer Fall beim Bankier Rosenthal.

Ich bin jetzt wieder gut genug zum Mitgehen; er sucht mich, und kaum auf seinem Haupte, höre ich: „Der verfluchte Jud! Dem will ich die Rechnung machen."

Während er beim Patienten sich aufhält, bleibe ich im Vorzimmer liegen und höre, wie die Dienerschaft sich zuflüstert: „Wenn nur der Doktor nicht zu viel verschreibt, damit wir nicht die halbe Nacht in der Stadt herumspringen müssen für den alten Juden."

Solche und ähnliche Reden und Verdrießlichkeiten hörte ich gar oft und lernte euch Menschen kennen als die größten Egoisten und Heuchler.

Mein Herr hielt, wie schon angedeutet, wenig auf Medikamente. Wenn er oder jemand in seiner Familie krank war, verschrieb er nie etwas aus der Apotheke. Mußte er dies aber anderwärts auf Bitten der Patienten thun, so gab er, wenn immer möglich, etwas Unschuldiges. So richtete er nicht oft Schaden an, weil er die Natur in ihrem Heilbestreben nicht störte. Er machte darum viele gute Kuren und seine Praxis nahm zu. Jetzt hielt er sich Wagen und Pferd und schenkte mich seinem Kutscher.

Ich merkte, daß es bergab ging mit meiner Existenz, obwohl ich neu umgestaltet wurde. Ich bekam einen Boden von Wichsleder und eine schwarzglänzende Kokarde. Aber ich war doch vom Herrn zum Knecht gekommen und zierte das Haupt eines Menschen, dessen Gedanken in den niedrigsten Sphären des Alltagslebens eines Hausknechtes sich bewegten.

Er hatte, unterstützt von eurer zu liberalen Gesetzgebung, die Dummheit begangen, auf seinen Knechtsstand hin zu heirathen, und kämpfte meist mit Noth und Elend. Jetzt schimpfte er auf das Gesetz, das nicht gescheidter gewesen wäre als er selber und nicht an seine Zukunft gedacht hätte.

Ein paar Mark Lohn pro Tag reichte nicht hin für seine Familie. Trinkgelder bekam er keine. Wenn er noch so lang mit seinem Wagen vor den Häusern der Patienten hielt, es dachte kein Mensch daran, ihm eine Erfrischung oder ein Trinkgeld zu reichen.

Und wenn er die Rechnungen des Doktors in die Wohnungen der Leute trug, bekam er erst recht nichts, als höchstens saure Gesichter. Ihr Menschen zahlt ja weit lieber eine Schneider- oder Metzgerrechnung, als die für Doktor und Apotheker.

Und die Köchin im Hause steckte ihm auch nichts zu aus der Küche, weil er nicht mehr ledig war. So blieb ihm nichts anderes übrig, als er stahl dem Pferd den Haber weg und verkaufte ihn.

Ich sah diesem Manöver oft zu und dachte: Den hat die Verehelichungsfreiheit zu einem unzufriedenen und dann zum unehrlichen Menschen gemacht. Ich habe überhaupt bemerkt, daß ihr Menschen vielfach von oben herunter und auf gesetzlichem Wege verdorben werdet.

Am meisten räsonnirte mein neuer Herr und des Doktors Knecht, wenn er die Frau und Kinder seines Herrn spazieren fahren mußte und nie ein Trinkgeld bekam. „Den ganzen Morgen von Straße zu Straße kutschiren und am Nachmittag die und ihre jungen Rotznasen in der Welt herumführen — ist zu viel verlangt," murrte er stets in sich und in mich hinein.

Die Frau des Doktors kannte ich gar wohl von der Zeit, da ich noch oben in der Doktorstube hing, wie jetzt in der Kammer neben dem Roßstall. Sie war so ein modernes, weibliches Geschöpf, wie sie jetzt in den Städten allgemein erzogen werden. Sie las den ganzen Tag deutsche Klassiker oder welsche Romane oder spielte Arien auf dem Klavier, konnte aber keinen Kochlöffel halten und ihre eigenen Kinder nicht schreien hören. Die Köchin und das Kindsmädchen lachten sie unter sich immer aus und spotteten über ihre Unwissenheit.

In die Kirche kam sie nicht, aber regelmäßig ins Theater. Ihre Götter waren die Poeten, die sie nicht einmal verstund, und ihr Gottesdienst die Aufführung „klassischer Werke". Man hatte sie eben so gelehrt auf der höhern Töchterschule, daß die höchste Weisheit in den Klassikern stecke und das Christenthum im kirchlichen Sinne nur noch für Ungebildete und für Bauern vonnöthen sei.

Trotz der letztern Ansicht ließ sie ihre Dienstboten, zwei Bauernmädchen, höchst ungern zur Kirche. Sie meinte, sie bedienen, ginge dem Kirchenlaufen und dem Gottesdienst vor.

Eines Tages, da mein Knecht-Herr die Frau spazieren gefahren hatte und auf ihren Befehl länger ausgeblieben war, als der Doktor, der den Wagen zu seiner

abendlichen Rundfahrt noch gebrauchte, es erlaubt hatte — bekam der Knecht die Vorwürfe statt der Frau. Jetzt wurde er mit Recht grob. Ein Wort gab das andere, und Herr und Diener kündigten sich gegenseitig auf.

Der neue Knecht bekam einen neuen Hut und mich stellte man ihm zu beliebiger Verfügung. Er bekam bald den Besuch eines „Landsmanns“, der Kaminfeger-Geselle in der Stadt war, und dem schenkte er mich. Ich sank abermal eine Stufe.

Mit dem schwarzen Mann zog ich nun durch die Straßen. Kam er in ein Haus, so ließ er mich in der Küche liegen, bis er wieder aus dem Kamin zurückkehrte. Während er mit seinem Besen durch den schwarzen Schlund bis zum Aether fuhr, machte ich Küchenstudien.

Ich sah da, wie viele Manöver ihr Menschen macht, bis euch die Speisen munden, und wie gaumengelüstig ihr seid. Aber ich sah auch, mit welcher Unreinlichkeit die Köchinnen, ungewaschen und ungekämmt, mit euern Leibspeisen umgehen, die euch aber trotzdem doch vorzüglich schmecken. Wüßtet ihr oft, wie es in der Küche hergegangen, ihr würdet keinen Bissen davon genießen.

Auch das Gezänk zwischen den Hausfrauen und ihren Mägden hörte ich mit an, und wie die ersteren von den letzteren geschimpft wurden, sobald sie den Rücken gekehrt hatten. Einig im Schimpfen waren beide Theile nur dann, wenn der Kaminfeger und ich in Sicht kamen.

Es gibt wohl keinen nützlichern Beruf auf Erden, der so verhaßt wäre bei den Weibern, als die Kaminfegerei. Ueberall sind sie ungern gesehen, die schwarzen Gesellen, wenn sie ihres wichtigen Amtes walten wollen. Selten gibt's ein Trinkgeld oder einen Schoppen. Und

doch fand ich, daß die Kaminfeger zu den harmlosesten und bescheidensten Leuten gehören. Schlecht bezahlt bei gefährlicher Arbeit, sind die Kaminfegergesellen fast durchweg „gute Kerle“. Und wenn sie bisweilen an Durst leiden, wer mag es ihnen verübeln bei dem vielen Ruß, den sie zu schlucken haben?

Gefürchtet von den kleinen Kindern, verhaßt bei allen Weibern, Tag für Tag durch schwarze Schlote fahrend, sind sie doch durchweg heiter und zufrieden. Und ich muß sagen, von allen meinen Herren war mir der Kaminfeger der liebste wegen seiner Zufriedenheit, seines Seelenfriedens und seiner unerschöpflichen Geduld beim ewigen Keifen der Weibsleute.

Und doch hätten die „Frauenbilder“ allen Grund, die Kaminfeger zu lieben, weil sie ihnen nach Shakespeare den letzten Weg für die eigene Schlauheit offen halten. Der große Britte sagt einmal: „Verriegelt der Schlauheit einer Frau die Thüre, so geht sie zum Fenster hinaus. Schließt dieses zu, so schlüpft sie durch das Schlüsselloch, und wenn ihr das verstopft, so fliegt sie mit dem Rauch durch den Schornstein.“ —

An einem rauhen Herbsttag, da der Nordwind scharf über die Stoppeln fuhr, hatte mein Träger in einer Villa vor der Stadt „gerußt“. Auf dem Heimweg nahm ihm ein Sturm den Cylinder vom Kopf und trug mich ein weites Stück ins Feld hinein.

Alt und werthlos, wie ich war, nahm er sich nicht mehr die Mühe, mich zu holen. Er ging, von seiner Schornsteinkappe bedeckt, von dannen und ließ mich liegen. Hinter ihm war ein Stromer des Wegs gezogen und hatte den Vorgang gesehen. Er holte mich, ver-

glich mich mit seinem Hut, und da ich doch noch besser war, warf er jenen ins Feld und setzte mich auf.

Ich mußte mich, wie ihr Menschen auch, in mein Schicksal fügen, aber mein Pessimismus nahm um einige Pferdelängen zu. Doch bekanntlich ist bei jedem Unglück ein Glück. Und mein Glück bestand darin, daß ich bald aus der Stadt, die ich lange genug gesehen hatte, hinaus kam in die weite Welt und in Gottes freie Natur.

Am ersten Abend mußte ich allerdings noch mit meinem Besitzer in der Stadt fechten gehen.

Den ersten Fechtversuch machte der Stromer in einem kleinen Hause. Eine ärmlich gekleidete Frau mit tiefbekümmerten Mienen gab die üblichen Pfennige. Aber wie staunte ich — es war die Frau „Hofräthin", deren Mann ich einst gedient, als noch alles im Flor und er hoffähig war! Jetzt lebte sie mit ihrer mäßigen Pension und ihren ungezogenen Buben ein kleines Leben. So vergeht der Welt Herrlichkeit, dachte ich! Und so ist's bei euch überall in ähnlichen Stellungen.

Ein Minister, der in Pension lebt, oder ein General a. D., was sind das für kleine, unbeachtete Leute. Und erst ihre Frauen! Solange ihre Männer in Aktivität leben, fällt ein großer Theil der Bücklinge und Komplimente für sie ab. Ist der Mann todt oder nur a. D., so sind sie kaum noch die Schatten dessen, was sie waren.

Ueberall findet man, daß ihr Sterbliche nicht „ungestraft unter euern Palmen wandelt" — und euer Hochmuth wird im Leben wahrlich schon genug gedemüthigt in männlicher und weiblicher Linie vom Minister und General bis herab zum Oberamtmann und zur „Oberamtmännin" und zur Feldwebelsfrau.

Bei unserem Fechten machte ich auch eigene Bemerkungen und Menschenstudien. Am wenigsten gaben die reichen und vornehmen Leute. Diese ließen uns entweder durch ihre Dienerschaft abweisen oder schnauzten uns ab in eigener Person.

Am mitleidigsten fand ich die Frauen des Bürger- und Bauernstandes. Diese gaben, selbst wenn der Mann im Vorbeigehen schimpfte über die Stromerei. Mancher Handwerksmeister hielt auch eine zeitgemäße Ansprache an meinen Herrn und meinte: „Ich bin auch als Handwerksbursche in der Fremde gewesen, aber gefochten habe ich nur in der äußersten Noth. Heut' zu Tag fechten die Handwerksburschen alle, auch ohne Noth. Es ist das Fechtgeld ein gefundenes und wird vertrunken. Ihr jungen Leute habt keinen Charakter und kein Ehrgefühl mehr."

Mein Stromer räsonnirte dann im Fortgehen über diese Predigt. Und was er räsonnirte, war nicht dumm: „So ein alter Meister hat gut reden. Der hat noch was Rechtes gelernt und bekam Prügel vom Lehrmeister, wenn er nicht parirte, war aber daneben gehalten wie das Kind im Haus. Ich bin meinem Meister davongelaufen, als er mir das erste Paar Ohrfeigen gab. Mein Vater, zu dem ich heimlief, verklagte den Meister; er kam vor das Schöffengericht und zahlte fünf Mark. Das imponirte mir. Ich folgte fortan keinem Meister mehr, und ehe ich was gelernt hatte, spielte ich den Gesellen und ging in die Fremde. Hier hörte ich mit Wonne, wie schlecht der Arbeiter daran sei und am besten ruhig alles in zwei Tagen vertrinke, was er in fünf Tagen verdient. Wir fuhren deßhalb am hellen Werktag in Droschken, so lange noch ein Pfennig im Sack war, und lachten die

Leute aus oder brüllten sie an, wenn sie sich darüber aufhielten. Die Polizei schwieg. Die Zeiten sind vorbei, in denen das „Blauenmachen“ und „Saufen“ gestraft wurde. Bald sah ich auch ein, daß Fechten noch besser sei, als Arbeiten, und so hab' ich mich diesem Beruf ergeben. Ich bin zwar ein Lump geworden, aber ein Lump mit Hilfe des Gesetzes und der Humanität. Und da doch alles so wie so der Lumperei entgegengeht, hab' ich nur bei Zeiten angefangen.“

Er hatte überhaupt lichte Augenblicke, mein Stromer, und dann hielt er gar keine schlechten Monologe über sich und seine Zeit. Als ihm einmal ein Meister sagte: „Man macht euch Leuten das Leben zu leicht. Früher hieß es ‚Hilf dir selbst‘, jetzt hilft dem verarmten Lumpen, damit er nicht Noth leide, alles, das Gesetz, der Amtmann, der Armenrath. Das wißt ihr Leute und darum sorgt ihr nicht für eure Zukunft!“ Da gab mein Stromer dem wackeren Meister die Hand und sprach: „Meister! Ihr habt ganz recht, aber ich hab' ja diese Gesetze zur Unterstützung von Lumpen, die nicht mehr arbeiten können, nicht gemacht. Und auch die nicht, daß ein Meister seinen Lehrjungen nicht mehr züchtigen darf.“

Am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit zogen wir in eine Herberge, wo die Zeit- und Berufsgenossen zusammentrafen. Hier wurde nun lustig gelebt und nebenbei Gott und die Welt sammt der löblichen Polizei verspottet. Sie betrachteten sich als eine Art Großmacht, diese Stromer, als der fünfte Stand, der auch noch einmal ans Ruder kommen müsse. Sie waren stolz auf den Respekt, den sie genießen in den heutigen Zuchthäusern und Strafanstalten, wo man sie gut nährt mit Fleisch und mehrerlei Brod, gut pflegt durch sonnige

Erholung im Freien, und wohin von Zeit zu Zeit höhere Staatsbeamte kommen und fragen, ob sie keine Klagen hätten und mit ihren Aufsehern zufrieden seien.

Nach solchen und ähnlichen Ergüssen stießen sie an mit Schnaps- und Biergläsern und ließen die — Humanität des 19. Jahrhunderts leben.

So zog ich mit meinem Herrn von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und lernte die menschliche „Lumperei“ in all' ihren Details kennen. Ich bekam einen sonderbaren Respekt vor euren modernen, freiheitlichen Gesetzen, bei denen das Individuum möglichst frei ist, während die Gesellschaft zu Grunde geht.

Einmal wohnte ich auch einer Hochzeit bei, zu der wir zufällig in einer kleinen Stadt des badischen Oberlandes kamen. Bei unserer Morgenexpedition zum Fechten traf mein Herr einen alten Reisegefährten, von dem er wußte, daß er wegen Diebstahls und Betrugs im Zuchthaus gewesen. Heute aber war er frei und gut aufgeputzt. Nach der ersten Begrüßung meldete er seinem Freunde: „Kommst gerade recht. Ich hab' heute Hochzeit!“ „Was, Du Hochzeit?“ „Ja,“ meinte der Bräutigam, „weißt, heut zu Tag geht's nicht mehr wie früher, wo man ein kleines Vermögen nachweisen und ein ehrlicher, braver, fleißiger Kerl sein mußte. Jetzt kann einer alles versaufen, was er verdient, kann gestern noch im Zuchthaus gewesen sein und heute sich schon beim Standesbeamten anmelden. Der hat nach nichts zu fragen, als nach dem Geburtsschein. Das Uebrige geht keinen — Teufel was an. Und die Kinder, die muß die Stadt oder der Kreis übernehmen, wenn's fehlt. Siehst also, Bruder, 's ist nichts leichter als das Heirathen!“

„Und Deine Braut?“ „Die ist um kein Haar ver-

möglicher oder bräver als ich. Sie hat auch schon mehr als ein Jahr Betzeit läuten hören im Gefängniß. Und heut' heirathen wir doch. Das ist eben die Freiheit, die unsereiner genießt heut' zu Tag!" — „Und Deine Einrichtung? Dein Hausstand?" fragte mein Herr.

„Das haben wir auf Borgs gekauft, ein Bett, einen Koffer, einen Tisch und zwei Stühle. Dazu ein Logis für 5 Mark pro Monat. Ich probir's jetzt einmal ein oder zwei Jahre. Ist's nichts, so bin ich gleich wieder Freiherr, verlasse Weib und Kind ‚ohne Aergerniß', und dann sorgt das Gesetz für sie, und ich hab' sie vom Hals."

Wir wohnten richtig der Hochzeit bei, und das Pärchen, das zusammen schon zehn Jahre Zuchthaus abgesessen und nie was gewesen war, wurde Mann und Frau. Mein Herr beschloß darauf hin, den Sommer noch zu fechten und dann im Winter es seinem Freunde nachzumachen. Ob er's gethan, weiß ich nicht, da er mich verabschiedete, ehe der Winter ins Land kam.

Eine aufrichtige Freude erlebte ich aber doch in seinem Dienste. Es war Sommer geworden. In den Städten war es heiß und auf den Landstraßen noch heißer. Drum beschlossen wir, den kühlen Schwarzwald zu durchstreifen; denn auch ein Stromer weiß jeder Jahreszeit die beste Seite abzugewinnen. Im Sommer macht er seine Luftkur, wie andere Leute, und zieht sich nach den Kurorten und Bädern der Berge und Wälder.

So zogen wir dem Walde zu. Das Kinzigthal hinauf kamen wir in das Gutacherthal und näherten uns mehr und mehr meiner alten Heimath. Im Löwen in Gutach, wo alle bessern Touristen und Künstler einkehren, machten auch wir den ersten Halt. Es war ein herrlicher Sommer-Nachmittag. Im Garten saßen

Touristen, die eben vom waldigen „Farnkopf" herabgestiegen waren und nun bei Wein und Forellen sich erholten.

Ich erinnerte mich noch aus meiner Hasenzeit, daß, während ich am Abend im Grase bei der Hütte unfern von Gutach saß, der Taglöhner seinen Kindern erzählte von den vielen fremden Herren, die im Sommer im Löwen aus- und eingingen, wie sie tränken und sängen und lustig seien.

So traf ich's heute als Cylinder. Es waren, wie ein Bauer dem andern erzählte, Herren aus Freiburg. Die kämen alle Jahre ein- oder zweimal und hielten ein „großes Trinken". Bei ihnen saß Hasemann, der stille, große Künstler des Thales. Es war auch so ein Langer dabei, wie Du.

Ihr Menschen habt das Gute, daß ihr in eurer Weinlaune ein gutes Herz zeigt gegen Arme, die euch, so zu sagen, ertappen im Ueberflusse des Lebens.

Darauf spekulirte auch mein Stromer. Eben hatte ein junger Herr eine Rede gehalten auf einen ältern und diesen als den Anführer nach Gutach gepriesen. Als das Hoch verhallt war, trat mein Herr vor, mich in der Hand, und bat die Ueppigen um ein Almosen. Es regnete Zehnpfennigstücke in den Hut, und manch' einer unterschied diese Münze in seinem Weindunst nicht mehr von dem Silber und gab ein „Fünfzgerle".

Nach diesem Ausgleich zwischen wandernder Arbeit und lustigem Kapital zogen wir beide thalaufwärts. Noch lange klang uns das fröhliche Singen der lustigen Freiburger nach. Aber mein Herr, zufrieden mit den Gaben, unterließ jeden unliebsamen Vergleich mit den Lustigen. Ich habe überhaupt gefunden, daß Stromer ein dankbareres Herz haben, als manche „bessere und gebildete Leute".

Dort oben rechts in den Bergen lag meine Stammhütte. Ihr zog er zu, um ein Nachtquartier zu suchen; denn es war Abend geworden und die Sonne schon lange hinter dem Farnkopf verschwunden. Ich bekam ordentlich Herzklopfen, so weit es ein alter Cylinder bekommen kann, als ich merkte, daß wir der Heimath uns näherten.

Hier war noch fast alles, wie ehedem. Das Häuschen hatte noch das gleiche Strohdach, unter dem es hervorschaute wie ein altersgraues Männchen unter einem riesigen Kappenschirm; das Brünnelein vor ihm plätscherte noch in den alten Trog, und dieselbe zerfallene Steintreppe führte noch zum Hausgang. An den Fenstern blühten Blumen, wie einst, und vor der Stallthüre sprangen lustig im Grase zwei neue Häslein.

Drinnen war alles unverändert; nur der Taglöhner und sein Weib waren älter und die Kinder größer geworden, in ihren Sitten und Gewohnheiten aber gleich geblieben. Eben beteten sie nach altem Sommergebrauch, hinter jedem der geöffneten kleinen Schiebfensterchen der Stube ein Glied der Familie, den Rosenkranz zum Fenster hinaus in den Abend hinein, als wir in die Stube traten. Mein Stromer, bekannt mit den Sitten des Volkes, blieb stille stehen, bis das Gebet zu Ende war, und dann erst bat er um ein Nachtquartier.

Der Bauer auf dem Schwarzwald gewährt dies gern, theils weil es ein christlich Werk der Barmherzigkeit ist, Fremde zu beherbergen, theils aus Furcht vor der Rache eines Stromers.

Ich hatte hier mein eigentliches Leben eingebüßt, aber auch eine glückliche Jugendzeit hier verlebt, und diese versüßt alle andern Schmerzen des Lebens. Und

in Erinnerung an meine goldene Hasen-Jugendzeit heimelte es mich gar sehr an in der stillen Hütte, wo christliche, gläubige Menschen, ferne der Welt, ihr Leben glücklich und zufrieden leben.

Meine Laufbahn hat mich mit den Menschen fast jeder Sorte bekannt gemacht, mit den Kulturmenschen, wie mit den Bauern. Und ich meine gefunden zu haben, daß bei euch mit der Bildung die Unzufriedenheit und der Lebensüberdruß, die Verstellung und die Verlogenheit steigen und bei den unkultivirten Bauern mehr innerer und äußerer Friede wohnt.

Mir selbst ist's weit besser gegangen, und mein Leben floß viel friedlicher dahin, ehe ich in eure Kultur eingetreten bin.

Ich bin deßhalb der Ansicht geworden, daß alle Geschöpfe, sobald sie mit euch und eurer Kultur in nähere Verwandtschaft treten, unglücklich werden. Ihr habt das Geschick, euer eigenes Elend auch auf andere Geschöpfe zu übertragen.

Diese und ähnliche Betrachtungen stellte ich an, da ich, während mein Herr auf der Ofenbank schlief, wachend zu seinen Füßen lag. Ich wäre am liebsten in der Hütte geblieben und in einem Winkel unter dem Strohdach vermodert, aber ich mußte wieder fort auf die — Badereise.

Wir durchstreiften jetzt die meisten Luftkurorte des Schwarzwaldes von Freiburg bis nach Neu-Boll und St. Blasien. An einsamen Waldrändern lagerte sich mein Herr, und wenn die Kurmenschen an nichts dachten, trat er energisch, wie ein Rinaldo, vor und sprach die erschreckten, blutarmen Männlein oder Weiblein um ein Almosen an, das nie ausblieb, schon nicht aus Furcht vor Räubern.

Wenn wir so unvermerkt hinter den Tannen lagen, hörte ich die Unterhaltungen der Kurgäste und mußte oft lächeln über ihr armseliges Gerede. Am Morgen sprachen sie vom Mittagessen und was es heute geben werde, am Nachmittag kritisirten sie das eingenommene Mahl, und am Abend machten sie es ebenso.

Ihr Menschen könnt überhaupt, sobald die Arbeit euch nicht beschäftigt, nur Genuß und Zerstreuung suchen oder davon reden, sonst tödtet euch eine eurer größten Plagen, die Langeweile. Sie verfolgt euch aufs schärfste, sobald ihr ohne ernste Beschäftigung bleibt, und zeigt, wie sehr ihr geboren seid zur Arbeit. —

Die kühlen Augustnächte trieben mit den Kurgästen auch uns vom Schwarzwald herab. Wir zogen der Baar und dem Hegau zu. Zum Glück hatten wir etwas Geld, denn mit dem Fechten ging's in der Gegend schlecht. Die Leute sind ziemlich hart, und an jeder Ortsstraße hatte der Amtmann durch Anschlag das Betteln verboten und eine Suppe in Aussicht gestellt.

Diese Wegweiser für Stromer, die man jetzt vielfach an den Straßen sieht, sollen der Stromerei und Lumperei Einhalt thun. Sie sind aber nur äußere Signale für die vielen armseligen Versuche, die ihr Menschen heutzutage macht, ein Uebel zu verstopfen, indem ihr die Wirkungen desselben bekämpft, die Ursachen aber ruhig fortwirken laßt, ja selbst gesetzlich noch fördert.

Diese Ortstafeln gegen das Stromerthum nützen gerade so viel gegen die Stromerei, als wenn man bei Wassergefahr durch Signal-Stangen dem Wasser die Richtung vorschreiben wollte.

Mein Herr murmelte zwar jeweils einen Fluch in sich hinein, wenn er eine solche Tafel am Eingang eines

Dorfes fand, aber dann lächelte er gleich wieder und meinte: „Ich fechte mich eben durchs Leben, so lange es geht, und dann lege ich mich im süßen Nichtsthun in eine ‚Kreispflege-Anstalt‘ und erwarte mein Ende[1]).“

Aus dem Hegau kamen wir beim Städtchen Radolfzell an den Bodensee. Langsam wandelte der Pfarrherr der Cella Ratoldi am Seeufer hin. Aus seinen klugen Augen, verbunden mit starkem Leibesumfang, sprach Wohlwollen für seine Mitmenschen und Zeitgenossen. Ihn fochten wir an und hatten uns nicht getäuscht. Er erzählte, wie er selbst früher ein fleißiger Wanderer gewesen und mit „seinem Stöckle zum Thor hinausgezogen sei“, und gab reichlich Zehrgeld.

Wenn ein Pfarrer wohlbeleibt ist, darf man fast mit Bestimmtheit auf eine ruhige und friedliche Gemeinde schließen — nach dem alten Sprichwort: „Wie der Hirt, so die Herde.“ So glaubte auch mein Stromer, es lebten in Radolfzell lauter so gute Leute, wie der dicke Pfarrherr, und begann lustig zu fechten. Schon das dritte Weib rief aber nach der Polizei, und wir wanderten ins Gefängniß.

Hier hörte ich zum erstenmal von dir. Ueber der Gefängnißzelle, in die mein Herr einlogirt wurde — las er mit lauter Stimme: „In dieser Zelle war 1873 Pfarrer Hansjakob eingesperrt.“ Einer deiner Nachfolger in dieser Einsamkeit, vom Gefängnißwärter belehrt, hat offenbar

[1]) In neuester Zeit hat man die Arbeiter zu Staatspensionären gemacht. Es bezahlt jetzt jeder seine paar Pfennige am Ende der Woche, kann dann, wenn er Lust hat, alles ruhig versaufen, und so der Pension entgegensehen. Die moralische Seite der ganzen Sache hat man im Reichstag gar nicht erwähnt.

deinen Namen hier „verewigt“, so weit es mit Bleistift an weißer Wand möglich war.

Mein Stromer freute sich, auch einen Geistlichen als Leidensgefährten gehabt zu haben, und als ihm der Gefangenwärter erzählte, du seist während deines Hierseins gerne mit den auch eingesperrten Stromern und Verbrechern im Verkehr gestanden, da hattest du seine ganze Sympathie.

Er beschloß auch sofort, als er hörte, du wohnest am Obersee, dir einen Besuch abzustatten. Vierundzwanzig Stunden dauerte unser Arrest, und um nichts gebessert, wohl aber zu größerer Klugheit im Fechten gemahnt, zogen wir landeinwärts, um am Ueberlinger-See hinauf das rechte Bodensee-Ufer zu gewinnen.

Am Nachmittag des zweiten Tages marschirten wir in dein Seedörfchen ein und deiner Wohnung zu. Eben hatte die Ein-Uhr-Glocke weithin über den See „das Wetterzeichen“ gegeben, und du saßest mit deinem alten Meßner vor dem Hause. Es war ein schöner September-Tag und der See und die Alpen den Blicken sichtbar.

Mich in der Hand, bettelte mein Stromer um einen Zehrpfennig. Du fragtest ihn zuerst über Handwerk, Heimath, Herkunft und Reiseziel. Ungenirt, wie er war, vergaß der Gefragte nicht, zu melden, daß er in Radolfzell im gleichen Gefängniß gewesen sei wie du. Das freute dich. „Philippine, bring' dem Handwerks-Burschen einen Schoppen!“ riefst du ins Haus hinein.

Durch den Trunk ward mein Herr noch kühner und bat unter Hinweis auf mein Alter und meinen sichtbaren Defekt um einen Hut. Auch den mußte deine Schwester bringen, und unter einem mächtigen Filzhut schritt der

Beschenkte freudig zum Dorfe hinaus. Mich trug er in der Hand in der Absicht, den alten Cylinder draußen wegzuwerfen. Beim letzten Hause, beim Stärken-Hans, unfern der Landstraße, ließ er mich erbarmungslos auf einen Düngerhaufen niedersinken.

Da lag ich denn, dem Tode und der Verwesung verfallen, mit einer herrlichen Aussicht auf See und Alpgestein, bis der Herbst vorüber war.

Aber selbst da noch konnte ich Studien über euer Menschen-Leben machen. Ich hörte den Stözle und sein Weib klagen über schlechte Jahre, die Schwiegermutter und die Frau des Stärken-Hans jammern über Leiden und Krankheit, sah deinen Nachbar, den Sigmund, in dem Hopfengarten neben mir Tag und Nacht arbeiten im Schweiße seines Angesichts, und eure Todten wurden an mir vorbeigetragen dem Kirchhof zu.

Wenn auch im Herbst bisweilen einer an mir vorbeitaumelte im Suser-Stadium und singend des Weltalls Kummer zu vergessen schien, so merkte ich doch auch noch auf meinem Düngerhaufen, daß ihr Menschen im Thale der Zähren wohnt und arme, geplagte Geschöpfe seid, die ihr Elend nur im Rausch vergessen.

Als die Herbstnebel über den See zogen, führte mich der Stärken-Hans auf seinem Kuhwägele mit dem Dünger hinaus nach Frenkenbach auf einen Pachtacker am Walde Weingarten. Aber auch da sollte ich nicht ruhig sterben. Hungrige Füchse schleppten mich, noch das Kaninchen in mir riechend, in den Wald und zerzausten und durchsuchten mich nach Hasenfleisch. Hatte das fallende Buchen-Laub mich zugedeckt, so grub ein Fuchs, der meine Fleischarmuth noch nicht erfahren, mich wieder aus. So liege ich seit dem Herbst, den Winter über

und bis ins Frühjahr hinein ruhelos in dieser Waldecke. Die einzigen Menschen, welche ich sah, waren im Winter die Holzhauer von Hagnau, die morgens früh und abends spät im Januar und Februar da vorüberzogen. Du kamst, seit ich da liege, täglich, bei Frost und Kälte, bei Frühjahrswehen und Sonnenschein, in meine Nähe, einsam und dein Liedchen pfeifend oder vor dich hinredend. Ich hab' dich manchmal belauscht, wie du in den letzten Wochen auf dem Markstein dort gesessen bist, lange still in die große Natur vor dir geschaut hast und dann plötzlich aufgestanden und fortgegangen bist in den Wald hinein, deinen Leibspruch auf den Lippen: „'s ist halt ein Elend auf dieser Welt!"

Du fühlst es also, welch' Elend auf allen Geschöpfen liegt, hast darum auch Mitleid mit mir. Ich habe dir mein Schicksal erzählt, und zum Schlusse richte ich an dich die eine Bitte: „Begrabe mich so, daß die Füchse mich in Ruhe lassen, ich ungestört vermodern kann und nichts mehr sehe und höre von euch armen Menschen."

So sprach der alte Hut. Die Vögel hatten längst zu singen aufgehört, und der Mond kam über die bayerischen Alpen her dem Bodensee zu, als er seine Geschichte geendet. Ich trug von einem Haufen großer Steine, die der alte Bauer von Frenkenbach, der Bischofberger, aus seinem Acker am Waldrande geschafft, drei der größten herbei und begrub unter ihnen den Hut, der mir so vieles erzählt und gepredigt hatte. Dann ging ich still und melancholisch meinem Dörfchen zu.

Im Schwarzwald.

1885.

Diesen Sommer wollte ich eigentlich eine Reise machen nach Böhmen, Mähren und Ungarn und kam — auf den Schwarzwald. Wie geschah das? Der Arzt hatte mir verboten, nach jenen Ländern zu ziehen — nicht wegen der Tschechen in Böhmen, auch nicht wegen des Spielbergs in Mähren und noch weniger wegen des Tokayers in Ungarn, sondern wegen meiner Nerven. Der Doktor ist eine Autorität ersten Ranges, und so mußte ich folgen. Statt des Tokayers sollte Schwarzwaldluft getrunken werden, und da es einmal sein mußte, so ward die Reise auf die Berge, von der ich zunächst erzählen will, gleich am andern Tage angetreten.

Die Gelehrten und die Ungelehrten streiten sich, ob der Schwarzwald die Silva Hercynia, die Silva Marciana oder der Mons Abnoba der Römer gewesen sei. Mir und meinen freundlichen Lesern kann das gleichgültig sein. Heute ist's halt der „Schwarzwald" und nur soviel gewiß, daß die Römer unter den heutigen Tannen keine Luftkuren gemacht haben und sehr wahrscheinlich unter den alten auch nicht. Sie waren jedenfalls froh, wenn sie auf ihren Heereszügen an den Rhein

aus dem wüsten Walde heraus und drunten in Trier waren bei Rhein-, Mosel- und Saarwein, und bemitleideten zweifelsohne die alten Söldner, welche in den Wartburgen an der Heerstraße hin in diesem Waldgebirge Etappe machen mußten.

So sahen die „alten“ Tannen zu Römerzeiten die römischen Menschen nur mit Schauern vorübereilen, während unter den „neuen“ zur Sommerszeit in manchen Gegenden des Schwarzwaldes fast unter jeder Tanne ein männlicher oder weiblicher Kulturgermane sitzt und Luft schnappt. Und wo allenfalls noch eine übrig ist, da sitzen Kinder Israels darunter, aber nicht trauernd, wie ihre Ahnen unter den Weiden an den Flüssen Babels, sondern lustig und heiter und auch Luft schnappend mit den Söhnen und Töchtern Teuts. Aber nicht bloß Luft wird geschnappt, sondern auch die Forellen, Hähne und Hühner, Schinken und Kälber auf weithin. Ja, bei vielen dieser Sommer-Schwarzwälder ist das letztere die Hauptsache und das „Luftschnappen“ Nebensache; sie wollen für billiges Geld wieder einmal gut essen und trinken und nennen das dann „Luftkur“, damit es nicht so ordinär herauskommt.

Einst lagen die Kelten und Germanen zeitlebens in den Wäldern. Die Kultur lockte oder richtiger trieb sie daraus hervor und „kultivirte“ diese Waldmenschen. Sie hat ihnen dabei aber Kraft und Saft genommen, und blutarm kehren die Nachkommen jener Waldbewohner in die Wälder zurück, um die Schäden der Kultur da auszuheilen, wo ihre Ahnen als Kraftmenschen gewohnt haben.

Wenn die ersten Sonnenstrahlen im März auf den jungen Frühling fallen, und es begegnen sich zwischen Frankfurt und Konstanz zwei süddeutsche Germanen oder

Semiten, so ist die erste Frage: „Wo gehen Sie diesen Sommer hin auf den Schwarzwald? Ich sehne mich jetzt schon darnach!“ So wird der Schwarzwald das stehende Tages-, Kaffee- und Biergespräch bis zum 1. Juni; dann aber beginnt der Auszug der Kinder Israels und Armins nach dem Walde. Meine Leser und ich wollen uns auch gleich anschließen; denn ich habe in dem Seitherigen schon aus dem modernen Kulturleben des Schwarzwaldes erzählt, ehe wir eigentlich in diesem selbst angekommen sind.

Wir wollen bei einem Ort mit lieblichem Namen in den Schwarzwald einmünden, beim „Himmelreich“, drei Stunden oberhalb Freiburg. Wenn der Wanderer einst aus der wilden Schlucht herabkam, die wir heute noch die Hölle nennen, so erschien ihm das sich erweiternde Thal der Dreisam mit seinen frischen Matten wie der Himmel; daher auch offenbar der alte Volksname. Sonst hat dies Himmelreich gar nichts Himmlisches, und die Hütten, welche einst St. Petrus auf dem Tabor hat bauen wollen, wären zweifelsohne weit schöner ausgefallen, als die Strohhütten an der Straße im „Himmelreich“.

Eng ist sonst der Weg und schmal die Pforte, die zum Himmel führt, und breit der Weg zur Hölle. Beim Himmelreich des Schwarzwalds ist's umgekehrt; da verengt sich der Weg zur Hölle mehr und mehr. Die Dreisam selbst muß ihren Weg über Steinblöcke suchen, und rechts und links wird's immer waldiger und felsiger. Ein Eisenwerk hämmert und klopft in das enge Thal hinein, durch welches 1796 der General Moreau nach der Schlacht bei Liptingen seinen denkwürdigen Rückzug ausführte, nachdem wenige Jahre zuvor die unglückliche Marie Antoinette es passirt hatte auf ihrer verhängnißvollen Fahrt ins Welschland.

Die Dreisam schäumt vor Zorn, daß ihr der Weg so schwer gemacht wird, denn immer enger wird das Thal, immer steiler und schroffer die Felsen. Nur die Tannen behaupten siegreich ihr Terrain, selbst auf dem thurmartigen, wilden Gestein. Auf einem vorstehenden Felsen steht ein Hirsch, zum Zeichen, daß hier der Hirschsprung sei, d. h. das Thal so eng, daß ein Hirsch von einer Thalwand zur andern setzen könnte. Ihm gegenüber zeigen sich auf fast unzugänglichen Felsen die wenigen Trümmer der Ruine Falkenstein. Hier hausten in alten Zeiten die Raubritter gleichen Namens und brandschatzten Wanderer und Kaufleute, die vom Wald herab ihren Weg suchten ins Rheinthal.

Um das Jahr 1380 saß eine ganze Sippe Falkensteiner auf diesen Felsen: Hans, Dietrich, Werner, Klein-Kuno (Künlein), alle vier Ritter oder Edelknechte von Falkenstein. Sie warfen alles nieder, was vorüberzog und schwächer war, als sie, schätzten die Uebermannten um Geld und nahmen ihnen einen Eid ab. vor keinem Gerichte gegen sie Klage zu führen.

Die wildesten unter ihnen waren Werner und Künlein. Selbst Werners Frau that mit als Späherin. Den ganzen Tag über sah sie aus den Fenstern der Burg und angelte nach Fremdlingen, welche durch die Schlucht hinauf oder hinab zogen. Kamen Reisende, so blies sie in ein Hörnlein, und die Ritter mit ihren Knechten stürzten von der Feste hinab ins Thal.

Kein Stand und kein Gewerbe wurde geschont. Kaufleute, Geistliche, Pilger, Mönche, Studenten, wer immer des Weges kam, ward ins Felsenneſt geschleppt und dort gerupft. Zu Rom führten acht Pilger, zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier Engländer bittere Klage,

weil ihnen die Falkensteiner 700 Gulden baares Geld und einen Eid abgenommen hatten, bis nach jener Stadt niemanden zu klagen. Hatten die Angefallenen kein Geld, so zog man ihnen die besseren Kleider aus.

Zur Winterszeit, wenn der Fremdenverkehr stockte, wurde in die benachbarten Höfe eingefallen und Vieh gestohlen.

Auch vor Mord schreckten die Gauner nicht zurück. Als aber eines Tages aus ihrer Burg ein armer Mann, ein Hintersaß von Freiburg, herabgestürzt worden war und sein Weib, das seine Leiche am Fuße der Burghalde gefunden hatte, vor dem Rath der Stadt erschien und Rache forderte, ward endlich gegen das Raubnest eingeschritten.

Die Freiburger brachen die Burg und bekamen Ritter und Knechte in ihre Hand. Die Falkensteiner und ihre Helfer lagen lange in schweren Banden, und das Ende vom Liede war, daß „man die großen Spitzbuben laufen ließ und die kleinen hängte“. Die Edelleute fanden die ehrsamen Bürger von Freiburg mit dem Versprechen ab, nichts mehr gegen die Stadt und ihre Unterthanen zu thun — und ließen sich dann selbst als „ehrbare“ Bürger daselbst nieder, ihre Knechte aber wurden elendiglich zu Tode gerädert.

Die Geschichte kam mir heute wieder in den Sinn, als ich unter den Ruinen weg weiter schritt. Und es kamen mir allerlei Gedanken und Vergleiche zwischen Einst und Jetzt. Vor allem ärgerte mich die humane Behandlung der adeligen Räuber und Mörder, die so zu sagen ungestraft ausgingen, eben weil sie keine „Knechte“ waren. Ich begriff die Schwäche des ehrsamen Rathes von Freiburg nicht ihnen gegenüber. Doch in diesem spielten damals noch die Adeligen die erste

Violine, und „keine Krähe hackt der andern die Augen aus“.

Wenn auch bei uns bisweilen noch der alte Satz von den Großen, die man laufen läßt, und von den Kleinen, die man hängt, bei Urtheilssprüchen sich erkennen läßt, so ist doch darin vieles besser geworden. Wir verdanken dies vorab den guten Folgen der französischen Revolution. —

Ich verglich dann auch die Roheit, mit welcher in der alten Zeit die Menschen gegen einander verfuhren, und die blutige Strenge, mit der das Gericht damals die Verurtheilten behandelte, mit der Humanität unserer Zeit. Daß die anständigen Menschen unter sich immer humaner werden, ist gewiß nur erfreulich. Und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Grundsätze des Christenthums, je mehr dieses in Tausenden einzelner Menschen schwindet, immer tiefer und mächtiger in der Gesellschaft auftreten in Humanität und Moral.

In der alten, heidnischen Welt gab es öffentliche, soziale, gemeinsame Laster; das Verderben wohnte in der Seele der Gesellschaft, in den Gesetzen, in der öffentlichen Meinung, in den Einrichtungen, in den Gewohnheiten, in allem, was die Gemeinschaft der Menschen ausmachte. Seit das Christenthum in der Welt ist, hat es die Roheit, die Verwilderung, die Ausschweifung immer mehr aus der Gesellschaft vertrieben. Und wie groß auch die Verirrungen Einzelner sein mögen, die soziale Humanität und Moralität ist im Steigen begriffen. Was immer der Einzelne thue, jemand macht immer mehr Front gegen Laster und Sünde — das ist die Gesellschaft. Und ihr gegenüber wohnt jedermann in Europa in einem Glashause. . . . .

Aber eines tadle ich in unserer Zeit und lobe ich an der des Mittelalters: die Art, Verbrecher zu behandeln und zu strafen. In jenen urpraktischen Zeiten ging man dem Schwindler, wie dem Verbrecher, in wohlverdienter, drastischer und fühlbarer Weise zu Leib. Hatte z. B. ein Bäcker oder ein Metzger schlechte Waare geliefert oder das Gewicht gefälscht, so nagelte man den Ehrenmann an einem Ohrläppchen einen Tag lang an die Hausthüre, und das war probat. Heut' zu Tag findet der Mann die Gerechtigkeit mit Geld ab, das er längst fünfzigfach vom Betrug in der Tasche hat. Bis es ihm an den Leib geht — mit „Haft", muß er schon etliche Mitmenschen ganz oder halb vergiftet haben.

Im Mittelalter hieb man schweren Verbrechern nicht einfach den Kopf ab, man ließ sie auch sonst noch in empfindlicher Weise die Qualen ihrer Opfer etwas nachfühlen. Jetzt wird einer, sobald er ein recht schweres Verbrechen begangen, wie eine Art „Held" behandelt. Man bewacht ihn sorgfältig Tag und Nacht, statt ihn in eine Zwangsjacke zu stecken, die ihm lästig sein könnte. Man untersucht sorgfältig sein Gehirn, um womöglich einen Defekt zu finden, damit der Mörder mit dem Leben davon käme und er begnadigt werden könne.

Hat dagegen einer einen Hasen geschossen ohne Jagdpaß oder einen Holzfrevel begangen, so wird der Delinquent nicht im Gehirn untersucht und auch nicht im Magen, ob Hunger oder Manie ihn getrieben, er wird scharf gestraft und die Strafe nach der Strenge des Gesetzes scharf vollzogen — ohne Gnade.

Doch das eine Gute haben die armen Verurtheilten und auf ihr Gehirn nicht Untersuchten — sie werden in unseren Gefängnissen nobel behandelt. Ein Soldat in

der Kaserne oder ein Taglöhner mit Frau und Kindern hat es nicht, wie unsere heutigen Gefangenen. Diese essen besseres Brod, liegen auf Matratzen und arbeiten im Trockenen und in warmen Stuben, während jene mit Strohsäcken sich begnügen und bei allem Wetter draußen sein müssen.

Mit dieser Noblesse mag es zusammenhängen, daß, wie mir ein öffentlicher Ankläger erzählte, ein Verurtheilter, dem das Gericht weniger diktirt hatte, als der Staatsanwalt beantragt, als letzten Wunsch die Bitte aussprach, ihm das vom Ankläger bestimmte Quantum zu geben. Wenn das kein Hohn auf unsere Humanität ist, so gibt's keinen mehr!

Wenn aber einmal einer von Rechtswegen, nach allen Regeln der Frau Justitia, zum Tode verurtheilt wird, dann werden noch Separatgutachten von den Richtern, von den Ministern und ihren Räthen erhoben, ob man dem Kerl wirklich ans Leben gehen solle. Alles wird aufgeboten und überlegt, um, wenn immer thunlich, das theure Leben zu retten.

Merkwürdig! Mit dieser Humanität und Rücksichtsmeierei behandelt man Leute, die heute, wenn sie die Gewalt hätten, ohne jeden Rechtsgrund und ohne Justiz die ehrlichen, wohlhabenden Leute ausrauben, malträtiren und abthun würden. Wir behandeln diese Menschen mit Glacés, während sie für uns nur Dolch und Kolben hätten.

„Drum kein größerer Wahnsinn," sagt Schopenhauer, „als Abschaffung oder Verminderung der Todesstrafe." „Damit gewinnen nur," predigte einmal P. Roh, „die Verbrecher. Wer die Todesstrafe abschaffen will, ist ein sehr grausamer Mensch gegen alle diejenigen, welche vor allem Erbarmen verdienen, nämlich gegen die Guten und die Gerechten. Schafft man die Todesstrafe ab,

was hat man dann gethan? Den Mördern ihr Leben garantirt. Diese haben aber nichts zu fürchten von anderen Menschen, die keine Mörder sind, und auch nichts vom Henker. So sind nur die ehrlichen Leute in Lebensgefahr." —

„Die Obrigkeit hat das Schwert," sagt der Apostel. Und Schwerter hat man nicht zum Federnspitzen, um dann damit Begnadigungen zu unterschreiben.

Die ebenso gefährliche, als unsinnige Humanität gegen Verbrecher kommt mit auch von jener materialistischen Anthropologie, wonach die Leidenschaften des Menschen nur Naturtriebe und die Verbrechen nur Krankheiten sind. Damit kommen wir dann zur Erfüllung jener Worte Goethes: „Ich glaube auch, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde."

Es wird dann keine Gefängnisse mehr geben für Verbrecher, sondern nur Spitäler und Irrenhäuser; die Nichtverbrecher aber werden bald nicht mehr Geld genug haben, solche zu bauen.

Die ganze Entwicklung solcher Zustände zeichnet am besten Byron, der, frei übersetzt, einmal schreibt:

Das ist der Weltgeschicht' allein'ge Lehre,
Ist aller Zeiten warnend Einerlei:
Freiheit, Ruhm, Humanität, dann — schwere
Verderbniß, Reichthum, Laster, Barbarei.

Im Weiterschreiten wollte ich mir eben noch einige weitere Gedanken machen über zu viel und zu wenig Freiheit und deren Folgen, als ein Zweispänner daherfuhr mit einem modernen Rechtsgelehrten, seiner Ehehälfte und einem Kinde. Sie luden mich als alten Be-

kannten ein, mit ihnen einen Kurort aufzusuchen, sei es Saig oder Steinabad. Mir konnte es gleich sein; denn Waldesluft gab's ja überall auf dem Schwarzwald. Beide Orte waren mir ohnedies unbekannt, und der Reiz der Neuheit gab die weitere Entscheidung.

Lange vor Mittag hatten wir das Wirthshaus zum Sternen erreicht, den hintersten Punkt im Höllenthale. Von da an erhebt sich die Straße in schönen Windungen der Hochebene des Schwarzwaldes zu. Wir ließen den Wagen vorfahren und gingen zu Fuß durch die Ravenna-Schlucht mit ihrem schönen Wasserfall der Höhe zu. Mich beschäftigte der Name Ravenna. Ich dachte an Italien, bis mir einfiel, daß die Kelten mit Vorliebe ihren Flüssen und Flüßchen Namen gaben, die uns heute lateinisch klingen. Die Dreisam hieß Tragisa, der heutige Höllenbach Rota und das kleine Schluchtbächlein Ravenna. Eben bauen Italiener einen prächtigen Viadukt für die Eisenbahn über den untern Theil der Schlucht hin, und mich soll's nicht wundern, wenn nach hundert Jahren ein Etymologe des dritten Jahrtausends das Wort Ravenna dahin erklärt: „Es hätten Italiener aus der Gegend von Ravenna einst hier Eisenbahnen gebaut und in diesem Thälchen gehaust.“ Richtig hatten sie heute drinnen in der Schlucht ihren Feuerherd, und einer kochte eben eine Polenta. Aber auf meine Frage: „Donde siete?“ (Woher seid Ihr?) lautete seine Antwort: „Trentino.“ (Aus dem Trientinischen.) Also nichts von Ravenna!

Oben bei dem Kreuz noch einen Blick ins morgenduftige Waldthal der Hölle, dann geht's weiter auf der kahlen, baumlosen Hochebene. Bald kommen wir auf einsamer Höhe zum Bären-Wirthshaus, und in mir erwachte

eine alte Erinnerung. Vor zwanzig Jahren wanderte ich vom Albthal herauf, am Titi-See vorüber, diesem Wirthshause zu, um Mittagsrast zu halten. Ein Büblein und ein Mägdlein gingen neben mir des Wegs, sie kamen aus der Schule, von Neustadt her. Das Mägdlein gehörte dem Wirthe, das Büblein war Hirtenbub im Hause. Sie erfreuten mich beide durch ihre kindlich einfältigen Fragen und Antworten. Das Mädchen leistete mir noch Gesellschaft bei Tische. Heute erkundigte ich mich nach beiden. Das Mädchen war indeß Hausfrau und Hausmutter geworden, und das Büblein dient längst als Knecht auf einsamen Waldhöfen. So schnell wächst und vergeht der Mensch.

Der Titi-See, der einzige Rest eines urweltlichen Seebeckens, das einst alle umliegenden Thäler unter Wasser hielt, hat immer noch seine Romantik in dem dunkeln Gewässer, dem gewaltigen Feldberg als Hintergrund und den schwarzgrünen Tannen als Umrahmung; aber was mich heute störte, das war das moderne Kurhaus in seinem Vordergrunde. Das hat ein Stück der alten Poesie genommen. Wo überall die Natur redet, still, harmonisch, einsam, da paßt kein neumodisch Gebäude hin. In einer Stadt fällt das nicht auf; aber ein solches Hotel allein im Wald und auf der Haide sieht schrecklich nüchtern aus.

Oberhalb des Sees verließen Freund Konstantin und ich den Wagen, um den nächsten Weg über Berg und Wald nach Saig zu suchen, während die „Dame" den Umweg dahin auf der Landstraße weiterfuhr. Eine Stunde später trafen wir in dem waldlosen, luftig und hoch gelegenen Dörfchen wieder zusammen, wo die Luftkuristen an wohlbesetzter Tafel ihre Hauptkur einnahmen. War das ein

Lärmen und Rauschen der Messer und Gabeln und aller süd- und norddeutschen Mundarten durcheinander, daß ich, ein Freund der Einsamkeit, mich gerne zurückzog in das benachbarte Haus des Pfarrherrn von Saig, eines freundlichen, kräftigen Herrn aus dem Reichslande Sigmaringen.

Die Wohnung des Pfarrers ist ein großes, hölzernes Blockhaus, von einem Schwarzwälder Bauernhause nur zu unterscheiden durch die etwas bessere Ausstattung in den Zimmern. Aber aus den kleinen Luken, Fenster genannt, genießt der Pastor eine Aussicht weithin über Berge, Thäler und Wälder, die, mich wenigstens, das alte Holzhaus und dessen nackte Dachbalken vergessen ließen.

Ebenso einfach ist die kleine Kirche des kleinen Dorfes; weiß getüncht, aber mit reich vergoldeten und überverzierten Altären, wie die Bauern es lieben. Der Pfarrer zeigte mir zwei neuere Bildwerke als besonders künstlerisch ausgeführt. Ich merkte aber, daß der gute Herr in seinen Ansprüchen an die Kunst ebenso bescheiden war, wie in denen an sein Haus. Den Bauern mochten die beiden „Helgen" zweifelsohne gefallen, und das ist ja in dem Falle die Hauptsache.

Ich sprach mit meinem Amtsbruder über das Idyll eines Landpfarrers, das ich ja aus vieljähriger Erfahrung auch kenne. Allein der praktische Schwabe, weniger gefühlsduselig als unsereiner, wollte nichts von der Poesie, auf dem Schwarzwald zu leben, wissen und würde seinen hohen Posten gerne mit einem solchen in der Niederung vertauschen.

Der kleine Kurort, der nur den einen großen Fehler hat, daß er zu weit ab vom Walde liegt, war ganz überfüllt. Selbst der Pfarrer beherbergte einen Professor aus Heidelberg. So kam es, daß meine seitherige Reise-

begleitung, von der die Dame gerne hier geblieben wäre, beschloß, mit mir vier Stunden südwärts in den Wald hineinzuziehen, ins Steinabad.

Ich zog bis Lenzkirch abermals den Fußweg vor und stieg dabei den Berg hinab. Es begegneten mir, im Aufstieg begriffen, zwei benachbarte Pfarrherren, die ihrem höchstgelegenen Nachbarn einen Besuch abstatten wollten. Im Winter, wo ganze Untiefen von Schnee sie trennen, können diese Waldpastoren einander nicht sehen; sie benützen darum mit Recht die kurze Sommerszeit, um sich guten Tag zu sagen und bei einem Glase Bier ihre Erlebnisse auszutauschen. Daß bald in jedem Dörfchen des Waldes jeden Sommer einige Kurgäste eintreffen, bildet für die vereinsamten geistlichen Herren eine angenehme Abwechselung. Sie kommen doch wieder mit mehr oder weniger gebildeten Leuten zusammen, und mancher Schwarzwald-Pfarrer ist bei den Fremden eine sehr beliebte Persönlichkeit geworden.

Lenzkirch, tief unten in einer Mulde unterhalb Saig, ist seit mehr als hundert Jahren einer der Hauptsitze des Schwarzwälder Gewerbes, vorab in Strohhut- und Uhrenmacherei. Der stattliche Marktflecken, einst Sitz der Dynasten von Urach, deren Schloßruine oberhalb des Orts aus Tannen hervorschaut, gleicht heute einem saubern, kleinen Fabrikorte, wie man sie in der Schweiz so häufig sieht. Aus den schmucken Holzhäusern schaut bisweilen eine Villa ganz modernen Styles hervor und wundert sich selbst, wie sie eigentlich hierher gekommen.

Vor seinem Hause begrüßte ich einen der Gewerbs-Dynasten des Orts, einen ehemaligen parlamentarischen Kollegen, das Haupt der großen Uhrenfabrik hier. In

sein Haus treten oder die weiter unten gelegene Fabrik besuchen wollte und konnte ich heute nicht. Ich suchte Natur und Waldluft und nicht das Gerassel der Industrie; zudem ging es gegen Abend, und es zog mich deßhalb doppelt dem Steina-Thale zu.

Daß die alten Deutschen schon euphemistisch zu reden wußten, wie die Griechen, das beweist der Name Lenzkirch. Denn einen „Lenz" gibt es in der Gegend nicht, sondern nur zwei Monate Sommer und zehn Monate Winter. Man findet auf dem Schwarzwald derartige Euphemismen häufig, z. B. Blumberg, Blumenfeld, Sommerau. Wenn man die Bewohner der Sommerau, der eisigen Hochebene oberhalb Triberg, fragt, wie sie denn zu dem Namen gekommen seien, so bekommt man die Antwort: „Bei uns ischts im Winter kalt und im Sommer au (auch)."

Die Gegend zwischen Lenzkirch und Bonndorf gehört zu den langweiligen Theilen des Schwarzwaldes; es ist kahles Hügelland, das aber weite Fernsichten gestattet und zahlreiche luftig gelegene Schwarzwalddörfer auf den Höhen des Wutach-Thales sehen läßt.

Der Mond beschien schon das hochgelegene Städtchen Bonndorf, als wir bei seinem Eingange rechts abbogen und in das unmittelbar zu seinen Füßen gelegene Steina-Thal einlenkten. Sofort beginnt steilabfallend die herrliche Waldgegend. Das „Auge der Nacht" leuchtete so wunderbar schön in die Tannen und Fichten, daß ich meine Begleitung vorausfahren ließ und den Weg bis zum Steina-Bad zu Fuß zurückzulegen beschloß. Mit jedem Schritte umfing mich dichterer Wald und tiefere Stille, dazu die silbernen Lichter des Mondes in den Bäumen. Das war mir ein wahres Labsal, nachdem

ich den ganzen Tag über nur kurze Zeit allein gewesen war. Von unten herauf kamen Schritte, im nächtlichen Helllichte nahte ein Mann. Ich fragte ihn, wie weit es noch wäre zum Steina-Bad. Ehe er noch geantwortet, hatte ich, dicht an ihn herangetreten, ihn erkannt. Allerdings wußte ich, daß er in der Gegend lebe. Wenn ich heute jemand vorgestellt werde, kenne ich ihn morgen nicht mehr, während ich Leute, welche ich vor dreißig Jahren gekannt und seitdem nicht mehr gesehen, auf den ersten Blick wieder erkenne. Es war ein alter, lieber Rastatter Studienfreund.

Vor mehr denn zwanzig Jahren waren wir zum letztenmale beisammen gewesen in Karlsruhe, er in der medizinischen und ich in der philologischen Staatsprüfung. Wie viel war seitdem an uns vorübergegangen bis zu der Stunde, da wir im tiefsten Schwarzwald bei Mondschein wieder zusammentrafen!

Ich bin neugieriger als andere Leute, und so hieß ich ihn, der mich jetzt begleitete, erzählen von seinen Kämpfen und Leiden. Er hatte die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht als Feldarzt und sich jetzt seit vielen Jahren auf dem Schwarzwald herumgeschlagen, über Berg und Thal und Wald, bei Tag und Nacht praktizirt und mühsam viel Geld errungen, dabei schwere Familienleiden durchgemacht, viele, die im Leben ihm lieb waren, durch den Tod verloren, Frau, Kinder, Vater, Mutter, Bruder. Vorüber war jene Zeit, in der wir in Rastatt gesungen hatten:

Des Weltalls Kummer und Sorgen,
Sie gingen an ihnen vorbei.

Freund Ludwig war Pessimist geworden wie ich selber. Wir sprachen uns in den folgenden Tagen noch des

öftern, und manche Erinnerung an längst vergangene Zeiten wurde geweckt und mit stillem Heimweh besprochen.

Seit Jahren kenne ich den badischen Schwarzwald und bin ja eigentlich selber ein Schwarzwälder. Nur die Strecke südlich von Bonndorf, mit den kleinen Thälern der Steina, Schlücht und Metma, war mir gänzlich unbekannt, und ich stehe keinen Augenblick an, sie in allererster Linie zu den schönsten Gegenden des ganzen Waldes zu zählen. Ja, ich kenne kein Waldthal von so lieblicher, reizender Gestaltung, wie das der Steina. Rechts und links von dem zwischen Matten und der Landstraße in engem Thal forteilenden Bache erheben sich die wunderbarsten Wälder von Fichten und Weißtannen. Ich habe in meinem Leben nie so viele herrliche Tannenbäume, die weiß bemoosten, gewaltigen Aeste wie Greisenhaar herabhängend, gesehen, als wie auf den Höhen an der Steina.

Ein alter Oberförster von Bonndorf, Ganter hieß der edle Mann, hatte noch ein Herz für seine Bäume und rechnete nicht, wie viel Meter Holz zu verkaufen wären, wenn die stolzen Riesen zu Boden lägen: er pflegte sie wie seine Lieblinge. Sein Wald war sein Stolz fast ein halbes Jahrhundert hindurch. Die herrlichsten Wege, wie man sie in der Nähe von Weltkurorten nicht schöner findet, ziehen sich überall durch diese wunderbaren Forste. Mehr als zwanzigmal hab' ich den Mann gesegnet ob seiner Liebe zu seinen Waldriesen, deren jeder für sich wie ein Wunderwerk von Gottes Hand dastand, und die in ihrer Gesammtheit einen überwältigend dichterischen Reiz auf mich ausübten.

Vor zehn Jahren noch lag ganz einsam im oberen

Steina-Thal eine Mühle, die zwar heute noch klappert, aber jetzt neben einem Kurhause, das der Müller Vogt mit der Zunahme seiner Gäste immer höher gebaut hat. Touristen machten ihn aufmerksam, daß er auf goldenem Boden wohne, in einem Waldparadiese; er hat sich's nicht zweimal sagen lassen, der kluge Schwarzwälder. Es war alles besetzt bis oben hinauf während der vierzehn Tage, die ich bei ihm weilte. Von Hamburg bis München waren Leute da.

Mir ist die Einsamkeit eine „Goldgrube", wie Schopenhauer sagt, und diese Goldgrube wäre mir in den wunderbaren Wäldern des Steina-Bades eine diamantene geworden, wenn mir die sogenannte Gesellschaft nicht so viel verdorben hätte. Es waren die liebenswürdigsten Menschen da, Herren und Damen jeden Alters, aber gerade diese liebenswürdige Gesellschaft war mir um so schädlicher.

Ich bin seit vielen Jahren einsames Landleben gewohnt gewesen, komme heute noch nie in das, was man „Gesellschaft" nennt, und habe auch gar kein Verlangen darnach; im Gegentheil, ich fürchte mich davor. Komm' ich aber einmal dazu, so geht es mir wie einem, der lange nichts mehr getrunken hat und nun plötzlich an eine volle Quelle geräth, er kann nicht genug trinken. Es ist dann, als wollte meine Seele wieder einmal an Gesellschaft sich satt trinken, und so redete, disputirte, räsonnirte ich im Steinabad und „machte mit" wie ein Junger.

Alles, was ich körperlich und geistig gewonnen hatte, wenn ich am Morgen und Nachmittage allein durch die Wälder gestreift war, ging bei der „Table d'hôte" und am Abend „beim Bier" wieder verloren. Und wenn es unsere Kultur nicht so weit bringt, daß in jedem Luftkurorte

neben den unruhigen Hotels auf den Höhen Einzelhäuschen in geziemender Entfernung gebaut werden, so glaube ich kaum, daß ich in meinem Leben noch einmal „Luftkur" machen werde.

Ein Studienfreund, der Pfarrer des westwärts vom Steinabad gelegenen Dorfes Grafenhausen, bot mir eine stille Wohnung an. Ambros Müller heißt der Pfarrherr, wohnte mit mir einst in den „rothen Häusern" zu Rastatt als der Sorgenlosesten und Heitersten einer, trotzdem Geld das Wenigste war, was er besaß. Am zweiten Morgen schon machte ich mich auf, den Ambros zu besuchen und womöglich dem Wirthshausleben zu entsagen.

Ein herrlicher Waldweg führt über eine Hochebene zu dem einstigen Städtchen Grafenhausen, das die Mönche des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen 1346 um 300 Mark Silber von den Grafen von Nellenburg kauften. Das Pfarrhaus ist eine wahre Probstei, und Freund Ambros thront auf dieser Höhe, wie der Gutsherr in seinem Schlosse; allein das Dorf lag mir viel zu weit ab vom Walde, und so wurde nichts aus diesem Plane. Der immer noch heitere Kollege begleitete mich zurück und zeigte mir auf einsamer Waldhöhe die kleine St. Annakapelle, die ihm zur Sommerszeit schon oft nächtlichen Schutz angedeihen ließ, wenn schwere Gewitter über seinem Haupte rollten und er auf dem Heimweg war von Bonndorf her.

Auf einer Wiese in einem reizenden Waldthälchen trafen wir im Abstieg den Klausenmüller von der Metma, einst der Reichsten einer in der Umgegend, als — Maulwurfsfänger. —.

Wenn man das Steina-Thal in östlicher Richtung verläßt, wird die Gegend nach kurzem Aufstieg sofort kahler. Große, wellenförmige Hügel, welche sich fortsetzen bis an den Schienerberg, der die Westspitze des Bodenseebeckens abschließt, geben dem Lande weithin den Charakter „der Baar“, jenes Hochlandes zwischen den Quellen der Donau und dem Bodenseegebiet. Statt der vielen Wälder zeigten sich meinen Blicken weithin sichelreife Getreidefelder. Gleich hinter dem ersten großen Hügel liegt das Dörfchen Wellendingen, der Geburtsort meines Freundes und Begleiters, des Rechtsanwalts Konstantin Fehrenbach von Freiburg. Ich kam öfters, auch des Gottesdienstes halber, in diesen freundlichen Landort.

Einmal begleitete ich den Freund zu dem „alten Mareile“, der Kindsfrau im Hause seines Vaters, des einstigen Schullehrers von Wellendingen. Sie wohnte in einer kleinen Hütte am Eingang des Dorfes. Nirgends ein lebend Wesen ringsum, alles draußen im Felde am schönsten Sommertag. Einige Blumenstöcke verklärten das alte Häuschen, dessen Thüren angelweit aufstunden. In einsamem Kämmerlein fanden wir das fünfundachtzigjährige Mareile im Bette liegend, den Rosenkranz in den Händen und — blind. An der Stimme erkannte sie „ihren Konstantin“ und hatte eine „mächtige Freude“, welche den tiefen Seelenfrieden im Gesichte des alten Mütterleins in einem wahren Glorienschein leuchten ließ. Sie sieht nur noch, „wenn's blitzt, den Strahl“ und im hellen Sonnenschein etwas von ihren Fingern, sonst nichts mehr auf Erden. Aber sie ist „wohl zufrieden“. Hat auch „keine lange Zeit“ und betet den ganzen Tag, wenn die andern im Felde sind, den Rosenkranz.

Mir traten die hellen Thränen ins Auge, da ich dieses glückliche, elende Weiblein sah und hörte. Wahrhaftig, so sagte ich mir, es gibt doch noch einen Optimismus, der vernünftiger ist als der Pessimismus — den Optimismus der Heiligen! Dieses Mareile, sagte ich mir weiter, hat mehr Seelengröße, als ein ganzes Kurhotel voll Sommerfrischler, und ist eine Blume in Gottes Seelengarten, weit herrlicher strahlend als die Junisonne vor seinem Häuschen! Ich werde zeitlebens dieses glückselige Mütterchen nicht vergessen und auch den Eindruck nicht, den es auf mich gemacht hat. —

In ganz anderer Art hat mich zwei Tage später ein Mann auf höchster Höhe des Schwarzwaldes begeistert.

In den ersten Tagen bekam ich den Besuch zweier Freunde, die ihre Villegiatur am Bodensee hatten und diese auf zwei Tage verließen, um meiner Einladung ins Steinabad und auf den Schwarzwald zu folgen. Es waren die beiden Maler Zimmermann, Vater und Sohn.

Wir machten einen Ausflug nach dem etwa fünf Stunden von meinem Kurorte entfernten St. Blasien. Seit zwanzig Jahren hatte ich dieses deutsche Monte Cassino nicht mehr gesehen und damals noch zu wenig Sinn und Verständniß für Kunst; deßhalb hat mich sein Dom, ein Kuppelbau, den Goethe schon als einen der schönsten Tempel Deutschlands pries, heute gewaltig überrascht, ebenso meine beiden kunstsinnigen Begleiter. Wenn Menschen es fertig bringen, daß inmitten einer großartigen Natur, zwischen hohen, vom dunkelsten Tannenwald gekrönten Bergen, ein Werk von ihrer Hand noch begeistert und einen Vergleich aushält mit den schöpfe-

rischen Gottesthaten unmittelbar daneben, so muß das ein gewaltiges Werk sein!

Schon im vorigen Jahrhundert — die Kirche wurde 1783 vollendet — wallten deutsche Künstler und Schriftsteller zu diesem Heiligthume im tiefsten Schwarzwald und gingen voll Bewunderung von dannen. Nicolai sagt in seinen „Reisen": „Die Kirche ist gewiß eine der schönsten der Welt, und in Deutschland ist ihr keine zu vergleichen." Sie wurde von 1768—1783 nach den Plänen des Franzosen Michel Isnard von Abt Martin II. Gerbert mit ungeheuren Kosten erbaut. Zwanzig Jahre nach der Vollendung kam die Säkularisation; mit einem wahren Vandalismus wurde gegen die Bauwerke des Klosters verfahren und die werthvollsten Gegenstände um Spottgeld verschleudert. Nur ein glücklicher Zufall bewahrte den herrlichen Kuppelbau vor dem gänzlichen Verfalle.

Im Jahre 1874 legte ein Brand, welcher in der im ehemaligen, ebenfalls großartigen Klostergebäude errichteten Fabrik entstanden war, die herrliche Kuppel in Asche. Es ist lediglich dem Kunstsinne des jetzigen Großherzogs Friedrich von Baden zu verdanken, daß sie nach den alten, noch vorhandenen Plänen Isnards wiederhergestellt wurde und man heute den Bau in seiner alten Herrlichkeit wieder mit seiner vergoldeten Kuppel aus dem Grün der Tannen von weitem schon hervorschimmern sieht.

Aber noch etwas fiel mir im heutigen St. Blasien auf. Es ist ein Kurort modernsten Styles geworden und wimmelte von Kurgästen vornehmster Art und feinster Toiletten. Ich habe in Ostende keinen so glänzend ausgestatteten Speisesaal, besetzt mit wenigstens zweihundert

Gästen, gesehen, wie hier tief im Walde und abseits der großen Welt. Namentlich sah man eine Menge israelitischer Frauentypen von wunderbarer orientalischer Schönheit, so daß meine zwei Maler entzückt waren und über den „Studien" das Essen und Trinken vergaßen.

In dem Oberkellner, der einem kleinen Heere von Kellnern kommandirte, traf ich einen ehemaligen Schüler aus meinen lateinischen Schulmeistertagen und unter den Gästen abermals einen alten Rastatter Studienfreund, den ich seit nahezu dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er war indeß preußischer Hauptmann und Schriftsteller geworden und feierte unser Wiedersehen mit Champagner. Stammgast in St. Blasien, führte er uns dann in dem Badeorte umher und zeigte uns Altes und Neues. Ich mußte mir immer wieder sagen: „Wie würden die alten St. Blasier Benediktiner staunen, wenn sie ihre Einöde heute wiedersähen!" Um keinen Preis aber möchte ich Kurgast in einem so „vornehmen" Kurorte sein. Ich habe vorhin nach Kultur-Fortschritt an Kurorten geseufzt — hier wäre mir zu viel Kultur und zu viel Toilette. Man sieht vor dem Wald, den der Luxus der Menschen hier zur Parade stellt, den Schwarzwald nicht mehr. —

Beim herrlichsten Mondscheine fuhren wir am späten Abend über die Höhen, welche die Thäler der Alb und der Steina trennen. Es war schon zehn Uhr abends, als wir auf der Wasserscheide ankamen, bei der ärarischen Brauerei „Rothhaus", einem alten St. Blasianischen Besitzthum, das einsam auf der waldigen Höhe steht. Wir trafen noch Licht, die Pferde mußten restaurirt werden, und wir tranken eins. Der Wirth, ein bärtiger, wetterharter Mann, setzt sich zu uns, wir reden und

politisiren mit ihm. Er erzählt von seinen politischen Jugendträumen, von seinem Schwärmen für die polnische Nation in den dreißiger Jahren. Jene Begeisterung hatte er in Freiburg geholt, sie heraufgetragen in die Waldeinsamkeit und hier nicht sterben lassen sein Glühen für Volk und Freiheit.

Wir hören ihm freudig zu, dem alten Johannes. Da holt er von der Wand eine Guitarre, ein Instrument, so alt wie er, und fängt an, Polenlieder aus seiner Jugendzeit zu singen und dem alten Kasten Töne zu entlocken, die, buchstäblich wahr, uns dreien die Thränen aus den Augen trieben vor Bewunderung. Wie verklärt saß der Alte da, er ward wieder jung. Die fünfzig Jahre, welche er seitdem durchlebt, schienen geschwunden, es sang ein Jüngling. Ich dachte an Uhlands „Alten" in „Sängers Fluch":

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.

Und wie in jener Ballade die Königin, „zerflossen in Wehmuth und in Lust", den Sängern die Rose hinwarf, so ward unser Schwarzwaldbarde von Ernst Zimmermann, dem berühmten Sohne eines berühmten Vaters, beschenkt. Der junge Künstler hatte in St. Blasien eine feine Elfenbeinschnitzerei für seine Frau gekauft. Die nahm er, drängte sie dem Alten auf, weil er sonst nichts hatte, ihn zu beschenken. So gewaltig hatte ihn dessen wundervolles Spiel begeistert.

Es lag eine zauberhafte Poesie in der ganzen Scene. Die Uhr zeigte gen Mitternacht. Draußen glänzt des Vollmonds Licht über dunklen Tannen weithin, und in der Stube singt ein alter Mensch seine

Jugendlieder aus einem jungen Herzen und spielt dazu in Tönen, wie wir sie noch nie gehört.

Bei der Heimfahrt durch den Wald schlummerten meine Begleiter. Ich war von Johannes' Singen und Spielen zu aufgeregt und schaute zum Wagen hinaus in die mondhelle Nacht. Da erblickte ich mitten auf dem Weg ein gespensterhaftes Viergespann wie gebannt dastehen. Unser Kutscher fuhr direkt darauf los, ich rief ihm ein Halt zu und merkte jetzt erst, daß er ebenfalls eingeschlafen war. Mein Wachsein hatte ein Unglück verhütet, das Viergespann war ein leerer Holzwagen, auf der Heimkehr nach Schluchsee begriffen, und Fuhrmann nebst Pferden waren eingeschlafen. Der arme Knecht, seit nahezu vierundzwanzig Stunden sammt seinen Thieren auf der Fahrt, konnte kaum zum Verstand gebracht werden, so tief hatte ihn der Schlaf übermannt. —

Am kommenden Morgen fuhren wir südlich, das Steina-Thal hinab, in das romantischste aller Schwarzwaldthäler, in das der Schlücht. Bei den „Roggenbacher Schlössern“, zweien im Bauernkriege zerstörten Burgen, die malerisch aus den Tannen hervorschauen, verlassen wir das Thal der Steina, um das Wassergebiet der Schlücht zu gewinnen. Die Gegend wird traurig und öde, als habe hier die Natur ausgeruht, bevor sie die großartige Kraftleistung des Schlüchtthales begann, und um durch die Gegensätze den Eindruck des letzteren um so gewaltiger zu machen.

Die Strecke vom Dorfe Uehlingen bis zur Witznauer Mühle, etwa 7 Kilometer, bildet zweifellos die großartigste Naturleistung des ganzen Schwarzwaldes. Dieses Felsthal, durch welches sich die Schlücht hindurchdrängt, sobald sie die aus waldschattigem Engthal hervorrauschende Metma

aufgenommen hat, ist voll wahrer Erhabenheit und reizender Schönheit. Ungeheure Granitfelswände, bald wie Burgen, bald wie Bergfesten gestaltet, rechts und links senkrecht emporstrebend, wunderbar dekorirt mit Laub- und Nadelholz, mit Moos, Flechten und Schlingpflanzen, die von oben bis an die braunen Wasser herabfallen, Wassertunnel und Felsgrotten — entwickeln vor uns eine Pracht, wie ich sie in der Art noch nie gesehen habe. Was mir den Genuß bedeutend erhöhte, war der glückliche Umstand, dieses großartige Naturspiel mit zwei Künstlern betrachten zu können, die noch mehr Verständniß dafür hatten als ich. —

Den dritten Tag reisten die beiden an den Bodensee zurück, und da mein Rechtsfreund mit Weib und Kind das Steinabad, nach dem Wunsche der Gattin, mit dem höher gelegenen Dorfe Saig vertauscht hatte, war ich auf meinen Waldgängen solo. Ich habe, im dicksten Tannenwald wandelnd, manches Reh aufgescheucht und das Reh mich aus meinen Gedanken. Am liebsten weilte ich bei den herrlichen Tannenriesen hinter dem „Rohrhof", wo die Saatschule der Forstei sich befindet. Diese Saatschule mied ich aber ängstlich, sie lag mitten in einem gewaltigen Tannenwald und war aufgeputzt und aufgestutzt mit ihren kleinen Tannenkeimen, wie das Teppichbeet eines Hofgärtners. Mich ärgerte diese Spielerei inmitten einer großartigen Natur, sie zeigte, wie armselig und kleinlich der Mensch dekorirt der Natur gegenüber. Nur hier kam der große Oberförster Ganter mir klein vor.

Auch Johannes, den Sänger, traf ich nochmals, wie er eben aus dem Wald heimkehrte, wo er Gras gemäht hatte. Statt der Guitarre schmückte ihn die Sense, und

wer ihn so gesehen, würde nie geglaubt haben, daß in dem alten Bauersmann ein Barde von überwältigender Kraft, ein Mann, getragen von Idealen, stecke.

Als vierzehn Tage um waren, rief mich ein Versprechen weg aus dem waldesduftigen Steinathal, und nur der Gedanke, noch nicht aus den Wäldern herauszukommen, versüßte mir die Trennung. Mein Vetter und Jugendfreund Karl befand sich auf seinen ausgedehnten Waldbesitzungen im nördlichen Schwarzwald. Seit Jahren hatte ich ihm versprochen, sie zu beschauen, und jetzt endlich sollte es dazu kommen. Neustadt war als unser Rendez-vous ausgemacht.

Schon zwanzig Jahre hatte ich dieses alte Städtchen auch nicht wieder gesehen. Damals zog ich, als Lehramtspraktikant nach Donaueschingen versetzt, über diesen Theil des Schwarzwaldes meinem ersten Posten zu. Ich besuchte hier meinen einstigen Volksschulkameraden aus Haslach, den Sohn des Physikus Fähndrich, der als junger praktischer Arzt sich hier niedergelassen hatte. Heiter und glücklich sprach er mir über seine Praxis und Zukunft, und heute ist er schon viele Jahre unter den Todten. Der Tod machte gar bald allen seinen Lebenshoffnungen ein Ende. Wehmüthig gedachte ich seiner.

Vetter Karl und ich hatten uns richtig verfehlt. Er hatte den ganzen Tag über auf der Post in Neustadt gewartet und war erst spät abends, an meinem Kommen verzweifelnd, ins Bregthal hinübergefahren, wo ein Holzhändler aus Frankreich ihn erwartete. Kaum war er fort, so kam meine lange Gestalt von den Bergen herab. Ich hatte mich zu lange verweilt auf der Höhe zwischen Saig und Neustadt, wo einer der zauber-

haftesten Rundblicke mich fesselte. Zu meinen Füßen lag der Titisee mit seinen tiefdunkeln Wassern, und rings um ihn, auf der westlichen Seite bis zum König des Schwarzwaldes, zum Feldberg, in unzähligen Gestalten Berge, Hügel und Thäler, in wechselnder Art von schwarzen Wäldern und Wäldchen geziert. Es war ein so naiv liebliches Bild, wie wir es auf den Landschaften altdeutscher Maler sehen, daß ich mich lange nicht davon trennen konnte.

Ein Schwarzwälder-Büblein, der Hirtenbub des Ochsenwirths von Saig, trug mir meine leichte Reisetasche, sprang hurtig neben meinen großen Schritten her und erzählte mir, was ich von ihm wünschte. Er freute sich königlich, einmal ein „Trinkgeld“ verdienen zu können, und ich fühlte lebhaft mit ihm, da ich an ähnliche Situationen in meiner Knabenzeit mich erinnerte. Weil ich an diese Zeit dachte, schenkte ich ihm weit mehr, als er je geahnt, ließ ihm in der „Post“ noch Essen und Trinken auftragen und begab mich ins Nebenzimmer. Ich hatte schon nicht mehr an den Kleinen gedacht, da trat er nochmals herein, barfüßig und sein elendes Strohhütlein in der Hand, nahm nochmals Abschied und sagte sein „Tausendmal vergelt's Gott!“ so rührend glücklich, daß es mich aufs tiefste ergriff. Mit wie wenigem kann man ein Kind glücklich machen! Heiter und furchtlos ging er dann dem Walde zu, ich aber dachte: „Selig, ein Kind noch zu sein.“

Als die Nacht hereinbrach, gab's ein reges Leben im Garten des Postwirthshauses. Der Neustadter Gesangverein wollte eine „venetianische Nacht“ abhalten, ein Vergnügen, das auf dieser Waldhöhe den Menschen nur selten zu theil wird. Die bessern Leute des Städtchens waren alle

versammelt, und trotzdem es mich um neun Uhr schon fror, als ich von meinem Schlafzimmer aus dem Gesang lauschte, sangen die muntern Schwarzwälder noch nach Mitternacht, allerdings nicht mehr vierstimmig, sondern in sehr gemischtem Chore.

Mir kam es vor, als ob die Neustädter in ihren Ansprüchen an Vergnügen so bescheiden seien, als das Hirtenbüblein von Saig in seinen Anforderungen an irdische Glückseligkeit, und das freute mich.

Nachdem ich am andern Morgen meinen Vetter telegraphisch von meiner Annäherung verständigt, und da ich zudem noch versprochen hatte, den Freund Konstantin, diesmal ohne Weib und Kind, von Saig her zu erwarten, so benützte ich die Zeit, um die größte Uhrenfabrik des Städtchens zu besuchen.

Ich war seit vielen Jahren in keiner Schwarzwälder Uhrenmacherei mehr gewesen. Aber wie staunte ich über den mächtigen Fortschritt in der Technik! Ich fand da alle möglichen Maschinen, welche umständliche Handarbeit ersetzten und von dem tiefsten Erfindungsgeiste zeugten. Und was mir noch mehr Staunen verursachte, war der Umstand, daß diese Erfindungen meist von „Wäldern" gemacht wurden. Schmerzlich aber berührte es mich, da ich die Arbeiter sah und hören mußte, daß diese pro Tag nur 1 M. 50 Pf. bis 2 M. verdienen. Und doch klagte mir der Direktor der Fabrik, daß die Aktiengesellschaft selbst nichts verdiene, weil der Konkurrenten zu viel und deßhalb die Preise zu gedrückt seien. Daß bei alledem die Arbeiter auf dem Schwarzwald noch zufriedener sind, als die in unseren großen Industrie-Städten, hat seine einfache Erklärung darin, daß fast jeder von ihnen am Berge hin eine eigene Hütte besitzt,

seine Kartoffeln selbst baut und Futter hat für eine oder die andere Ziege.

Gegen Mittag fuhren wir, mein Begleiter war indeß eingetroffen, die ziemlich öde, steile Straße, die das Flußgebiet des Rheines mit dem der Donau verbindet, von Neustadt gen Vöhrenbach. Es ist überall noch tiefer Schwarzwald, aber die großartigen Wälder fehlen, die wir im Gebiet der Steina gesehen. Wald ist allüberall, aber er gehört meist Privaten und Gemeinden, und diese haben in den letzten zwanzig Jahren die Skala der steigenden Holzpreise weithin sichtbar in ihre Wälder gehauen. Man sieht hier sehr viele Kahlhiebe. Ein französischer Graf Castex soll namentlich in der ganzen Gegend gründlich aufräumen mit allen Waldungen, die er kaufen kann.

Sobald die Höhe der Wasserscheide zwischen Breg und Dreisam erreicht ist, kommen wir gleich im Wassergebiete der erstern zu dem eisenhaltigen Mineralbad Eisenbach, äußerst melancholisch in einem langgestreckten Thale gelegen. Badegäste sah ich keine, während es auf der andern Seite des Schwarzwaldes von solchen wimmelte. Früher zogen nur die Kranken im Sommer auf den Wald, und damals waren die kleinen Bäder wohl besucht von kranken Leuten mittlerer Stände. Jetzt machen die Gesunden vorzugsweise Kuren, aber die wollen nur Luft und Wald in romantischer Lage, und darum sind diese Mineralbädchen im Schwarzwald alle vereinsamt.

Genau am Ende des Thales zeigten sich die stattlichen Ruinen des einstigen Schlosses „Neu-Fürstenberg“, das die Bauern, wie so viele andere Herrensitze, 1525 brachen und den verhaßten Schloßvogt durch ihre Spieße jagten. Ich kam am gleichen Abend noch ganz in die Nähe der Ruine, da unmittelbar hinter ihr ein großer

Waldkomplex meines Vetters Karl beginnt, den ich mit ihm beging. Am Waldrand unter den Trümmern saß ein Mädchen und las in einem Buche, während seine Kühe am Abhang hin weideten. Es war sein Lesebuch aus der Schule und das Stück, das es las, die Legende von der hl. Nothburga. Wie gut paßte diese liebliche Sage mit dem alten Schlosse des Königs Dagobert, ihrem Wald und Wasser und der Hirtin in dieses Thal! Neben dem lesenden Kinde die alten Burgruinen, zu seinen Füßen die Wasser der Breg, dunkelbraun der Donau zueilend, oben der Wald, wo Rehe einsam grasen und dem Kinde oft zu Gesicht kommen.

Ich hätte gerne in der Seele des Mädchens gelesen, das einem armen Schreiner gehörte, welcher in einem Hause meines Vetters wohnt und Packkisten fertigt für die Uhrenmacher, — allein mein Begleiter, der ruhelos mir seinen Wald zeigen wollte, trieb poesielos mich von dannen. —

Das Flüßchen Breg, in dessen Thal wir am Morgen bei Neu-Fürstenberg einmündeten, ist bekanntlich eine der Stammmütter der Donau. Brieg und Breg vereinigen sich bei Donaueschingen und heißen fortan Donau.

Die Brieg und die Breg
Bringe d' Donau z'weg,

sagen die Bauern im Schwarzwald und auf der Baar deßhalb mit Recht. Wir fuhren flußaufwärts bis zu dem gar malerisch im Thale gelegenen Städtchen Vöhrenbach, wo ich meinen Vetter traf im eifrigsten Gespräche mit dem Franzosen. Nach Tisch ging's gleich mit beiden wieder thalabwärts, ich, um die herrlichen Waldungen, die Karl sein eigen nannte, mit ihm bis auf den Kamm zu durchstreifen, während der Franzmann, aus Rheims gekommen,

im Thale eine große Anzahl von Riesentannen, sogenannte Holländer, die er gekauft hatte, aufnahm und vermaß.

Als wir gen Abend vom Walde herabkamen, um auf meinen Wunsch zu Fuß ins Städtchen zurückzukehren, bat mein Vetter am Wege eine ihm bekannte Bäuerin um ein Glas Milch. Während diese, eine ältere, häßliche Frau, ihm dasselbe am Brunnentrog vor dem gewaltigen, mit Strohdach gezierten Hofgebäude kredenzte, bemerkte ich, daß sie mit den blendend weißesten künstlichen Zähnen geschmückt war. Den Luxus hätte ich in dieser Waldeinsamkeit nicht gesucht. Allein mein Begleiter erklärte mir, daß die Wald-Gemeinde Bregenbach nur vier Bürger zähle, die aber alle so reich an Wald seien, daß jeder die gesetzliche Morgenzahl, welche zu einer eigenen Jagd gehört, besäße und der Mann der technisch verschönerten Frau dazu noch ungezählte Staatspapiere.

Eine eigene Ueberraschung bot sich mir bei meiner Rückkehr ins „Kreuz“ zu Vöhrenbach. Es waren zwei Herren angekommen, Bekannte meines juristischen Reisegefährten, der zurückgeblieben war, während ich in den Wäldern streifte. Die Angekommenen schienen mir völlig fremd, und doch gehörte der eine meinen frühesten Knaben-Erinnerungen an.

Bei meinem Vetter, dem „Kastenvogt“, hielt sich vor bald vierzig Jahren öfters ein junger, schwarzbärtiger, großer Mann auf. Es hieß, er sei von Freiburg und ein berühmter Sänger. Von letzterem überzeugten wir Knaben uns oft, indem wir unsere Köpfe zu den Fenstern hineinsteckten und lauschten, wenn er bei seinem Gastfreunde oder gegenüber im „Kreuz“ sang. Seitdem sah und hörte ich nichts mehr von ihm. Heute, im „Kreuz“ zu Vöhrenbach, ward ich ihm vorgestellt, und nach

wenigen Fragen bestätigte sich meine Ahnung, welche bei Nennung des Namens und bei der Aehnlichkeit, die der alte Sänger noch mit dem jungen hatte, in mir wach geworden war. Er war viele Jahre in Amerika gewesen, hatte sich als Sänger Ruhm und Gold geholt und lebt jetzt mit seinem heute ebenfalls anwesenden Bruder, der als Klaviervirtuose ihn nach dem Westen begleitet hatte, in seiner Vaterstadt Freiburg. Die beiden alten Herren kommen alljährlich einige Zeit in diese Gegend des Schwarzwaldes, um die Forellenfischerei zu betreiben, wozu die fischreiche Breg die beste Gelegenheit bietet. Daß die Forelle hier zu Hause ist, zeigt Namen und Wappen von Vöhrenbach, das von Ferin, dem altdeutschen Worte für Forelle, seinen Namen und eine Forelle im Wappen hat.

Es gab nun einen heitern Abend. Die beiden Künstler Maier sangen und spielten, daß nicht nur ich, sondern auch der Franzose entzückt war. Wunderbar schön sang der Baritonist das liebliche Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht". Noch tönt mir im Ohr die letzte Strophe:

Jed's Jahr kommt der Frühling, ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur ein'n einzigen Mai.
Die Schwalben fliegen fort, doch sie ziehen wieder her,
Nur der Mensch, wenn er fortgeht, der kommt nimmermehr.

Ich habe die herrlichen Lieder jenes Abends mit einer schlaflosen Nacht bezahlt, aber sie waren es werth.

Am kommenden Morgen ging's in nördlicher Richtung zu Fuß weiter, steilauf ins Gebirge: mein Vetter, der Jurist und meine Länge. Hoch oben im Walde trafen wir Holzmacher, die im Dienste unseres Führers Tannen niederschlugen. Es war ein grausiges Morden

von Jung und Alt. Majestätisch sah ich eine Königstanne fallen, die im Sturz zahllose kleine Bäume mit sich riß und deren Fall weithin durch den Wald dröhnte. Ein großer Theil des Holzes war in eine Cellulosen-Fabrik bestimmt, und mir kam der Gedanke, wie weit wir es in dem Gebiete industrieller Erfindungen gebracht haben, daß die Tanne, welche heute noch die Höhen des Schwarzwaldes krönt, ihre Heimath verläßt, um später wieder als Papier dahin zurückzukehren. Wer vor hundert Jahren einem Schwarzwälder Bauern das gesagt hätte, würde einen Ungläubigen gefunden haben.

Gen Mittag kamen wir in das Rohrbacher Thal, wo hoch oben am Waldrande Vetter Karl den Hof eines Engländers gekauft hatte. In diesem weltabgelegenen, kleinen Thale wohnen die meisten Engländer des ganzen Schwarzwaldes. Engländer aber heißen alle jene Schwarzwälder, die in England ihre Geschäfte als Uhren- und Goldwaarenhändler treiben oder betrieben haben. Alt oder vermöglich geworden, kehren sie in die Heimath zurück und figuriren dann lediglich unter dem Namen Engländer. In jedem der einzelnen Waldhöfe des Thales lebt ein solcher Engländer oder ist wenigstens ein Familienglied in England abwesend; aber auch fast in jeder dieser „Strohhütten" wohnt Wohlhabenheit, ja selbst Reichthum.

Tief unten im Thale lag das Wirthshaus, dem wir zusteuerten, um Mittag zu machen. Der Adlerwirth, obwohl noch ein junger Mann, war ebenfalls jahrelang in England gewesen, und seine niedliche Frau, eines Engländers Tochter, hatte ihre Bildung in einem Pensionat geholt, ohne ihre kindliche Schwarzwälder-Natur zu verlieren. Als der Konstantin, ein lustiger

Sänger und gewandter Klavierspieler, sich an das Klavier setzte, spielte und sang, da war die Wirthin alsbald bereit, uns „auch eins zu singen", und sie sang mit ihrer reinen Naturstimme das Lied: „Der Mensch soll nicht stolz sein aufs Glück und aufs Geld", so wahr und so innig, daß ich mit Thränen zu kämpfen hatte; ebenso ein Lied, das ich noch nie gehört, in Ton und Vers wunderbar volkspoetisch, von dem ich aber nur noch einen Refrain im Gedächtniß habe: „Lieder hat die Lerche wohl, Thränen hat sie nicht."

In meinem ganzen Leben hab' ich noch nie so viel und so tief empfunden singen gehört, wie in den wenigen Tagen auf dem Schwarzwald. Freilich trug zu meiner Begeisterung auch die Poesie der Orte viel bei. Der Sänger Johannes auf dem Rothhaus und die Adlerwirthin von Rohrbach mit ihrem Sang werden mir nicht so bald aus dem Gedächtniß schwinden. —

Als wir am Nachmittag das Thal vorgingen, zeigte uns der glückliche Waldbesitzer auf den Höhen abermals zwei Wälder, den „Jockels-Wald" und den „G'fällwald", die er sein eigen nannte, aber zum Hinaufsteigen hätte er mich nicht mehr gebracht, auch wenn er mir den einen Wald geschenkt hätte, so ermüdet hatte mich die Tour von diesem Morgen. Während meine beiden Begleiter in der Sonne in Schönenbach mit einigen Engländern ein Ceco spielten, hielt ich in dem riesigen, hölzernen Wirthshaus Siesta. Nachher ließ ich die Spieler sitzen und ging in den Abend hinein, Vöhrenbach zu. An einem Raine saßen kleine Mädchen und flochten Stroh, eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes auf dem nordwestlichen Schwarzwald. Auf jedem Gang, den Kirchgang am Sonntag ausgenommen, wird Stroh ge-

flochten, das Naturstroh unter dem Arm, das Geflechte in der Schürze tragend. Auch dieser Industriezweig leidet wie die Uhrmacherei seit Jahren unter der Konkurrenz. Ich fragte die Kinder, was ihnen für ihr, allerdings grobes Geflecht bezahlt werde, und erfuhr zu meinem schmerzlichen Staunen, daß solch ein armes Kind 60 Ellen, sage mit Worten sechzig Ellen, flechten muß für 38 Pfennig. —

Nach meiner Heimkehr ins Kreuz machte ich noch ein Geschäft mit dem Kreuzwirth. Er hatte mir mein Quartier in einer „Dépendance" seines Gasthofs, im ehemaligen Amthaus von Vöhrenbach gegeben, wo ich ganz allein wohnte. In meinem Zimmer hing ein Spiegel mit reizendem Zopf-Rahmen. Den Emblemen nach zu schließen, stammte das alte Möbel aus dem ehemaligen, benachbarten Kloster Villingen. Ich wollte es dem Wirth abkaufen, des Rahmens halber, und wir kamen überein, daß ich ihm ein Buch von mir dafür gebe, welches er bereits von einem Dritten leihweise erhalten und gelesen hatte, aber gerne zu eigen besäße. So gab ich den Spiegel meiner Studentenzeit für einen alten Klosterspiegel, wobei der Vortheil auf meiner Seite war.

Ehe wir am kommenden Morgen das Waldstädtchen verließen, führte uns der Hotelier in die renommirte Fabrik von Musikwerken von Imhof & Muckle, die ihren Handelsitz in London hat. Der eine der Fabrikanten besorgt die Fabrikation, der andere den Verkauf in London. Herr Imhof, der in Vöhrenbach residirt und viele Jahre in England gelebt hat, ein Mann von hervorragender Bildung und äußerster Gewandtheit in der Rede, ist der erste Arbeiter seines Geschäftes, d. h. er

komponirt und setzt die meisten Walzen der Musikwerke selber.

Ich merkte, daß hier die Technik und Mechanik, aus naheliegenden Gründen, die Fortschritte nicht gemacht haben wie in der Uhrenfabrikation. Die Hauptsache, das Setzen der Walzen, wird eben stets Handarbeit bleiben, wie beim Setzen von Schriften. Herr Imhof hatte gerade eine Drehorgel mit dem üblichen Figurenspiel vollendet, die ein Geschenk abgeben soll für den König Bell im Kamerungebiet. Ich kann mir lebhaft die Freude denken, welche der wilde Häuptling an den nach der Musik tanzenden Puppen haben wird. Möge ihm von den Europäern nie schlimmer mitgespielt werden, als die Schwarzwälder Drehorgel ihm aufspielt!

Da ich meinem Vetter versprochen hatte, alle seine Güter zu besehen, so galt es heute, in südlicher Richtung, hoch oben auf einem Waldplateau den letzten Hof zu besuchen. Die Sonnenwirthin von Schönenbach, in jener Gegend daheim, war von meinem Vetter eingeladen worden, und unser Wagen nahm in Schönenbach die „Wälderin" auf, die heute mit ihrem feinsten Strohhut sich herausgeputzt hatte.

In dem Städtchen Furtwangen, ebenfalls im Bregthale freundlich gelegen, wo zuerst die feinen Uhren, die Regulateurs, gefertigt wurden, und das heute noch schwunghafte Fabrikation betreibt, hielten wir nur so lange an, bis Freund Konstantin einen Studienfreund, den Notar, begrüßt hatte. Ich ließ mir indeß einige Erinnerungen durch den Kopf gehen an die Zeit, da ich als Student nach Furtwangen kam vom Kinzigthal herauf und mit einem Kommilitonen, der aus einer Hütte der Gegend stammte, die Uhrmacherwerkstätten besuchte und in den

Bergen gen Triberg hin umherirrte von einer Hütte zur andern, wo er überall Vettern und Basen hatte.

Hinter Furtwangen führt der Weg in steilen Windungen aufwärts bis zur „Neuen Eck", wo das Plateau und sein höchster Punkt erreicht sind. Einsam steht hier das Luftkurhaus zur „Stadt Freiburg", aber zu allen Fenstern heraus schauen fremde Gäste, als unser Wagen anfährt. Auch hier alles besetzt; ein ganzes englisches Mädchenpensionat hat sich sogar auf diese luftige Waldhöhe gemacht, um Alt-Englands Nebel zu vergessen.

Unweit von diesem Kurhaus beginnt der Hof, mit dem mein Pensum zu Ende sein sollte. Es galt hier, für mich wenigstens, das Sprichwort: „Der letzte ist der beste." Denn oberhalb des Hofes, auf einem kahlen Weideplatz, hatten wir eine Fernsicht, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sie umfaßte die Höhen des gesammten rechten Rheinthales von Freiburg bis Basel und den Schwarzwald bis zu den fernen Höhenzügen bei Bonndorf, alles im duftigen Morgensonnenschein.

Wie glücklich wäre ich, nur dieses eine Hofgut zu besitzen, das aus seinen Waldungen so viel trägt, daß der Besitzer sich eine kleine Villa zur Sommerresidenz erbauen und für sich allein Luftkur machen könnte inmitten seines Eigenthums! Und doch nimmt sich derjenige, dem es heute gehört, nicht Zeit und Muße, um auch nur zwei Tage auf dieser herrlichen Höhe auszuruhen und sich seines Lebens zu freuen. Und wenn er seine prächtigen Waldbäume sieht, so schaut er nur an ihnen hinauf, um zu überlegen, ob sie in diesem oder im folgenden Jahre getödtet werden sollen. So sorgt der liebe Gott dafür, daß die Leute, die's haben, es oft nicht genießen können, damit es keinem zu wohl wird auf dieser armseligen Erde.

Die zwei Tage über, da ich die schönen Besitzungen meines Vetters Karl besichtigte, hatte ich überhaupt oft mit Habsucht und einem, wenn man so sagen darf, wohlwollenden Neide zu kämpfen. Ich gönnte von Herzen meinem besten Jugendfreunde seinen reichen Besitz und freute mich für ihn, aber dabei konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, den ich auch aussprach: „Du hast vierzehn Jahre studirt, drei Examina gemacht und es an irdischen Gütern zu nichts gebracht. Dein Freund Karl hat lediglich die zu unserer Zeit elende Volksschule absolvirt und ist aus eigener Kraft Großgrundbesitzer geworden. Wer hat besser und erfolgreicher studirt?“ Man könnte auch hier das Wort Goethe's anwenden:

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Grün ist nur des Lebens gold'ner Baum.

Was nützt alle Theorie, alles Studium?! Je mehr man darin leistet, um so mehr sieht man ein, daß man nichts weiß, der Hunger und der Durst werden immer stärker. Der Praktiker Karl aber macht aus grünen Bäumen Gold.

Aber tröste dich, lieber Musensohn, sagte ich mir, auch der reiche Waldbesitzer kann nicht genug bekommen, glaubt immer noch, er habe nichts, und seufzt täglich mit Leporello:

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts, was mir Vergnügen macht!

Wie oft dachte ich in diesen Tagen an die Zeit, da mein Vetter und ich als Knaben für seinen Vater, einen Metzgermeister, aufs „Gai“ gingen, um Lämmer und Böcke zu kaufen. Damals gab uns der alte Serafin sechs Kreuzer mit auf den Weg als Zehrgeld für eine Tagereise über Berg und Thal. Wir nannten nichts unser Eigenthum als die armseligen Kleider, die wir

trugen, die Stöcke in der Hand und — den Sechser. Und glücklicher als Könige, lustig und sorgenlos, singend und pfeifend, kletterten wir von einem Berghof zum andern. Und heute steht der eine reich, grau, lebensmüde, ruhelos und abgearbeitet über seinen Wäldern, und der andere kann ihm, das Geld abgerechnet, al pari die Hand reichen. So ist das menschliche Leben, es will nicht „genossen", sondern „überstanden" sein, wie ein bekannter Philosoph so wahr sagt.

Nur einer von uns dreien, Freund Konstantin, war unentwegt heiter. Er rief heute alle Echos im Walde laut vor Lust und Freude. Er ist jung und sieht noch den Himmel voller „Baßgeigen". Wir wollen ihn, so Gott will, in zehn Jahren wieder fragen.

Am Nachmittage fuhr Karl von der „Neuen Eck" nordwärts der Heimath zu, Konstantin und ich nahmen mit dem Reichspostwagen unsere Richtung durch das wildromantische Simonswälder Thal nach dem Breisgau. Am Abend waren alle drei an Ort und Stelle.

Mein letzter Besuch im Schwarzwald fällt vier Jahre später, als der eben geschilderte, und da er mit der ersten Herausgabe der „Dürren Blätter" zusammenfällt, will ich einiges davon noch anfügen.

Ich reise nicht leicht wieder dahin, wo ich schon gewesen, und drum suchte ich mir diesmal eine neue Schwarzwald-Tour auf. Es gibt ja im Schwarzwald so manches Thälchen und manchen Berg, die selbst geborene

Schwarzwälder nicht kennen. Hab' ich doch in diesem Frühjahr unfern der Heimath ein Thal gefunden, von dem ich nie gehört, und darin Menschen, wie ich sie am Ende des 19. Jahrhunderts im deutschen Reiche nie geahnt hätte.

Ich will zuerst davon etwas erzählen, ehe ich meine Sommer-Tour skizzire.

Es war im Monat Mai. Die Kirschbäume blühten, die Vögel sangen, und die Menschen waren überall munter an der Arbeit, als ich von Lahr aus das Schutterthal hinauffuhr, um am Ende des Thales über die Berge einen neuen Weg zu wandern, hinüber ins Kinzigthal und zur Schneeballen-Wirthin nach Hofstetten.

Am Fuß der Berge angekommen, meinte mein Kutscher, der von mir beabsichtigte Gebirgsweg sei der weitere. Er rathe mir, durch den „Durebach“ hinaufzugehen. Da der Rosselenker von „Lohr“ war, wo Biederkeit wohnt, und Geßler hieß, wie der kritische Schwarzwald-Dichter am „Altvater“, so glaubte ich ihm aufs Wort, entließ ihn und schritt das enge, sonnige Thälchen hinein.

Nur drei Bauernhöfe haben sich in diesen einsamen, tief eingeschnittenen Bergriß eingenistet. Beim zweiten wusch eine Bäuerin eben Kartoffeln im Brunnentrog. Sie fragte ich, an einer Wegscheide stehend, nach dem rechten Pfad auf den Gaisberg. Sie selber, obwohl kaum eine starke Stunde davon weg, konnte mir keine Auskunft geben. Die Frau weiß nur den Kirchweg nach Schweighausen und Welschensteinach und den Marktweg nach „Lohr“. „Aber,“ meinte sie, „mi Bruoder, der Engel, kann Euch Uskunft gä, der wohnt im obersten Hof.“

Eine halbe Stunde bergauf, und ich hatte den Hof erreicht. Aus der Scheuer trat ein älterer Bauersmann, einen Sester Mehl in den Händen. Obwohl er nichts

weniger als einem Engel gleich sah, dachte ich mir doch sofort: „Das ist der Engel vom Durebach!“ Und als ich ihn so anredete, stellte er sein Mehl auf die Erde und freute sich königlich, daß ich seinen Namen schon wisse. Aber er wurde alsbald neugierig und wollte auch den meinen kennen.

„Herr,“ sprach er, „wer sinn Ihr, und wo kommet Ihr her in unser Thal?“ — Ich sah keinen Grund, mich zu verleugnen, und nannte ihm meinen Stand und meinen klassischen Geschlechtsnamen. Da griff der Engel mit der einen Hand nach dem Hut und mit der andern meine Hand und redete also: „Was, Ihr seid der Hansjakob? Euch wär' ich schon stundenweit nachg'laufen, um Euch a mol zu sehe, un jetz hab' i's Glück, daß Ihr uf mi Hof lauft!“

Ich fragte ihn, warum er sich denn so freue, und bekam eine Antwort, die mich hoch erfreute. „Ich bin schon a mol igsperrt gsi[1]) und Ihr au. Derno[2]) hab' ich Euer G'fängnißbuoch glese und siterher[3]) denkt, wenn i nu au a mol den Hansjakob könnt sehne.“

„Un jetzt laufe Ihr mir uf de Hof“, war sein wiederholter Freuden-Refrain. Ich aber dachte, wenn die badische Justiz selbst den „Engel im Durebach“ nicht verschont hat, so kann ich's ihr nicht verübeln, wenn sie mich schwarzen Unhold zweimal gefangen setzte.

Der Engel aber rief jetzt laut nach Weib und Kind, nach Jung und Alt, damit sie „den Hansjakob b'schaue“. Und sie kamen, des Engels Weib und Kinder, die letzteren zahlreich wie der Sand am Meer; denn der Engel im Durebach hat zwölf lebendige Kinder.

---

[1]) eingesperrt gewesen. [2]) hernach. [3]) seither.

Aber auch sein Mitengel kam mit Gefolge vom Felde heim — es nahte der Mittag — und allen ward ich vorgestellt. Kirschenwasser wurde geholt und kredenzt im Kreise, der sich um den eingesperrten Pfarrer gebildet — alles vor dem Hofe, unter blauem Maienhimmel und neben blühenden Bäumen.

Und nun erfuhr ich, was nie in meine Seele gedrungen, trotzdem ich nur vier Stunden vom Durebach daheim bin, erfuhr, daß der Engel Haus und Hof mit einem zweiten Bauer theilt in vollständigem Kommunismus und dabei im tiefsten Frieden.

Beide sind verheirathet, beide haben Kinder, aber beide bewohnen tagsüber mit ihren Familien nur eine Stube, essen an einem Tisch, bearbeiten gemeinsam die Güter, und was an baarem Geld eingeht, wird redlich getheilt. So haben sie es von ihren Eltern überkommen, und so führen sie es fort. Der Engel ist alt, der Mitengel jung, jener hat erwachsene Kinder, dieser kleine, aber, wer arbeiten kann, arbeitet, und wer es nicht kann, lebt von der Arbeit der andern.

An Sonn- und Feiertagen geht, was laufen kann, ein und eine halbe Stunde weit über die Berge nach Schweighausen oder Welschensteinach in die Kirche; sonst kommt selten jemand aus dem Thälchen hinaus. Die „Lohrer“ sind dem Engel zu „gescheidt“ — zu denen geht er nicht gern; wer was kaufen will, muß auf den Hof kommen; in die Stadt fahren und seine Waare feil halten, das thut der Engel nicht.

Ich kam mir unter diesen weltfernen, friedlichen Engelsmenschen vor, wie Saul unter den Propheten, und ich mußte glauben, daß es noch glückliche Menschen gebe in unserm irdischen Jammerthal.

Eben war der jüngste Knabe des Engels auf Krücken dahergehumpelt das Thälchen herauf aus der Schule. Aber auch dieser Krüppel sah heiter und glücklich aus. Und als ich ihm ein Geldstück schenkte, strahlte er vor Freude.

Ich nahm herzlichen Abschied von diesen friedlichen Sterblichen. Der Engel ließ es sich nicht nehmen, mich noch eine Strecke bergauf zu begleiten, um mir den rechten Weg zu zeigen. Doch bald ging ihm der Athem aus; er wollte immer reden, doch sein Asthma hinderte ihn. Ich zwang ihn deßhalb zur Umkehr, nachdem er mir „von Weitem" durch die Buchen und Felsen mein Ziel erklärt hatte. Er dankte noch vielmal, daß ich ihm auf den Hof gelaufen, und wir trennten uns mit dem Versprechen des Wiedersehens. —

Oben auf der Höhe des Gaisbergs angekommen, traf ich einen alten Mann, der tiefathmend auf einem Steine saß. Neben ihm lag ein „Stumpen" Kartoffeln, den er eben mühsam das Welschensteinacher-Thal heraufgetragen. Er ist mehr denn siebzig Jahre alt, arm, wie eine Kirchenmaus, muß alles kaufen, nur „das Weihwasser in der Kirche" nicht. Da hat ihm ein Bauer auf dem Gaisberg gratis ein Stück Feld angewiesen, damit er Kartoffeln daraufsetze. Die Saat hat er zusammengebettelt im Thal drunten, und jetzt will er sie setzen, damit er zu essen habe im Winter.

Der Frühling, die herrliche, große Natur ringsum läßt den Mann kalt, er kämpft mit dem Dasein und ist in seinen alten Tagen mit harter Mühe und Arbeit belastet. Ich war eben aus dem Thale des Friedens heraufgestiegen, wo der Engel von Durebach haust, und um im Glauben an Menschenglück nicht zu sehr befestigt zu

werden, saß mir der alte Mann am Wege und zeigte mir des Lebens Kehrseite. —

Auf dem Gaisberg war ich in bekanntem Revier. Da kam ich als Student bisweilen herauf mit dem „Doktor“ von Haslach, und vom Gaisberg kamen jene weißen Kalksteine auf die Landstraße der Heimath, jene Steine mit den Blumen-Abdrücken „vorweltlicher“ Pflanzen, die wir als Kinder bewundernd von den Steinhaufen zusammenlasen.

An ihn schließen sich die „Hallen“ an, eine sterile Hochebene mit dem Schutt und Geröll der Moränen aus der Eiszeit. Und an diese erinnerten sie mich heute noch. Tiefer Schnee lag an einzelnen Stellen, während drunten im Durebach die Bäume blühten. Von ihnen aus öffnet sich der Blick weit hinab ins Kinzigthal und seine Seitenthäler. Vor mir lag „der Hessenberg“, und ich sah heute nach mehr denn vierzig Jahren wieder die Hütte des „Hessen-Bernhard“, in der ich den ersten Honig in meinem Leben gegessen. Am Fuße des Hessenbergs erblickte ich den Hof des „Wolf-Mathis“, wo unsere Magd Luitgarde, eine meiner ältesten Kindes-Erinnerungen, später Bäuerin war.

Eine einsame Hütte stund am Weg, ein Bauersmann, in Gestalt und Physiognomie an die Keltenzeit erinnernd, vor ihr. Er staunte nicht wenig, als ich ihm die Gehöfte dort drunten mit Namen nannte, den Wolfenhof, den Marxenhof, den Moghof und den Finsterhof, und nach den alten Bauern fragte.

Was mir aber den Mann noch über den Engel von Durebach setzte, war sein absoluter Mangel an Neugierde. Obwohl er staunend mich ansah, als er hörte, wie ich die vergangenen Bauern, die er alle besser ge-

kannt als ich, nannte, fragte er doch nicht, wer der Fremdling sei, der sich so daheim zeigte auf den Hallen.

Die Einsamkeit macht die Menschen in sich verschlossen, die Welt und das Weltleben aber „wunderfitzig“ und neugierig. Der alte Kelte kam mir vor, wie ein alt-griechischer Philosoph, der das „Nichts bewundern“ befolgt.

Die gleiche, wohlthuende Bemerkung machte ich im Weitergehen über „die Höhe-Häuser“, der „Breitebene“ zu. Die Menschen, welche auf dem Felde arbeiteten, sahen kaum von ihrer Arbeit auf, obwohl höchst selten „ein fremder Mensch“ hier durchpassirt.

Dort drüben lag die Heidburg, unter ihr „die Hochmunde“, wo Hugo, der Knecht, mich einst hingeführt, meine erste große Weltreise. Ueberall, wo ich hinschaute, heimelte es mich an, und die Erinnerung an die Kindeszeit verklärte mir die Höhen und die Hütten noch mehr, als die liebliche Maiensonne es that.

Und als wollte alles, was Jugendzeit bei mir heißt, heute zusammenkommen auf diesen Bergen, traf ich auf der Breitebene des „Roser-Hansen-Hof“. Ich erkannte ihn am Taubenschlag, aus dem ich anno 1849 Tauben geholt, am gleichen Tag, als drunten im Thal die Preußen einrückten und der jungen Haslacher Freiheit ein Ende machten. Ich fragte eine Anzahl Männer, die im Felde arbeiteten, ob das nicht des Roser-Hansen-Hof wäre, und ob der Roser noch lebe.

Da kam aus der Schaar der Roser selber, dem ich Zehnjähriger damals Tauben abgekauft, da er noch zwanzig war, und stellte sich als noch lebend vor. Seine Söhne, die mit ihm an der Arbeit waren, hatten mich

im Herschreiten schon erkannt von der „Kapuziner-Versammlung in Hasle“ her.

Er hat aber längst keine Tauben mehr, der Roserbur. Der „Vogel“ hat sie ihm immer wieder geholt oder ein böser Nachbar sie weggeschossen. Ich aber konnte ihm melden, daß ich immer noch in der alten Taubeneinfalt lebe und Tauben halte.

Wir beide waren alt geworden. Er hat Söhne und Töchter stark von Art, und die jüngste, die Afra, hält nächstens Hochzeit, drunten in den Schneeballen, und er lud mich ein dazu. Ich hab' Wort gehalten einen Monat später und die Hochzeit mitgemacht und die schöne Afra gesehen mit der gold'nen Flitterkrone und die Freude des Alten und hab', was mich am meisten gefreut, Hugo, den Knecht, getroffen, den ich seit mehr denn dreißig Jahren nicht gesehen, getroffen als Hochzeitsläder und Ehrengast. —

Dem alten Roser hab' ich damals auf dem Berge Tauben versprochen, damit sein Schlag, der für mich ein Stück Lebens-Poesie birgt, wieder belebt werde. Und dann schritt ich bergab, Wohl und Weh' im Herzen ob der Erinnerungen, die auf der Höhe mich erfaßt.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich bei meiner Forellen-Freundin, der Helene, in den Schneeballen eintraf. Der Jörg aber, ihr braver Sohn und der brävste im ganzen Thal, servirte mir ein fürstlich Mahl.

Zwei Monate hernach, im Sommer 1889, bin ich wieder im Schwarzwald gewesen und zwar im nordöstlichen, den ich bis jetzt nur theilweise kannte. Ich hatte

in den Zeitungen gelesen, es sei bei Bühl ein neues romantisches Thal entdeckt worden, durch welches der Gertelbach in zahllosen Wasserfällen herabstürze und das jetzt zugänglich gemacht worden sei. Durch dies Thal auf die waldigen Höhen zwischen Bühl und Baden zu wandern, war mein nächstes Ziel.

Das Dampfroß und ein Wagen des Rabenwirths in Bühl hatten mich in vier Stunden von Freiburg aus an den Eingang des Gertelbachthales gebracht. Die neue „Entdeckung“ ist ein ganz enges, sehr steiles, waldiges Thälchen, eine gute Stunde lang. In allen möglichen Windungen und Fällen drängt und stürzt der Waldbach der Tiefe zu. Die Menschenhand hat mit vielem Geschick und großer Mühe Pfade gebaut über das Bächlein und an seinen felsigen Ufern hin.

Mir ist fast zu viel Kunst in der Anlage. Elegant und salonmäßig schlängeln und puzeln sich Stege und Wege an dem brausenden Gewässer hinauf. Der kleinen Brückchen sind offenbar zu viele; mehr denn zwanzig an der Zahl, sehen sie oft aus, wie die Sprossen einer Leiter, die an den Kaskaden hinauf will.

Hinter mir kam ein Knabe drein, den Wald herauf. Er schritt leicht wie ein Reh daher, trotzdem er Schuhe trug, die halb so schwer waren, als der ganze Mann. Es ist der Sohn eines Holzhauers aus dem Bühlerthal, der Vater hat den „Kostsack“[1]) und das „Arbeits-Geschirr“ gestern auf der Hundseck gelassen und kommt einige Tage nicht wieder dahin. Das soll der Leichtfüßige holen. Er hat heut' — obwohl die Uhr nach

[1]) Sack mit Lebensmitteln.

Mittag steht — noch nichts genossen, als eine Tasse Milch und ein Stück Schwarzbrod, ist aber kreuzfidel.

Ich benütze ihn gegen ein Trinkgeld, damit er auf der Hundseck einen Spätling zum Mittagessen anmelde. Er eilt bergan, und ich habe kaum die Hälfte des Weges zwischen den Wasserfällen und der Hundseck erreicht, so kömmt er mir wieder entgegen, mit Schaufel, Axt und dem Kostsack beladen, hat meine Ordre bestellt und schreitet mit der gleichen Eleganz bergab, wie vorhin bergauf.

Ich beneidete den Jungen um seine Leichtfüßigkeit und um seinen Humor bei Schwarzbrod und schwerer Arbeit. Der Glückliche kennt die „Kultur“ noch nicht und lebt hoffentlich auch nicht mehr, wenn sie in den Wäldern des Bühlerthales ihren Einzug hält und den Menschen ihre Genügsamkeit und damit ihren stillen Frieden raubt.

Ich traf übrigens diese Pandora, Kultur genannt, gleich nachher. Oben auf der Höhe hat sie schon begonnen, sich zu zeigen. Da steht mitten im Walde ein modernes Hotel, und drinnen sind die Kulturmenschen eingezogen und lehren langsam ihre Genüsse und ihre Weltanschauungen den Naturkindern, die, scheu wie Rehe, die modernen Dinge und Menschen auf diesen Waldhöhen betrachten und umkreisen.

Wie die kommende soziale Revolution von oben nach unten geht und man gesetzlich die Menschen zur Unzufriedenheit erzieht, so läßt sich auf dem Schwarzwald jetzt die Kultur zuerst auf den Gipfeln der Berge nieder mit ihren Sommerfrischlern und kommt von da in die Hütten und in die Thäler.

Bis unter die Ziegel waren alle drei Kurhotel, die ich heute nacheinander gesehen, Hundseck, Sand und Plättig, besetzt mit Kulturmenschen. Leute, die daheim in feinen Salons wohnen, begnügen sich hier zu Dritt mit einem Dachzimmer, glücklich, noch so viel Platz gefunden zu haben. Man könnte meinen, diese Kurhäuser wären lauter Archen Noas, in denen man der Sündfluth des Todes entgehe.

Ich möchte nicht umsonst in einem so überfüllten Hause wohnen; denn was nützte mir die gute Luft am Tage, wenn ich des Nachts nicht zum Schlafen käme in so unruhigen, dünn bewandeten Kurkasernen. —

Das „Diner“ war lange vorüber, als ich auf die Hundseck kam. Es wurde mir solo servirt. Ein Kurgast, der seine Verdauungscigarre rauchte, der Sprache nach ein „Pälzer“, setzte sich an meinen Tisch und erzählte mir unter gegenseitigem Incognito zwei Neuigkeiten. Einmal sagte er mir, es befände sich als Kurgast im Hause ein Hofprediger aus Berlin und zwar „derselbe, dem ein kaiserlicher Prinz vor einiger Zeit auf den Cylinder gesessen sei“.

Mich freute es, daß der betreffende Herr bereits genannt wird um der jugendlichen Thaten eines Prinzen willen. Es kamen mir da auf der Hundseck, ganz passend, einige byzantinische Anspielungen, die ich dem Unbekannten auch frei äußerte. Daß der Hofprediger den verunglückten Cylinder sich „zum Andenken“ ausbat, paßt vortrefflich für einen Hofprediger und kann ich einem solchen auch nicht verübeln.

Aber etwas anderes von diesem Herrn hat mir imponirt, daß er nämlich jeden Sonntag hier predigt und die Gäste aus allen drei Kurhäusern herbei-

eilen, um den berühmten Prediger zu hören. Da der Bergprediger als positiv gläubig gilt, so wundert mich der Zulauf doppelt, und ich bin fast versucht zu glauben, es seien unter den Zuhörern solche Mordspatrioten, die den Prediger nur sehen und hören wollen, weil ihm ein Prinz auf den Hut gesessen ist.

Der Hofprediger ging später durch die Stube. In seinem langen weißen Haar, auf dem ein kleiner Filzhut saß, hätte ich ihn für einen alten Münchner oder Düsseldorfer Künstler gehalten.

Im übrigen kam ich auf den Gedanken, es möchte vielleicht in Bälde angezeigt sein, daß die christliche Kirche Missionäre auf die Berge sende, um den Neuheiden da droben zu predigen. Diese scheinen auf diesen Höhen, wo alles die Größe der Schöpfung predigt, und losgelöst von der Welt, mehr als sonst aufgelegt zu sein zum Gottesdienst, und das sollte man benutzen. In löblicher Weise sind bereits neben einzelnen Kurhäusern des Schwarzwalds Kapellen entstanden.

Die zweite Neuigkeit, die mein Gewährsmann mir berichtete, war diese: „Der Dekan Lender von Sasbach sei mit zwei Herren vor einigen Tagen auch da oben gewesen.“ Das konnte ich kaum glauben. Ich hätte gewettet, mein alter Freund Xaver, der bewährte Land- und Reichstags-Sitzer, sei in den letzten 40 Jahren zum Vergnügen oder zur Bewegung nicht 50 Meter hoch gestiegen, und nun sollte er gar 1000 Meter gestiegen sein!

Wenn dem so ist, dann glaube ich, daß in Bälde die Menschen so massenhaft auf die Berge kommen, wie zur Zeit der Sündfluth, wenn selbst der Xaver diesem Sport zu huldigen beginnt.

Nach Tisch wanderte ich durch das waldige Hochplateau dem Sand und Plättig zu. Ich stellte mir eben so meine Fragen, ob die herrlichen Waldungen dem Staate gehören und von welch' katholischem Stift sie annexirt sein möchten, als der Chef der Staats-Domänen, Geheimer Rath Kilian, mit Familie mir begegnete. Obwohl wir uns gut kennen und der gegenseitigen Begegnung uns freuten, unterließ ich doch aus „Courtoisie", die heikle Frage über Annexion oder Säkularisation an ihn zu stellen.

Kaum hatten wir uns aber getrennt, so dachte ich wieder darüber nach. Es fiel mir vor allem ein, wie elegant der Staat sich auszudrücken versteht. Zur Zeit der Reformation nannte man die Wegnahme der rechtlich erworbenen Güter der katholischen Kirche „Einziehung", im Anfang des 19. Jahrhunderts „Verweltlichung" (Säkularisation).

Pius IX. hat einmal gesagt, man müsse den Worten ihre Bedeutung wiedergeben, aber der große Papst hat dabei nicht bedacht, daß dies gefährlich sei in manchen Gegenden. Wenn ein armer Teufel eines andern Hosen oder Stiefel „säkularisirt" oder „einzieht" — kommt er ins Gefängniß, verurtheilt vom gleichen Staat, der Millionen an Werth „säkularisirt" hat.

Uebrigens macht „das dumme Volk" seine eigene Logik in diesen Dingen. Die Bauern am Bodensee haben in den früheren Jahren in den säkularisirten Klosterwaldungen gerne gefrevelt und dazu gemeint: „Der Staat hat den ganzen Wald „ge—holt", und wir holen nur einzelne Stämme." Ich war damals noch nicht Pfarrer am schwäbischen Meere, sonst wäre ich in Verlegenheit gekommen, wenn ich gegen diese Logik hätte predigen müssen.

Es dunkelte bereits, als ich durch die prachtvollen Waldungen hinabgekommen war zum „Geroldsauer Wasserfall“, mit dem die Badener Weltgäste in Ermangelung eines größern und nähern sich begnügen, obwohl er nicht viel heißen will. Hier erwartete mich mit einer hocheleganten Equipage, wie sie einem Reichstagsabgeordneten geziemt, mein Freund Max Reichert und führte mich mit Blitzesschnelle in die Bäderstadt am Oosbach.

Der Promenadeplatz war bereits feenhaft beleuchtet, und die elegante Welt lauschte der Abendmusik. Ich kam mir vor wie einer, der sich in Waldungen verirrt hat und nun plötzlich in einen Zauberpalast geräth, wo Feen, Nixen, Kobolde und Bergmännlein ihr Wesen treiben. Aber auch hier, wie droben in den Wäldern, alles „besetzt“ von Kurgästen und Sportsleuten. Das sonst so ruhige „Maison Reichert“ war übervoll. Es waren die Tage der großen Pferdehatz zu Iffezheim.

Den Staub am andern Tage schon von meinen Füßen zu schütteln und wieder hinauf zu gehen in die Wälder, das war mein erster Entschluß in der schlaflosen Nacht.

Gedacht, gethan! Nach acht Uhr des andern Morgens entführte mich der braune Normänner des liebenswürdigen Herrn Lorenz, eines alten Badener Bekannten, in leichtem Landauer der überfüllten Luxusstadt. Eine Stunde später, und ich stieg durch dunkles Tannengrün, in das die Morgensonne hereinblitzte, den „Schmalbach“ hinauf dem obern Murgthal zu.

Ich bin sonst am liebsten allein auf Spaziergängen; wenn ich aber in fremder Gegend wand're, treffe ich gerne eingeborene Leute an, von denen ich etwas erfahre,

und an denen ich die Menschen studiren kann. Diesmal hatte ich Glück. Ich war etwa eine halbe Stunde gegangen, als ein rüstiger, alter Bauersmann mich einholte. Er trug seinen Rock nebst einer Ledertasche am Stock über der Schulter und schritt leicht bergan. „Jetzt bekommen Sie Gespanschaft ins Murgthal!" rief er mir zu. Und da ich ihn willkommen hieß, führte er sich ein mit den Worten: „Dem Aussehen nach sind Sie ein Geistlicher. Ich bin auch ein religiöser Mann, ich bin Konrad, der Todtengräber von Bermersbach."

„Den Mann kannst du brauchen," sagte ich mir, „seine erste Rede verräth ihn." Wir wurden jetzt rasch gut Freund. Ich mußte meinen Ueberzieher, mein einzig Gepäck, auch an seinen Stock hängen, und so gingen wir in guter Unterhaltung den Wald hinauf. Bald kannte ich seine ganze Geschichte.

Er ist Holzhauer von Beruf und der Sohn eines armen Mannes, dem anfangs der fünfziger Jahre Hab' und Gut verkauft worden war. Damals wollte Konrad, der Sohn, nach Amerika und bat die Gemeinde um Reisegeld; was in jenen Tagen oft vorkam. Die Väter von Bermersbach aber meinten, er solle bleiben. Man kauft ihm das Häuschen der Eltern um 150 Gulden zurück nebst einigen Allmendfeldern mit der Verpflichtung, seine Eltern zu ernähren.

Der Konrad bleibt, wird Holzmacher und Accordant in den Waldungen der Stadt Baden. Auf einem einsamen Waldhof findet er seine zukünftige Frau und tritt abermal vor den Senat von Bermersbach wegen Heirathserlaubniß. Dieser räth, eine Bermersbacherin zu freien und keine Fremde. Der Konrad aber antwortet: „Eine, die was hat in Bermersbach, nimmt den armen

Konrad nicht, die im Wald droben aber bringt ihm dreihundert Gulden."

Diese Logik schlägt durch, und der Holzhauer heirathet. Nahe daran, ein gemachter Mann zu werden, überfällt ihn eine Krankheit. Sein Fuß wird steif, gekrümmt und schwindet. Kein Arzt hilft, weder der badische von Gernsbach, noch der württembergische von Loffenau.

Jetzt greift er zur Sympathie. An einem Pfingstsonntag sendet er einen Brief dem Sternewirth'l von Reichenthal, einem „versoffenen Mann", der längst keinen Sternen mehr hat und als Maurer arbeitet, aber sich vorzüglich auf Sympathie versteht. Der Sternewirth'l erscheint am Pfingstmontag, streicht unter Gebet den kranken Fuß, und der Konrad merkt sofort Besserung. Der Fuß muß nun mit Hundsschmalz und Tannenzapfenöl, auch mit Tropfwein behandelt werden. Aber es hilft, und der Konrad wird wieder ein gesunder Mann.

Der Sternewirth'l von Reichenthal wird so berühmt, daß der Dr. Faas von Gernsbach ihn mitnimmt zur Konsultation und dessen Bruder ihn nach Amerika verschreiben will als Arzt, aber die Gemeinde gibt den versoffenen Mann nicht ab. Vor einigen Jahren erst starb er, und der Konrad wird ihn nie vergessen. Der Sternewirth'l hat ihn wieder zu einem Mann gemacht. Er konnte von da an rastlos als Holzmacher arbeiten und ward nicht nur schuldenfrei, sondern besitzt noch 1200 Mark in der Sparkasse. Sein Haus hat er dem Sohn übergeben um 700 Mark, sich selber aber mit seinem Weib das Wohnungsrecht vorbehalten.

Aber jetzt ist ein neues Kreuz gekommen. Die Frau ist geisteskrank, sitzt stumpfsinnig in der Stube

herum seit Jahr und Tag, und ihn hat der Rheumatismus heimgesucht. Der Frau, sagt der Doktor, sei nicht mehr zu helfen, ihm aber hat er drei Dampfbäder verordnet in Baden drunten.

Am letzten Sonntag nun ist der Konrad über den Berg, um seine Kur zu machen. Aber gestern Abend ist ein Bericht gekommen, und der zwingt ihn, heute schon, nach dem zweiten Dampfbad, heimzukehren. Er ist, seitdem die Bermersbacher einen eigenen Kirchhof haben, seit 11 Jahren, Todtengräber. Gestern starb ein Kind, und dem muß er das Grab graben, drum eilt er unverdrossen die drei Stunden und darüber heim. Der Sohn hat im Wald nöthige Arbeit, die Nachbarn müssen heuen, der Konrad will's zudem niemand anvertrauen. Deßhalb läßt er die Badekur „im Stich" und will dem Kind ein „ordentlich, ehrliches Grab richten für 1 Mark 50 Pfennig".

Bei all' dem häuslichen Leid, bei seinen eigenen Schmerzen und der heutigen Chicane seines Amtes ist er „wohlauf und zufrieden". Holzmachen kann er nimmer, er ist zu alt dazu; aber im Sommer okulirt er Rosen, ist amtlicher „Baum-Veredler" des Dorfes, und im Winter macht er Schindeln.

Ueber ein Viertel-Jahrhundert hat er Holz gemacht. Er zeigt mir die Wege, welche er morgens und abends, zur Winterzeit mit der Laterne in der Hand, von und zu der Arbeit gewandelt, und erzählt, wie er gar oft den Edelhirschen begegnete und im letzten Winter noch bei seiner Hütte mit der Axt einen Eber erschlug.

Bisweilen hat er früher auch Pilze gesammelt, besonders die „Tannen-Henne", und sie den Herren nach Baden gebracht, die solche als eine „Nobeltät" gegessen hätten.

In einer Schutzhütte rasteten wir, ehe wir bergab stiegen. Ich theilte mit ihm mein Schinkenbrod, und er erzählte mir eine gar schöne Legende aus dem Leben Jesu, die mir fremd war: „Auf der Flucht nach Aegypten sei die heilige Familie einer ‚Nation Männer‘ begegnet, die Räuber gewesen seien. Schon wollten sie über die drei Flüchtlinge herfallen, als der Hauptmann der Räuber bemerkte, wie ein ‚Glast‘ (Glanz) von dem Kinde ausgehe. Dieser Glast habe ihn bewogen, die Fremdlinge friedlich in seine Hütte zu nehmen und zu bewirthen. Dort sei seine Frau gewesen mit ihrem vom Aussatze behafteten Kinde.“

„Die Muttergottes habe Badewasser für das Jesukind verlangt, dieses gebadet und hierauf der Räubersfrau gesagt, sie möge jetzt ihr Kind auch baden im gleichen Wasser. Sie habe es gethan, und alsbald sei das Kind vom Aussatz reingewesen.“

„Der Räuberknabe, der später seine Heilung erfuhr, ergriff das Handwerk seines Vaters und wurde auch Straßenräuber. Von den Römern gefangen, schlug man ihn mit Jesus von Nazareth ans Kreuz. Da habe er um das Haupt desselben einen ‚Glast‘ gesehen, wie einst sein Vater. Darauf habe er gerufen: ‚Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst.‘ So sei der Schächer ins Paradies gekommen.“

Diese Legende hat der Konrad in einem alten Buche gelesen. Er ist überhaupt ein großer Liebhaber vom Lesen, der Todtengräber von Bermersbach. Als ich ihn deßhalb im Weitergehen fragte, warum er, ein so beredter und belesener Mann, nicht im Gemeinderath des Dorfes sitze, da sprach er: „Herr, ich hab' ein zu g'läufiges Mul, und derlei Leut' sind nicht beliebt.“ Auf

18 Stimmen hat er's einmal gebracht, der Konrad, aber weiter nicht — wegen des „g'läufigen Mul's". Ich tröstete ihn damit, daß ich ihm sagte, es sei überall so, nicht bloß in Bermersbach, daß Leute, die ihr Herz auf der Zunge haben, es nie zu etwas Rechtem bringen.

Der Abstieg ging dem Ende zu. Die Tannen begannen sich zu lichten nach dem Murgthale hin. Jetzt meinte der Konrad, „er wolle mir keine Gewalt anthun", aber, ehe wir hinab kämen, möchte er mich auf den Schlangenfelsen führen, damit ich „eine Einsicht nähme" vom Murgthal. Ich folgte, und bald öffnete sich mir ein Ausblick, der mich in hohem Grade überraschte.

Ich habe sieben Jahre meines Lebens an der untern Murg, in Rastatt, verlebt, kam aber nur einmal ein Stück weit ins untere Thal hinein. In jener Zeit trugen wir Studentlein die paar Kreuzer Taschengeld ins Bierhaus und kamen damit höchstens bis Kuppenheim in die „Sonne". Die Natur zog uns nicht an, nur der König Gambrinus.

Die heutige Jugend, und das ist neben ihren vielen Blasirtheiten ein Vorzug, zieht viel mehr über Berg und Thal, macht Fahrten und Ausflüge, an die zu meiner Zeit keiner dachte, schon nicht aus pekuniären Gründen.

Drum sah ich heute vom Schlangenfelsen oberhalb Bermersbach zum erstenmal ins obere Murgthal und war ganz verblüfft ob seiner eigenartigen Schönheit. Dunkle Waldberge fallen steil in ein hochgelegenes Thal herab, unter welchen in tiefem, felsigem Rinnsal die Murg sich durchzwängt. Heitere Dörfer, hinter Obstbäumen versteckt, liegen auf den Höhen und erinnern durch ihre Lage an die Dörfer in den Apenninen.

Ich überzeugte mich bei meinem abendlichen Gang von Forbach bis Raumünzach mit jedem Schritte mehr, daß das obere Murgthal die Perle der größern Schwarzwaldthäler sei. Was es vor den andern allen auszeichnet, sind seine herrlichen Tannenwälder, die meist bis an die Sohle des Flusses herabfallen, angenehm unterbrochen von grünen Matten, und der stete Tiefgang des Flusses zwischen hohen Felsen.

Vom Schlangenfelsen herab zeigte mir der Konrad einen lachenden, sonnigen Kirchhof mit einer neuen Kapelle und sprach: „Dort ist mein Arbeitsfeld, und dort ruhen meine Gäste!" Und dann stiegen wir hinab ins kleine Bergdörfchen. An der zweiten Hütte blieb er stehen mit den Worten: „Ich will Ihnen die Ehre geben und mein Haus zeigen. Da wohnt Konrad, der Todtengräber! Und wenn Sie frische Milch oder Most wollen, so treten Sie ein!"

Ich blieb draußen und freute mich des heitern Häuschens. An allen Fenstern blühten rothe Geranien und Fuchsien, im kleinen Gärtchen noch Rosen neben den Astern, und nebenan summten Bienen vor ihren Strohkörben.

Hier nahm ich Abschied vom Todtengräber, der diesen Nachmittag dem Kind das Gräblein gräbt, es morgen begraben hilft und zudeckt und übermorgen wieder über den Berg zieht, um sein drittes und letztes Heilbad zu nehmen.

Trotzdem der Wackere eine geläufige Zunge hat, und ich ihn immer wieder um seine Verhältnisse fragte, hat er mit keiner Silbe mich gefragt. Es genügte ihm, daß ich „dem Aussehen nach ein Geistlicher" war, und ich sagte ihm auch nichts weiter. So schied ich von ihm incognito,

versprach ihm aber später einmal ein Buch zum Lesen zu schicken und bat ihn um seine Adresse. Schreiben Sie nur, meinte er, „Konrad Roth, Todtengräber in Bermersbach".

Wir drückten uns die Hände. Er ging in seine Hütte, und ich schritt langsam durchs Dorf hindurch. Was mir auffiel, waren dessen schön gepflasterte Straßen, wie ich sie noch in keinem deutschen Dorfe getroffen habe. Aber die Bermersbacher können sich diesen sehr vernünftigen Luxus erlauben. Sie bezahlen keinen Pfennig Gemeinde-Umlage, wie der Konrad mir schon erzählte; ihre öffentlichen Ausgaben bestreiten sie aus den umfangreichen Waldungen, die der Gemeinde eigen sind. —

Bei heißem Sonnenlicht mußte ich nochmal bergauf und bergab, bis ich an die Murg kam und über sie hinüber nach dem Dorfe Gausbach. Im „Waldhorn", auf einer kleinen Terrasse mit schönem Blick in die gewaltigen Felsen des Flußbettes, ward Mittag gehalten bei italienischem Landwein, was die Aehnlichkeit mit einem Dorf in den Abruzzen vermehrte.

Wo man in der Gegend, Thal aufwärts, guten Wein verlangt, wird einem ein „Affenthaler" kredenzt, ein Produkt von Wasser, mit dem ein herber Spanier oder Sizilianer verdünnt wurde und den die Weinreisenden als Affenthaler den Wirthen verkaufen. Die Rebleute im Affenthal aber sollten sich an den Reichstag wenden und verlangen, daß der Wein nicht bloß in Natur- und Kunstwein gesondert, sondern auch nach seiner Nativität bezeichnet und garantirt werden muß, sonst kömmt bei dem, der den Wein kennt, das Affenthal in Verruf.

Zum Dessert im Waldhorn erfuhr ich abermals eine Neuigkeit. Ich mußte sehr lange warten, bis die fer-

virende Dame kam, um mir die Rechnung zu machen. Als ich sie darüber zur Rede stellte, entschuldigte sie sich, sie habe müssen Kränze binden. Die armen Kinder der Ferienkolonie Karlsruhe seien hier zur Luftkur, reisten morgen wieder ab und sollten zum Abschied mit Kränzen gefeiert werden.

Ich gönne gewiß den Armen und besonders armen Kindern alles Gute, — aber daß man sie auch in die Luftkurorte des Schwarzwalds sendet, halte ich für einen gefährlichen Humanitätsdusel. Diese Kinder kommen nach kurzer Zeit „des Wohllebens“ wieder heim in ihre dumpfen Wohnungen, leiden Hunger oder wenigstens Mangel, werden später Taglöhner, Maurer- und Schlosser-Lehrlinge mit allen Entbehrungen und unzufriedene Menschen, weil sie einmal bessere Tage gesehen haben.

Die wenigen Wochen Ferienkur sind zudem nicht imstande, das vorhergehende und nachkommende Lebenselend und seine Folgen zu paralysiren. Sie verwöhnen bloß die Kinder und machen sie gelüstig.

Als Cyrus seine armen Perser gegen die wohllebigen Meder hetzen wollte, gastirte er sie flott, und dann sprach er: „So könnt Ihr's immer haben, wenn Ihr die Meder niederwerft!“

Wenn einst die Führer der Sozialdemokratie ähnliche Reden führen, so werden diese Ferienkolonisten dafür ein Verständniß haben in Erinnerung an die schönen Tage der Luftkuren, wo sie noch als Festgäste behandelt und bekränzt entlassen wurden.

Ich traf später die Schaar auf meinem Wege nach Raumünzach. Hinter ihr schwebten einige Lehrerinnen wie Sylphiden außer Dienst. Ich aber dachte abermals an

die Hyperhumanität des 19. Jahrhunderts. Man lasse körperlich elende Menschen und solche, die eine Familie nicht zu ernähren imstande sind, nicht heirathen, man führe die Welt zur Genügsamkeit zurück — dann braucht man keine Ferienkolonien. Aber das wären ja lauter Eingriffe in die persönliche Freiheit, die so hoch gehalten wird, und an der wir noch zu Grunde gehen! —

Tief am Nachmittag kam ich gen Forbach, wo der Ferdinand Späth, einst, da ich noch Student war, Vikar in Hasle, Pfarrer ist. Ich dachte mir immer dies Forbach als eine rauhe, wilde Wintergegend, nun sah ich es, von den Dörfern des Thales das schönste und heiterste, auf einem lieblichen Hügel liegen, sah die Villa des Pfarrherrn, die neue, große, wenn auch nicht tadellose Kirche, und ich dachte mir: „Wenn es immer Sommer wäre in Forbach, so möchte ich da Pfarrer sein."

Dem Ferdinand aber einen Tausch anbieten konnte ich nicht, da er, seinen nächsten Waldnachbar in Herrenwies zu besuchen, fortgegangen war.

Auf der Postagentur kaufte ich mir ein Billet nach Schönmünzach. Der Postagent hätte können Premierleutnant bei einem Berliner Garde-Regiment sein, so gemessen, selbstbewußt und taktvoll amtete er in seiner Stube und in seiner Reichs-Uniform. Das gefiel mir. Ein Lump, wer nichts auf sich hält, und wenn der Wer auch nur Postagent ist! Wäre ich Generalpostmeister, der Mann stürbe nicht in Forbach.

Weil er mir sagte, der Postwagen komme erst nach einer guten Stunde, ging ich den Weg voraus und bereute es nicht. Mit jedem Schritt durchs herrliche Waldthal kam mir immer wieder aufs neue die Bewunderung seiner Schönheiten.

Als ich nach weit mehr denn einstündigem Marsch an die Brücke der Raumünzach kam, war es bereits dunkel. Ich hatte da eben einigen fischenden Knaben meine Achtung gezollt, weil sie ihre Fischbehälter, sehr schön mit Tannenreis geschmückt, auf dem Rücken trugen, als der Omnibus mich einholte und aufnahm.

Stumm und still setzte ich mich zu den drei Passagieren, einem Studenten der Theologie, dem Aussehen nach, einem vermuthlichen Förster aus der Gegend und einer jüngern Frau, deren Mann draußen beim Postillon saß. Das weibliche Gebilde führte mit dem Förster das Gespräch. Zwei Redensarten von ihr haben mich auf der kurzen Strecke bis Schönmünzach höchlich gefreut.

Einmal meinte sie: „Es gibt doch nichts Langweiligeres, als den Weg durch dies Thal herauf.“ Ich habe an Naturschönheit in der Art kaum so was Schönes gesehen, und diese Eva findet das langweilig! Sie ist, wie sie sagte, von Saarbrücken, aus dem Steinkohlengebiet, und erklärt das romantischste der größeren Thäler des Schwarzwaldes für langweilig. Ich dachte: „Es ist wirklich schade, daß der gute, schwäbische Postillon solch eine Gans da heraufführen muß.“

Dann fragte sie: „Hier oben wird es wohl recht billig zu leben sein?“ Also um billiger zu leben, hat sie wohl diese langweilige Fahrt unternommen, sagte ich mir. Die Frau denkt wohl, die Leute in der Gegend seien so krank vor Langweile, daß ihnen aller Appetit verloren gegangen ist und sie mit Schmerzen warten, bis die Preußen aus Saarbrücken heraufkommen und die Forellen und Rehrücken verspeisen.

Hoffentlich hat sie der Posthalter von Schönmünzach, bei dem sie Quartier nahm, eines andern belehrt.

Der Oberförster oder was er sein mochte, war ein schrecklich höflicher Mann, er sagte zu allem „Ja".

In Schönmünzach sind wir auf württembergischem Gebiet. Auf der Post Kurgäste in Fülle, lauter gesunde Leute mit großen und kleinen Kindern. Ich brachte hier eine schlaflose Nacht zu, lernte am andern Morgen in dem Posthalter einen alten Offenburger Studio kennen und zog schon ziemlich früh weiter thalaufwärts. Das Thal ist immer noch romantisch schön: zwischen gewaltigen Granitfelsen drängt sich die Murg durch, überall freundliche Gehöfte an den waldigen Gehängen und an der prächtigen Straße hin.

Eines nur vermißte ich. Es kam kein menschlich Wesen aus der Gegend des gleichen Weges gegangen, an dem ich hätte Studien machen können. So zog ich einsam und alleine bis gegen das reizende Dorf Röth hin. Da fuhr ein leerer Holzwagen hinter mir drein. Der Fuhrmann schlief, und ich wollte ihn nicht stören. Bald kam ein zweiter Wagen, dessen Lenker wachte. Der sollte mir dienen, und ich setzte mich daher zu ihm auf den Leiterwagen, obwohl ich ihm ansah, daß er nicht recht begriff, wie ein Herr mit ihm fahren wollte. „Sie müsset halt so vorlieb nehmen," meinte er entschuldigend. „Bin in meinen jungen Jahren manchmal auf solch einem Wagen gefahren," antwortete ich ihm, „und werde es jetzt auch noch können."

Eine „wilde Kirsche" hatte ich keine gefunden. Der Mann war schon kultivirt. „Er ist drei Jahr Dragoner g'wä in Ludwigsburg", ist aus Buhlbach im obersten Murgthal, macht Jahr aus Jahr ein Holz im Wald oder führt solches thalab und thalauf. Er lebt ein

„herbes Leben“ und ist ziemlich gleichgiltig gegen des Daseins Leid und Freud.

Ich bringe keinen Funken Humor oder Poesie aus ihm. Drum steige ich in Reichenbach wieder ab, zahle ihm und seinem wieder erwachten Vordermann in der Sonne Bier und Cigarren, gebe ihm auch noch ein Trinkgeld und meinen Ueberzieher mit bis Baiersbronn, von wo beide ablenken den Quellen der Murg zu. „Heut' habet Sie a schlecht Fuhrwerk theuer bezahlt,“ sprach er, dankte und fuhr davon. Daß es mir nicht ums Fahren gewesen, verrieth ich ihm nicht.

Bei dem Dorfe Reichenbach erweitert sich das Thal, bleibt aber immer noch lieblich und malerisch. An den Ausläufern der sehr hohen, bewaldeten Thalgehänge lagern sich in mäßigen Entfernungen bis hinauf nach Baiersbronn zahlreiche, einzelstehende Bauernhöfe. Sie blicken hell und freundlich ins Thal herab, dem sie eine eigene Anmuth verleihen.

Das Dorf selbst gruppirt sich um das alte Kloster, dessen romanische Kirche heute noch, selbst in ihrer Verstümmelung, ein Kleinod bildet. Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert, erbaut von Abt Wilhelm von Hirsau, der ein Priorat hierher verlegte.

Was mich im ganzen, langen Thale von Schönmünzach bis Freudenstadt angenehm berührte, war die Freundlichkeit der Leute, die, auf den Feldern an der Arbeit und in den Dörfern, ohne Ausnahme das schwäbische „Grüß-Gott“ mir zuriefen — mir, von dem einmal eine berühmte Protestantin sagte, ich gliche im Aeußern „dem fanatischen Ketzerrichter Peter Arbues“. Und doch sind die Menschen überall hier zu Land,

das kleine Schönmünzach ausgenommen, durchweg protestantisch.

Württemberg hat eben keinen Kulturkampf gehabt, die Konfessionen leben im Frieden, und drum gilt dort ein katholischer Geistlicher selbst bei Protestanten noch mehr, als bei uns.

Um die Mittagszeit traf ich im Dorfe Baiersbronn ein. Es liegt oberhalb des Forbachs, der von Freudenstadt herzieht, unweit von seiner Mündung in die Murg, die hier aus ihrem weithinauf sichtbaren Quellthale herabkommt.

Baiersbronn ist der Sitz der Verwaltungsbehörde des größten Gemeinde-Bezirks des Landes Württemberg. Dieser erstreckt sich mit zahllosen Weilern und Höfen vom Kniebis bis zur Hornisgrinde und hat nach der offiziellen Oberamtsbeschreibung einen Umfang von über sechzehn Stunden.

Drum saß auch oben am Mittagstisch im Ochsen ein gebildeter Schultheiß, ein junger Mann mit Zwicker; ein gewöhnlicher Bürger könnte diese Riesen-Dorf-Gemeinde nicht beherrschen. Dieser Mittagstisch, an dem ich als ganz stiller Esser theilnahm, war mir in verschiedener Richtung interessant. Der Oberamtmann von Freudenstadt war da, wie es schien, auf Ortsbereisung. Der junge Schultheiß präsidirte als Stammgast, dem Oberamtmann aber hatte man seinen Platz in der Reihenfolge der Ankömmlinge angewiesen, er saß unten neben mir.

Wenn im Badischen ein Oberamtmann in ein kleines Städtchen oder in ein Dorf kommt, so beeilen sich Wirth und Gäste, dem Mann den Ehrenplatz zu reserviren. Ein Bürgermeister gar würde es als Majestätsverbrechen

ansehen, wenn er oben am Tisch säße, der Bezirksregent aber unten.

Aber das ist die Macht der Bureaukratie in einem Land, wo man am meisten Phrasen macht über den freien Bürger und die Selbstregierung des Volkes!

In der Nähe von Baiersbronn wird eine neue, große Landstraße angelegt. Deßhalb waren einige Ingenieure und Baumeister bei Tisch, lauter junge, frische, intelligente Männer, deren Wesen mir außerordentlich gefiel, nachdem schon Schultheiß und Oberamtmann meinen stillen Respekt erhalten hatten.

Gegen Ende des Mahles kam ein weiterer Gast, der protestantische Pfarrer von Baiersbronn. Ich glaubte baumfest, es wäre ein katholischer Landdekan, und erst, als ich merkte, es sei der Seelsorger des ganz protestantischen Dorfes, änderte ich meinen Glauben. Ich wünschte, daß alle katholischen Dekane so würdig klerikal gekleidet wären und so hochintelligent in die Welt schauten, wie dieser Landpfarrer von Baiersbronn. Sein offenes, geistreiches, biederes, joviales Schwabengesicht machte mir den Mann ungemein sympathisch, und wenn ich auf Reisen nicht ein so stummer Beobachter wäre und „das Vorstellen" nicht so haßte, hätte ich mich gern dem Mann genähert.

Es war drückend heiß geworden, und ich bestellte mir für den mühsamen Weg nach Freudenstadt einen Einspänner, staunte aber nicht wenig, als ein kaum zehnjähriger Knabe mit einem jungen Pferd daher fuhr und mich einlud einzusteigen. Sein Vater müsse Heu machen, sein älterer Bruder sei in der Realschule, und nun dürfe er fahren. Die Schneid und die Zuversicht, mit welcher

der Kleine seine Sache vortrug, gefielen mir, und zur Noth bin ich auch noch ein alter Kutscher.

Gleich nach dem Wegfahren bemerkte ich, daß er ja nicht einmal eine Peitsche habe. „Schauet Sie," meinte er, „dees isch a so a feins, nobels Rößli, dees isch wie a Lämmli, un lauft mir ohne Goasel!" Dann erzählte er, wie er im Frühjahr mit dem Rößli und mit zwei Obstweibern ins Badische gefahren sei über die Berge, nach Oberkirch, um Kirschen zu holen, und wie er dann einmal g'nug Kirschen gegessen habe.

Er kannte und grüßte jedermann, der des Wegs daherkam, zeigte mir, während wir oben am Berg hinfuhren, alles in der Gegend und wies auch hinab nach den uralten Bergbau-Stätten Friedrichsthal und Christofsthal drunten am Forbach. Dazu fuhr er flott vorwärts, so daß wir früher, als ich geglaubt, die Paßhöhe, auf welcher Freudenstadt liegt, erreichten.

Ich hatte deßhalb noch Zeit, die protestantische Stadtkirche zu besehen, ehe der Zug abging. Aber Johannes Gottlob, mein Fuhrmann, begriff das nicht. „Jetzt habet Sie das Fuhrwerk bezahlt bis hinab an den Bahnhof und wollet scho vor der Stadt aussteige und in die protestantisch Kirch und seid a katholischer Herre!" Ich belehrte den kleinen Schwaben über beides. Er ließ mich aussteigen, wendete sofort um und fuhr mit seinem „feinen, noblen Rößli" bergab, nachdem er unter „Dank und B'hüet Gott!" seine Wollmütze abgenommen hatte.

Was ein rechter Schwabe werden will, dachte ich, der zeigt sich bei Zeiten. Ich meinte schon lange, die Schwaben hätten, wie die Italiener, von Natur aus mehr geistige Begabung, als andere Europäer, und der kleine Baiersbronner hat mich aufs neue darin bestärkt.

Es sind gerade zweiundzwanzig Jahre, daß ich zum erstenmal vom Renchthal her über den Kniebis nach Freudenstadt gestiegen kam.

Das luftig gelegene Städtle verdankt seine Entstehung bekanntlich dem Herzog Friedrich I., der für die von Erzherzog Ferdinand in Kärnthen und Steiermark vertriebenen protestantischen Bergleute in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts einen Tannenwald lichtete. Er hoffte von ihnen eine neue Belebung des Bergbaus im Forbachthale. 1599 begann der Bau der Stadt, die 1602 schon 80 Häuser zählte und einen am 13. Juli dieses Jahres „eingeweihten“ Galgen. Schon ein Jahr zuvor war der Bau der Kirche begonnen und 1608, wo man bereits über 2000 Einwohner zählte, vollendet worden.

Mit dieser Kirche hat die Renaissance ihren ersten Einzug auf dem Schwarzwald gehalten. Sie mußte sich aber, weil die Bauleute noch nicht auf sie eingeübt waren, außen auch noch Gothik gefallen lassen. Im Innern herrscht sie vor.

Die Stuccatur-Bildwerke an den Emporen und an der Kanzel sind nicht ohne Kunstwerth und bedürfen nur der Restauration, die eben im Gange ist, um solchen noch mehr zu zeigen.

Mehr Werth haben der romanische Taufstein aus dem 11. Jahrhundert und ein gothisches Krucifix in Lebensgröße, beide dem benachbarten Kloster Alpirsbach entnommen. Ich sah diese Kunstwerke schon vor zweiundzwanzig Jahren, damals ohne Verständniß.

Der Krucifixus fesselte mich in hohem Grade. Störend und zum Lächeln reizend war nur die Erklärung des Kirchendieners: „Auf dieser Seite sehen Sie den letzten Hauch des Sterbenden und auf der andern

den Sterbenden im Tode." In Wirklichkeit zeigt auch das Haupt, je nachdem man sich stellt, merkwürdig die verschiedenen Züge des Sterbens und des Todes. Und der Mönch von Alpirsbach, der es geschnitten, war ein Künstler von Gottes Gnaden.

In neuerer Zeit wurde der Krucifixus, wohl von einem hiesigen Anstreicher, gefaßt, und diese Anstreicherei ist geradezu grauenhaft liederlich. Ein solches Kleinod der Kunst sollte man nicht eine Stunde lang so „verschmiert" lassen.

Sonst wird die Kirche von Freudenstadt von Nicht-Kunst-Verständigen besucht wegen der „Merkwürdigkeit", daß die männlichen und weiblichen Besucher des Gottesdienstes einander nicht, beide aber den Geistlichen sehen können. Die Emporen laufen wie zwei Flügel in einem rechten Winkel in der Mitte der Kirche zusammen, während die Kanzel und der Altar vor der Spitze des Winkels sich befinden.

Es ist dies eine den Bau verunstaltende, wohlgemeinte Spielerei, die heutzutage in unsern modernen Städten ganz unnöthig wäre. Die Gefahr, daß die gebildeten Geschlechter des 19. Jahrhunderts in der Kirche sich zu viel angucken, ist geschwunden. Es wäre jetzt viel angezeigter, die Theater so zu bauen, wie die guten alten Freudenstädter ihre Kirche gebaut haben. —

Freudenstadt ist mir von einem Strahl der Sonne meiner Kindheit vergoldet. Vor vierzig Jahren kamen auf die Wintermärkte Haslachs, wie heute noch, die Tuchscheerer und Messerschmiede von dort und hielten ihre Einkehr in meinem Elternhaus.

Wenn dann frühmorgens die ernsten, bärtigen Männer mit ihren großen Schildkappen in die Stube traten und es

hieß, sie seien die ganze Nacht hindurch über den Kniebis gefahren, so kam mir „das Freudenstadt“ vor wie eine zauberhafte, verwunschene Bergstadt, und ich sah an den biederen Schwaben hinauf wie an Menschen aus einer andern Welt. —

Aber noch eines will ich erzählen von den alten Freudenstädtern. Obwohl durchweg protestantisch, hatten die Bürger ehedem die Sitte eingeführt, jeden durchreisenden Kapuziner über Nacht zu behalten und zu bewirthen. Das war aber so gekommen: Als 1639 die Franzosen und Weimarer die Stadt plünderten, wollten sie den protestantischen Stadtpfarrer Jürg Stöffler aufhängen, weil er ihnen die versteckten Kirchengefäße nicht herausgab. Der schwedische Feldpater, ein Kapuziner, trat aber für ihn ein, und sie schenkten dem Pfarrer das Leben. Seitdem wurde jeder Kapuziner, der in Freudenstadt sich blicken ließ, gastirt. Respekt davor!

Jetzt fürchten die Württemberger, wie die Badenser, außer Gott längst auch die Jesuiten und die Kapuziner, und dies ist der Schwaben Achillesferse. In dem Punkt sind sie gerade so gescheidt, wie die liberalen Schwaben in Baden.

Als ich aus der Stadt weg den Berg hinab zum Thal stieg, wo der Bahnhof steht, wunderte ich mich nicht mehr, warum der wackere Johannesle von Baiersbronn mir den heißen, schattenlosen Abstieg hatte ersparen wollen. Ich gedachte nochmals mit Freuden des klugen Schwaben-Bübleins.

Die Welt ist, seitdem das Dampfroß auch auf die Berge gestiegen ist, nahe beisammen. Man fährt in vier Stunden vom nordöstlichen Schwarzwald bis hinauf ins obere Breisgau, vom Kniebis bis an die Ausläufer des Feldbergs.

Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich unterhalb Freudenstadt, bei Alpirsbach und Schenkenzell, zum erstenmal im Leben ins oberste Kinzigthal kam. An der Kinzig geboren, an der Kinzig die gold'ne Jugendzeit verlebt und noch nie an ihrer Quelle gewesen, dessen schäme ich mich heute in meinen alten Tagen. Doch erst wenn wir alt werden, lernen wir ja die Jugendzeit und alles, was mit ihr zusammenhängt, schätzen. So beschloß ich denn, heuer noch, sicher aber, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, im kommenden Frühjahr die Quell-Thäler der Kinzig zu durchwandern. Ich hätte es sofort gethan, aber ich hatte zwei Nächte nicht geschlafen und war matt und müde.

Es war über vier Uhr Nachmittags, da ich Freudenstadt verließ, und schon vor neun Uhr Abends schritt ich meiner Wohnung zu in der Dreisamstadt, aufs neue überzeugt, daß der Schwarzwald überall schön wäre — wenn die Kulturmenschen in seinen Wirthshäusern einen schlafen ließen.

Eine Rundreise.

1886.

Zu den lobenswerthen Fortschritten unserer Zeit gehören zweifellos die kombinirbaren Rundreisebillete. Sie reizen einen förmlich zum Kombiniren und zum Reisen. Hat man einmal das Kursbuch und die Eisenbahnkarte vor sich, so will man bei den billigen Preisen und den lockenden Linien gar nicht aufhören zu kombiniren, bis einige Hundert Kilometer beisammen sind.

So kömmt fast jeder weiter, als er will. Und das ist von Nutzen; denn je weiter man reist, um so mehr sieht und lernt der Mensch und kann was erzählen, wenn er heimkömmt. Drum vivant die kombinirbaren Rundreisebillete! Sie haben es auch unsereinem angethan, daß er dieses Frühjahr für 105 Mark eine große Rund-Fahrt gemacht, die er nun allhier skizzirt wiedergeben möchte.

Die erste Station ward in Baden-Baden gemacht. Sie ist zu allen Zeiten schön, selbst in der „Saison morte“, die hügelige, von dunkeln, hohen Waldbergen umrahmte Bäderstadt mit ihren zahllosen Villen, in denen Men-

schen aus allen Himmelsgegenden sich des Lebens freuen. Aber diesmal sah ich sie im Wonnemonat Mai, wo alle Blumen springen und alle Vöglein singen, und da war sie denn, vom alten Schloß herab gesehen, zauberhaft schön, die „Aurelia Aquensis“.

Mitten im jungen, hellgrünen Buchenwald stund dunkel das alte Gemäuer der stattlichen Ruine, und die Aeolsharfen klangen noch auf den Mauerkronen, wie vor mehr denn dreißig Jahren, da ich als junges Studentlein ihnen lauschte.

Sinnend lehnte heute ein Mann, an der Grenze zwischen Jugendzeit und Mittelalter, an dem alten Gestein neben den Aeolsharfen. Er mochte darüber nachdenken, daß die wechselnden Jahre seine Jugend so schnell hinausgetragen hätten in das uferlose Meer der Zeit, wie die Aeolsharfen ihre Töne ins Oos- und Rheinthal. Beim Nahen meiner Tritte schaute er aus seinen Träumen auf, und jetzt erkannte ich ihn.

Es war Freund Bär, ein junger, genialer Künstler, den ich vor zwei Jahren in Freiburg kennen lernte, dessen geistreiches, lebhaftes Wesen mich bis zur Freundschaft anzog trotz der Verschiedenheit unseres Alters und unserer religiösen Anschauungen. Er wollte in Badens Thermen Heilung suchen für seinen Rheumatismus, den er sich als deutscher Krieger in Ehren geholt im Feldzug gegen die Franzosen, nicht ahnend heute, daß der Tod ihn bald ganz von seinen Leiden befreien würde.

Er gehörte zu den wenigen eigentlichen „Badegästen“ Badens; denn in diesem Weltbad finden sich meist Gesunde zusammen, um das Leben zu genießen, was ihnen und namentlich den Einwohnern der Stadt zu gönnen ist. Denn Gesunde geben mehr fürs Leben aus, als

Kranke, und das Ausgeben und Einnehmen spielt ja die Hauptrolle im menschlichen Verkehr.

Die meisten Bäder der alten Römer, und zu diesen gehörte Baden-Baden, waren bekanntlich auch nur Luxusbäder, in denen man gelegentlich sich badete und wusch, während das Dolce far niente und der heitere Lebensgenuß die Hauptrolle spielten.

Ich erinnere nur an das Bajae der Römer am Golf von Neapel. Hier kamen die Konsuln, Prokonsuln, Imperatoren, Prätoren, Legaten und Ritter des unermeßlichen Reiches zusammen, um sich von den Strapazen in den entlegenen Provinzen zu erholen und das vielfach erpreßte Geld zu verprassen, während drüben in Capri der Cäsar Hof hielt.

Heute kommen die Gründer, Bankiers, Spekulanten in die alten Römerbäder Germaniens und ruhen ebenfalls aus auf ihren — Lorbeeren.

Aber auch in der Aurelia Aquensis haben die Römer sich getroffen: Die am Rhein und in Gallien stationirten höheren Offiziere, die Beamten, die Reichspostmeister an den Heerstraßen hin; auch der Hof mag von Trier herauf bisweilen hier Station gemacht haben, wie heute der deutsche Kaiser.

Allerdings stund damals der Kiosk noch nicht, in welchem heute die Kapelle Könnemann konzertirt, auch das Friedrichsbad existirte nicht; aber sicher haben die Herren Römer ebenso gut sich amüsirt und gerade so elegant gebadet, wie wir, oder richtiger gesagt, viel besser, weil ihr Kulturleben zur Zeit, als die Aurelia Aquensis aufkam, ein weit verfeinertes war, als selbst unser heutiges.

Meiner Wohnung im „Maison Reichert“ nach zu

schließen, hätte man glauben können, ich sei auch einer von den Reichen dieser Welt; denn der Hausherr, mein liebenswürdiger, alter Freund Max, hatte mir zwei Salons zur Verfügung gestellt, die in der „Saison“ pro Tag mehr kosten, als unsereiner im Monat aufbringen könnte.

Aber eine „vornehme Wohnung“ thut einem armen und armseligen Schriftsteller auch einmal gut. Man kommt sich vor, wie ein nasser Gassenspatz in einem mit Federn belegten Schwalbennest und dünkt sich selbst vornehmer. Es wächst der Mensch nicht bloß mit seinen höhern Zielen — sondern auch in einem neuen Rock und in der noblen Garnitur eines Zimmers.

Ich stolperte einsam und unbeachtet unter der vornehmen Badewelt und der behäbigen Bürgerschaft der Stadt herum, und doch hab' ich seiner Zeit auch ein Scherflein zur neuern Geschichte Baden-Badens beigetragen. Ich habe 1872 als Landbote den Bericht der Budget-Kommission gefertigt zur definitiven Aufhebung der Spielbank und im Namen der gleichen Kommission die ersten Summen zum Bau des Friedrichsbades gutgeheißen und genehmigt.

Für ein besonderes Ehrenamt galt aber, was ich gleich bemerken will, damals die Uebertragung des Bade-Budgets nicht. In der Regel bekam es ein Neuling im Staatshaushalt, der Ungeschickteste der Kommission, und der war ich, und nur ein Zufall brachte die wichtige Aufhebung der Bank während meines Bade-Konsulats. —

Von Baden fuhr ich in die Residenzstadt Karlsruhe, meine Lieblingsstadt in Süddeutschland mit ihren geraden Straßen, ihren sentimentalen Eichen im Schloßgarten, ihren lebenslustigen, gemüthlichen Bürgern, ihren streb-

samen Beamten und ihren guten Mittagstischen. Aber nur von einem Zug auf den andern genoß ich die liebe Stadt, machte zwei ministerielle Besuche, aß und trank im „Geist“, weckte Erinnerungen an vergangene Zeiten und ließ mich dann vom Schnellzug in die nächste Residenz tragen.

Man könnte meinen, unsereiner reiste nur auf „lateinische Zehrung“, wenn ich berichte, daß ich auch in Stuttgart vornehme Gastfreundschaft genoß, wie in Baden-Baden. Ich wohnte im Kriegsministerium bei dessen Chef, General von Steinheil. Allein ich bin, zu meiner Ehre sei's gesagt, kein Freund vom „Schinden“ und „Schmarotzen“, und es muß mir eine Einladung sehr gut gefallen, bis ich sie annehme.

General von Steinheil, der, wie seine nächsten Familienangehörigen, schon mein Gast war, hatte mich eingeladen, auf dem Durchweg doch nicht an Stuttgart vorüberzufahren. Der Herr General ist zudem von einer Liebenswürdigkeit, Biederkeit und Hochherzigkeit, wie sie mir in dieser herzgewinnenden, anspruchslosen Form bei einem Manne von der Stellung nur noch einmal im Leben begegnet sind.

Ich freute mich ordentlich, wieder mit diesem Mann zusammen sein zu können. Des Tags über besorgte er sein mühevolles Amt, und am Abend saßen wir beisammen, wie die alten Deutschen, und tranken eins, und redeten, wie's Männern geziemt.

Sein Schwiegersohn, Hauptmann Sprandel, ein vieljähriger Gast meines kleinen Häuschens am Bodensee, gab den Tag über, soweit sein Dienst ihn frei machte, mir das Geleit durch die Schwabenresidenz, von der ich im ersten Theil der „Dürren Blätter“ schon erzählt habe.

Doch sah ich diesmal außerhalb der Stadt zwei Schöpfungen des verstorbenen Königs Wilhelm, den Rosenstein und die Wilhelma, die beide mich außerordentlich überraschten.

Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es anfangs der zwanziger Jahre möglich gewesen wäre, aus dem Wust, in welchem unsere Baukunst damals lag, mit einemmal solch ein herrliches Landhaus im römisch-antiken Styl herzustellen, wie diesen Rosenstein.

Man mag mir von der jetzt wieder so hoch kultivirten Renaissance noch so viel Schönes sagen, mir gefällt das rein Antike, wie es in diesem einstöckigen Bau vor mich hintrat, in seiner ganzen, edlen Einfachheit weit besser.

Was mich schon in Pompeji so sehr gewann für die Bauart der praktischen Römer, ist der Umstand, daß sie sich auf ein Stockwerk beschränkten für Wohnhäuser, und diese so wohnlich, bequem und heimisch ausstatteten als möglich. Wir bauen Kasernen, in denen einer dem andern auf dem Kopf herumtrampelt vom untern Stock an bis hinauf zum Mansardenbewohner.

Durch kleine Rosenwälder und schattige Alleen vom Rosenstein getrennt, treffen wir am Fuße des gleichen Hügels, der dies römische Landhaus trägt, die Wilhelma, ein kleines maurisches Schloß mit Dependancen, die durch Colonnaden mit dem Hauptgebäude verbunden sind. Mir wäre aber der Rosenstein lieber; er ist viel einfacher, freier und edler, während die Wilhelma finster, vornehm und despotisch aussieht, wie ein maurischer Kalife.

Die Gartenanlagen mit ihren gestutzten und dressirten Hecken imponirten mir nicht. Wo die Natur zu

sehr verkünstelt wird, da wird sie einfältig und geckenhaft. Sie wirkt hier gerade so leblos, wie die todten Thiergestalten, die allenthalben im Grase herumliegen.

Am andern Tage, Sonntag, wollte mich der Herr General nach dem zwei Stunden von der Stadt entfernten Lustschloß Solitude führen, wo einst Schiller, durch den dieselbe so „berühmt“ wurde, als Karlsschüler wohnte. Allein es trat kaltes Regenwetter ein. Ich ging mit dem Hauptmann in den sogenannten „Stadtgarten“ von Stuttgart. Dieser ist ein lucus a non lucendo, viel zu klein für eine so bedeutende Stadt und etwa groß genug zu einem Kindergarten für das betreffende Stadtviertel.

Uebrigens bereute ich es nicht, ihn betreten zu haben. Ich traf darin die zwei bedeutendsten homöopathischen Aerzte der Stadt und wohl auch des Landes, die Doktoren Rapp und Stiegele. Den letztern kennen wir von der Waldburg her, und den erstern hatte ich einmal auf einer Bodenseefahrt kennen gelernt. Beide sind Anhänger eines gewissen Spiritismus, den ich an Aerzten immer viel höher halte, als den üblichen Materialismus. Dr. Rapp ist dabei eine so fein- und tiefgeistige Erscheinung, daß er mir vorkam wie ein alter „Seher“ von Gottes Gnaden, und seine Prognosen zeugen sattsam von seiner Sehergabe.

Ich brachte den Abend in der Familie meines Freundes Stiegele zu, d. h. bei ihm und der zarten, goldlockigen Frau „Amelie“, und freute mich, zu sehen, wie der junge Homöopath noch immer der alte Sanguiniker ist und für alle Novitäten auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und des Spiritismus schwärmt und mit ihnen experimentirt. Manchmal hat er mich früher auch

angesteckt, wie es ein Sanguiniker beim andern gerne thut und seinen Zweck leicht erreicht.

Leider war trotz des kalten Wetters draußen in unserm Doktor-Salon am Stadtgarten nur eine homöopathische Dosis von Wärme. Ich erkältete mich und trug einen Schnupfen und Katarrh von Stuttgart weg, der mich die ganze Reise über nicht verließ, sehr belästigte und in meinem Humor beeinträchtigte. Denn bekanntlich sind wir armselige Menschen trotz unseres Denkerstolzes und unserer Philosophie selbst von einem Schnupfen abhängig.

Einen Abend brachte ich auch mit meinem Hausherrn bei meinem militärischen Cicerone und der Frau Hauptmann zu. Die beiden bewohnen eine herrliche Villa auf einer Anhöhe oberhalb der allzu gothisch blühenden Johanniskirche mit einem reizenden Ausblick auf die Stadt. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß der Hauptmann weit eleganter ausgestattet sei in seinen Appartements als sein Schwiegervater, der General und Kriegsminister. Aber das ist der Fortschritt der Kultur, eine Generation überbietet die andere in feinem Lebensgenuß, bis endlich die Kultur alles ausgesaugt hat und die Unkultur beginnt. Dann geht die Scala wieder abwärts bis zu der Stufe, auf welcher die Menschen in Europa wie ehedem unter Zelten wohnen, und die Männlein in Ziegen- und die Damen in Schaf-Fellen einherwandeln.

Ich habe einmal über dem Gastzimmer eines alten, schwäbischen Klosters die Worte gelesen: „Post tres dies vilescit piscis et hospes“, d. h. nach drei Tagen ist ein Fisch und ein Gast nichts mehr werth. Seitdem bin ich nie mehr als drei Tage irgendwo als Gast ge-

blieben, so sehr hat jene alte, treffende Mönchsregel mich beeinflußt. In solchen Dingen hat das Volk den richtigen Instinkt. Kein Bauersmann wird länger als zwei Tage irgendwo bleiben. Bei den bessern und gebildetern Ständen ist es Mode, auf recht lange einzuladen und recht lange zu bleiben. Kaum ist aber der Gast einige Tage im Hause, so heißt es zwischen dem Hausherrn und der Frau: „Wenn nur die oder der wieder fort wäre; es ist eine wahre Last.“ Wenn dann aber der sehnlichst fortgewünschte Gast wirklich geht, bedauert man, daß er so frühe fort wolle. So verlogen und heuchlerisch sind die Kulturmenschen!

Ich fuhr am vierten Tage München zu. Daß man mit dem Schnellzug immerhin noch einen halben Tag braucht, um von Stuttgart nach Isar-Athen zu kommen, behagt einem schon nicht mehr. Deßhalb lobe ich mir die „Blitzzüge“, welche der Ungeduld des heutigen reisenden Menschen allein noch für einige Jahre genügen.

Ich logirte mich in München im „Hotel Detzer“ ein, dessen Besitzer einst als Posthalter von Tegernsee mein Gastwirth gewesen war, und der zu den seltenen Hoteliers gehört, die einem wirklich zur Unterhaltung dienen. Es gibt in der Regel kaum etwas Lästigeres, als das Gerede eines Wirths an seinen Gast. Aber der heutige Besitzer vom schwarzen Adler in der Kaufingerstraße ist mein Mann, dem ich den ganzen Tag zuhören, und über dessen „brillanten“ Redensarten ich alle Kunstschätze und Bierkeller der Stadt vergessen könnte.

Der Mann hat eine Pfälzer Zunge und ein altbayerisches Herz, verbunden mit allen Eigenschaften des Schlaumeiers, der seine Gäste nicht umsonst unterhält. Er schildert die Sehenswürdigkeiten, die Tagesereignisse

und die hohe Politik des Landes in einer so drastischen, originellen und hochkomischen Art, daß ich mich jeweils schwer von ihm trennte, um meinen sonstigen Verpflichtungen in München nachzukommen.

Wenn ein Berliner der Art von seiner Residenz redete, käme es einem prahlerisch und abstoßend vor, die großen Reden unseres Hoteliers wirkten dagegen ungemein anregend und im höchsten Grade unterhaltend.

Mein erster Besuch galt den Künstlern Zimmermann, Vater und Sohn, alten, lieben Freunden. Ich traf beide in ihren Ateliers. Der Sohn vollendete eben ein Bild für die Ausstellung nach Berlin, Jesus und die Fischer, für das er seither mit der goldenen Medaille bedacht wurde — während der Vater ein Genrebild ausarbeitete, ein Fach, in dem er Altmeister ist.

Prinz Luitpold, der jetzige Reichsverweser, ist kein seltener Gast in diesen zwei Ateliers, und erfreut sich namentlich der jüngere Künstler seiner besondern Gunst.

Mit diesem wanderte ich sodann in die neue Pinakothek, wo ich zum erstenmal meines Begleiters „Geburt Jesu" sah, das zum Besten gehört, was die Neuzeit in dieser Richtung geschaffen hat. Es ist, ohne Uebertreibung gesagt, ein Bild, würdig des Pinsels eines Correggio.

Was mich an den neuen Malern nicht entzückt, ist ihr Realismus und ihr Naturalismus, der namentlich hervortritt bei Bildern religiösen Genres. Mein Freund Ernst, der auch eine wundervoll gemalte Madonna schuf, nannte sie bezeichnend nur eine „Mutter mit dem Kindl". Und ähnlich ist's bei allen neueren Heiligen-Bildern, es fehlt ihnen die Hauptsache — die Heiligkeit.

Ein weiterer, auffallender Zug der neuesten Malerei ist, daß sie alles aufs Kolorit legt. Die frühern großen

Meister unseres Jahrhunderts, Overbeck, Cornelius, legten alles auf gute Zeichnung; jetzt sind Zeichnung und Motiv Nebensache und die Farbe die Hauptsache. Ich muß aber offen gestehen, daß mir, dem Laien, abgesehen von obigem Realismus, die Bilder der neuern Schule weit mehr gefallen, als die Werke eines Overbeck und Cornelius.

Mehr aber als die Gesammt-Leistung unseres Jahrhunderts sprechen zu einem die alten Meister, und wer aus der neuen Pinakothek in die alte schreitet, den muthet es an, wie wenn er aus einem geschmackvoll möblirten Privatsalon in einen gothischen Dom kömmt. Wenn ich es drastischer ausdrücken soll, so möchte ich sagen: Die alte und die neue Pinakothek verhalten sich in ihrer Wirkung auf die Seele des Beschauers zu einander, wie die Wirkung eines alten, goldenen Rheinweins zu der eines blassen Apfelmosts auf den Gaumen des Trinkers.

Selbst mein Begleiter, der modernen Meister Ersten einer, gab dies zu und erkannte die Alten als die ewigen, bis jetzt unerreichten Lehrer der Jungen an.

Einen Abend brachte ich in der heitern Isar-Stadt auch in der Künstler-Kneipe „Allotria“ zu. Meine künstlerischen Freunde führten mich durch viele dunkle Straßen und Gassen, bis wir an einen Platz kamen, den ich aus meiner frühern Münchener Studienzeit als den Dultplatz zu erkennen glaubte. Hier stund abseits in einem Winkel ein kleines Haus, nicht unähnlich einer zerfallenen Hütte.

Das eigentliche Kneiplokal, düster und matt erleuchtet, gleicht innen einer alten, längst verlassenen Kapelle, in der Zigeuner ihr nächtliches Lager aufgeschlagen haben. Daß die Sache im höchsten Grade malerisch aussieht, brauche ich nach diesen Andeutungen nicht weiter zu detailliren. . . . .

Um einen primitiven Tisch sitzen sie nun, die „Gesellen der malenden Kunst“, lauter poetische Gestalten im Negligé eines Sommerabends — aus allen Ländern deutscher Zunge.

Ich traf da manch' alten Bekannten und sah manchen Stern vom Künstlerhimmel Münchens. Unter ihnen auch den berühmten „Schwabenmaier“, Dichter und Maler, eine urbiedere Schwabennatur, in eigner Noth doch noch stets bereit, seinen Freunden zu helfen, eine Art Crispinus unter den Künstlern an der Isar. Auch einen engern Landsmann fand ich hier aus dem untern Kinzigthal, durch den seine „Vaterstadt“ Durbach noch so viel genannt werden kann, wie durch ihren starken Wein.

Es sind merkwürdige Leute, die Künstler. Betrachtet man ihren Anzug, die Ausstattung ihrer Ateliers und ihrer Kneipen, so findet man nichts von all' dem, was andere Leute schön finden. Alles ist wild, salop, ungeordnet — gegen die ersten Regeln von Harmonie und Schönheit. Ein Paar alte, verwetterte Lederhosen oder einen vom Regen verwaschenen „Loden“ finden sie schöner, als ein Rosenbouquet.

Bei alledem aber verkehre ich sehr gerne mit dieser Menschen-Sorte. Es sind durchwegs heitere, gerade Naturen, die nichts Pedantisches und Höfisches an sich haben.

Für den Fremden hat München zwei Anziehungspunkte: die Kunst und das Bier, während der eingeborne Alt-Münchner nur vom letztern redet. Ich habe denn auch der zweiten Berühmtheit gehuldigt und bin zwei Abende im Hofbräu-Keller gesessen. Es waren heiße Mai-Abende, alles saß im Freien. Ich machte mich in die geschlossenen Räume, wo einige greise Stammgäste ihre Krüge handhabten.

Man muß solch ein bemoostes Haupt bürgerlichen Standes in München sein Bier trinken gesehen haben, um einen rechten Begriff zu bekommen von der „Bierseligkeit“ dieser Menschen. Die Hände über dem dicken Bauch gefaltet während der Pausen von einem Trunk zum andern, das Auge andächtig und in zärtlicher Liebe auf den Krug geheftet, so weit die dicke, rothe Nase die freie Aussicht gestattet — sitzen sie da, wie Götzenbilder. Kaum ein Radi-Weib oder eine Zeitungsverkäuferin oder ein Kumpan, der mit seinem gefüllten Krug dahertroddelt und sich zu ihm setzt, vermag den Alten in seiner Beschauung einen Augenblick zu stören.

So gemüthliches Kneipen kennt eigentlich nur Deutschland und der Deutsche, der deßhalb auch überall Heimweh hat, wo es keine Kneipen gibt. Es sind nicht bloß die Tannen, die Linden und die deutschen Eichen, welche dem „Dutschman“ in Amerika und England Heimweh machen, es ist auch der Bierkrug und das Weinglas. —

München hat sich übrigens in den zehn Jahren, da ich es nicht mehr sah, nicht groß verändert, seine Straßen und seine Bierlokale waren damals ebenso belebt, wie heute. Eine Weltstadt wird es wohl nie werden, was ich ihm auch gar nicht wünsche.

Von all' den vielen Bekannten und Freunden von ehedem suchte ich nur einen einzigen auf, den P. Petrus im Franziskanerkloster. Der Pförtner war noch der gleiche Bruder, wie anno 1868, da ich zum erstenmal in das abseits des großen Verkehrs gelegene Kloster kam. Er beklagte es mit mir, daß sie im Kloster kein Bier mehr brauen dürfen, jenes Bier, das einst das beste war in München. Manchen Nachmittag saß ich dort, und hab' unter den braven Mönchen mein Glas

mitgetrunken. Tempi passati! Mir kann's heute gleich sein jenes Brauverbot des P. Provinzials, ich bin auch nicht sein Richter oder Rathgeber — aber in jenen Brautagen bekamen die Franziskaner Hopfen und Gerste von den Bauern beim Terminiren geschenkt, und die Armen der Stadt holten bei ihnen manch' Labetrünklein. Jetzt müssen die Patres das Bier kaufen, ob schlecht oder recht, und die Armen bekommen kein's mehr und die vielen guten Freunde des Klosters auch nicht.

Wenn ich einen Orden zu reformiren hätte, würde ich nicht bei Hopfen und Malz anfangen. —

Meinen Freund P. Petrus konnte ich nicht sprechen, er hielt eben Vorlesungen mit seinen Novizen und zwar so eifrig, daß er's nicht einmal hörte, als der Bruder Pförtner wiederholt anklopfte.

Ich redete noch etliches mit diesem über vergangene bessere Zeiten und wanderte dann melancholisch über die Klosterbrücke der Stadt zu. Ich sage melancholisch, denn als ich das Klösterlein und alles wieder sah, unverändert, wie vor 18 Jahren, meinte ich, es seien erst wenig Monate, da ich hier aus- und einging, und doch ist seitdem fast ein viertel Jahrhundert vergangen. —

Auch in der Kirche von St. Peter, wo ich in jenen Tagen täglich meine Andacht verrichtete, ward mir's schwer ums Herz. In der Sakristei — einen einzigen ausgenommen — lauter neue Gesichter. Meinen alten „Freund" Lambl, den Obersakristan von damals, haben sie längst begraben, diesen heitern, gemüthlichen Mann mit der Figur und dem Air eines Dompropstes. Wie manchen Morgen habe ich mit ihm die ganze Weltlage besprochen, und jetzt ist ihm Abend und Nacht geworden!

Nur den geistlichen Rath Dr. Westermaier sah ich

diesmal noch durch die Kirche schreiten, frisch und geistig hell, aber gebeugt von den Jahren, und in der Sakristei einen jungen Sakristan von ehedem, der aber jetzt auch grau geworden war und mich nicht mehr kannte.

Und mein Stübchen in der kleinen Gasse, die vom Marienplatz zu St. Peter heraufführt, im Hause d'Orville, schaute noch melancholisch auf die Straße herab wie einst. Aber die Menschen von damals sind fort. Längst fort namentlich der gute Hauptmann Rhomberg, mit dem ich da ein- und ausging, und den ich einmal begleitete auf einer heitern Dienstreise über Benediktbeuern nach dem Kochel- und Walchensee.

Ueberall trafen mich Erinnerungen an vergangene Tage und vergangene Menschen. Drum trieb's mich fort, schon am dritten Tage, Salzburg zu.

Wie im Juli brannte die Sonne, als ich am Mittag vom Bahnhof Salzburg in die Stadt fuhr, und diese Hitze ließ nicht nach, bis mein Rundreisebillet bis auf ein Blatt abgefahren war. Aber in Salzburg muß man recht froh sein um schönes Wetter; denn es ist bekannt als „Regenloch" schon von alten Zeiten her.

Im Hineinfahren merkte ich schon, daß die Neuzeit auch hier gewaltet in neuen Gebäuden und Straßen; allein drinnen über der Salzach war's noch das alte Salzburg wie vor bald zwanzig Jahren. Kein Haus und kein Geschäft hatte sich verändert, es kam mir vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen.

Im berühmten „Peterskeller" hätte ich gewettet, daß noch die gleichen Tische und Bänke dastunden, wie anno 1869. Dieser vielbesuchte Weinkeller kam mir jetzt etwas gar zu primitiv vor und steht mit seinem Inventar nicht höher, als eine Gartenwirthschaft in einem armseligen

Dorfe. Doch galt ihm nicht mein erster, sondern der letzte Besuch.

Am Nachmittag schon stund ich auf dem Kapuzinerberg, schaute nach Bayern, auf die Stadt und die herrlichen Berge, die sie zur schönsten deutscher Zunge machen.

Es ist in der That ein wunderschönes Städtebild, dies Salzburg, es vereinigt italienische Bauart mit deutscher Natur, es ist eine italienische Stadt in deutscher Landschaft.

Durch den Buchwald streifte ich weiter bis zum Franzisci-Schlößchen. Auch hier alles noch, wie damals, nur älter und baufälliger. Ich begreife nicht, warum ein so reizender Fleck Erde mit solch wunderbarer Aussicht in der Nähe einer Stadt von 25 000 Einwohnern nicht besser unterhalten wird. Dies einstige Lustschlößchen eines Fürstbischofs ist trotz des reichen Besuchs von Fremden, die daselbst auch gerne essen und trinken, elend verwahrlost.

Als ich auf dem Heimweg das Glockenspiel vom Dom her wieder hörte, heimelte es mich so an, als ob ich ihm erst gestern das letzte Mal gelauscht hätte. Der Dom selbst machte aber den großen Eindruck nicht mehr auf mich. Ich hatte seitdem in Italien schon gar Vieles gesehen, was ihn weit übertrifft.

Ueberhaupt interessirte mich, die Natur und Lage Salzburgs ausgenommen, diesmal nichts mehr, und ich beschloß deßhalb, am andern Morgen in der Frühe Neues zu schauen, und fuhr mit einem Extrawagen nach dem Königssee. Eine herrliche Fahrt bei lichtestem Sonnenschein in einen duftigen Maimorgen hinein. Ich glaube, wenn mein Katarrh mich nicht verhindert, ich hätte gesungen, so wohl war's mir ums Herz.

Am marmorreichen Untersberg hin, über Grödig und Schellenberg, ging's in die bayerischen Berge hinein; Felsen, alte Schlösser, grüne Alpen, lustige Bergwasser wechseln malerisch ab das Thal hinauf. Gleich oberhalb Schellenberg schauen der große und kleine Watzmann von ferne herein und beherrschen fortan den Ausblick mit ihren weißen Kuppen und ihren schneeigen Felsrippen.

Wir lassen das auf einer Anhöhe reizend gelegene Berchtesgaden rechts liegen und eilen dem See zu. Aber beim Hin- und beim Zurückfahren ruht unser Auge wohlgefällig auf dem vielbesuchten Badeort, der einem freundlichen, modernen Berg-Städtchen gleicht und von weitem verräth, daß viele Fremde da ihren Sommeraufenthalt nehmen.

Zwei Stunden vor Mittag war ich am Königssee und einige Minuten nach der Anfahrt schon in einem Nachen, um in das tiefgrüne Wasser hineinzufahren. Was mir am meisten gefiel an diesem schönsten Berg-See in deutschen Landen, ist seine ruhige Abgeschiedenheit zwischen majestätischen, hochaufsteigenden Kalkfelswänden. Ich weiß nicht, was mich mehr fesselte, die stillen, von keinem Windhauch berührten Wasser oder die stummen, gewaltigen Felsen, die wie gigantische Wächter dieselben einschließen. Bisweilen springt ein Gletscherbächlein sprühend über die Felswände dem See zu oder die Bootsleute feuern gegen die Steinwälle eine Pistole ab, um die Echos wachzurufen — dann gibt's einen Moment Leben in diese Einsamkeit, die alsbald wieder mit doppelter Macht auf einen wirkt.

Ungemein angenehm war es mir, daß die zwei Bootsleute stumm waren wie die Fische. Kein Wort

kam über ihre Lippen den ganzen See hinauf, und wenn ich sie fragte, fiel die Antwort so knapp als möglich aus.

Am Ende des Sees angekommen, legten sich die schweißtriefenden Fergen auf einen großen, bemoosten Stein unter Zwergtannen und fingen alsbald an zu schlafen, während ich über die schmale, steinige Landenge zum kleinen „Obersee“ hinüberging. Hier ist die Ruhe noch imposanter, die Felswände sind noch steiler, die Einöde noch wilder. Die „Teufelshörner“ ragen hoch über die Wassereinsamkeit hervor, und wie Silberfäden rinnt von ihnen das Gletscherwasser an einer mehr denn 2000 Fuß hohen Felswand herunter in das stille Wasserbecken.

Als ich mich umwendete, meinen Bootsleuten zu — stund der Watzmann in seiner ganzen Breitseite und Gewalt vor meinen Blicken, sonnenbeglänzt und schneeglitzernd, wie ein Mahnzeichen des Allmächtigen, um uns zu erinnern, wie klein wir sind und doch wie groß solch' leblosen Riesen gegenüber.

Auf der Rückfahrt wimmelte der See schon von schießenden und johlenden Fremden, und ich war froh, so unbeschrieen meine Fahrt durch diese stille Natur gemacht zu haben.

Meine Ruderer hatten gearbeitet wie die Löwen, ohne jede Aufforderung lautlos sich in Schweiß gebadet, zwei ernste, starke, wetterbraune Männer, wie das bayerische Hochgebirge sie gerne aufweist. Beim Aussteigen fragte ich den Schiffsherrn, der am Ufer unser wartete, nach der gewöhnlichen Trinkgeldtaxe. Die schien mir aber so niedrig und so armselig für diese Arbeit bei der Temperatur von heute, daß ich, obwohl zu den Armen dieser Erde gehörend, jedem der Männer das Vierfache der Taxe gab mit dem freudigen Bewußtsein, brave

Menschen belohnt zu haben. Jetzt lächelten sie dankbar, der einzig heitere Strahl, der seit den vier Stunden, da ich um sie gewesen, über ihre harten Züge gegangen war.

Es kam mir das eigene Gelüste, vielleicht auch wachgerufen durch die kolossale Hitze des Tages, diesen wunderbaren See einmal im Vollwinter zu sehen, wenn das Eis seine stillen Wasser noch stiller gemacht hat, die alten Tannen, die auf der einen Seite ihn umrahmen, voll Duft hängen, die schroffen Felswände in silbernem Eisharnisch erglänzen, die Bootsleute als Holzhacker über den See wandeln, und ihre Axthiebe als Echos schallen über diese wunderbare Winter-Landschaft hin.

Ein ganzes Heer von Droschken umstand das Wirthshaus „zum Königssee", als ich in dasselbe eintrat, und das dienende Dirndl sagte mir, es kämen im Sommer deren bis vierzig und mehr täglich. Weil zuerst angekommen, fuhr ich auch zuerst wieder ab. Unterwegs, vor Berchtesgaden, wurde Halt gemacht und ein „Steinsäger" in einzeln stehender Hütte besucht, der die sporadischen Marmorsteine des Watzmann sammelt, sägt und polirt, ein mühsames Geschäft. Ich bestellte mir zwei solcher Steine als Briefbeschwerer.

Es gibt so viele Dinge, bei denen der Mensch die Natur verunstaltet, wenn er ihr nachhelfen will, beim Marmorpoliren ist das nicht der Fall. Hier zeigt uns erst die Menschenarbeit, was die Natur Herrliches produzirt hat.

Bei Berchtesgaden wollte mein Fuhrmann mich animiren, zu thun, wie alle Reisende thäten auf dem Rückweg vom Königssee, in das Salzbergwerk hinabzusteigen und seine Grotten und seinen See zu beschauen, ein Rath, dessen Befolgung bei der Hitze und bei meinem Katarrh für mich eine doppelte Narrheit gewesen wäre.

Weiter unten im Thale sollten die Pferde restaurirt werden. Ich schlug dem Kutscher, der ohnedies viele Anlagen hatte, bei dem warmen Wetter an jeder der zahlreichen Wirthschaften eine Halbe zu trinken, vor, mir gemüthlich hintennach zu fahren, während ich zu Fuß das herrliche Gebirgsthal an der rauschenden Alm hinabwandern wollte.

Ein kleines Mägdlein gesellte sich bald zu mir. Es kam über einen Steg vom andern Ufer des Almbaches herüber, um weiter unten im Thale bei einer Bäuerin „eine Milch" zu holen. Das Kind gehörte einem armen Schuster oben im Berg, der so arm war, daß er inmitten von Wiesen und Alpen nicht einmal Futter für eine Ziege aufbringen konnte.

Auch an Arbeit fehle es dem Vater, meinte das Kind, der „andere Schuster" habe die meisten Bauern. Es hatte auch kein Geld, um die Milch zu bezahlen, und da ich fürchtete, die Bäuerin möchte deßhalb dem armen Kind noch ein saures Gesicht machen, so gab ich ihm das Milchgeld. Es war überglücklich.

Ich machte mir dann im Weiterschreiten Vorwürfe, daß ich heute so üppig gelebt hatte in Fahren, Essen und Trinken. Das halbe Geld hätte ausgereicht für meine Bedürfnisse und der Rest die ganze Schusters-Familie einen Monat glücklich machen können. Was könnte an sozialer Noth gemildert werden, dachte ich, wenn die Besitzenden, die höher und mittel Begüterten etwas mehr Selbstverläugnung übten und das so Gewonnene den wirklich Armen zukommen ließen!

Nach einiger Zeit kamen abermals zwei junge Bergbewohner von der Höhe herab und gaben mir das Geleite das Thal hinaus. Beide gingen ins Dorf Schellenberg,

der Bursche, 15 Jahr alt, in die Maiandacht und das Mädel, ein Jahr älter, zum Krämer und dann auch in die Kirche.

Gar naiv erzählte der junge „Andres“, er habe sich in den Finger geschnitten und eine schlimme Hand bekommen, so daß er nicht arbeiten könne. Da habe er gedacht, es könnte nichts schaden, wenn er die Maiandacht besuche, bis seine Hand wieder gut wäre. So wandelt er jeden Abend über eine Stunde weit ins Dorf hinab und jede Woche einmal drei Stunden weit über die Berge zu einem Doktor im Oesterreichischen, der weit billiger sei als seine Kollegen in Berchtesgaden.

Obwohl der Bube, wie er sagte, ein Nachbar von dem Mädchen war, merkte ich doch, daß beide nicht viel auf einander gaben, und als ich sagte, die „Anna“ werde auf den Andres warten, damit er sie das Thal hinaufbegleite, weil's Nacht würde — da meinte sie herb und kurz: „Den brauch i net, i find mei Weg alloaner.“ Sie schritt alsbald schneller voran und verließ uns beide. Der Andres erzählte mir nun, daß die Anna eines ärmern Bauern Kind sei, aber sie und ihre Schwestern hätten „alle so stolze Köpfe auf“.

Es war aber ein bildschönes Kind, dieses Mädchen, und hatte dabei solche Entschiedenheit in ihrem Ausdruck, daß ich ihr das stolze Wesen leicht verzieh.

Beide hatten mir vorher bekannt, daß sie in ihrem Leben noch keinen Wein getrunken hätten, was ich um so eher glaubte, weil sie mein Anerbieten, ihnen Geld zu einem Schoppen zu geben, ganz definitiv ablehnten.

Bei der Kirche reichte mir der Andres die Hand zum Abschied und gesellte sich zu einigen Dorfbuben, die auf den Beginn der Andacht warteten.

Ich trat einen Augenblick in das kleine, schmucke Kirchlein, und da ich es wieder verließ, schritt eben die „stolze Anna“ über den Kirchplatz; ich grüßte sie mit diesem Namen. Da entgegnete sie scharf: „Des hot der Derkel g'sagt, der Andres!“ — und wild schritt sie die Kirchenstaffel hinauf.

Unten im Dorf, da es eben „zusammengeläutet“ hatte, begegnete mir der Pfarrherr, dessen stattliche Wohnung fern der Kirche liegt. Ich gratulirte ihm zu einer Pfarrei in einem so herrlichen Thale, in das eben noch, von dem letzten Abendlichte getroffen, der Watzmann mit seinem weißen Riesenhaupte herabschaute. Doch auch der Pfarrer von Schellenberg, ein starker, gesunder Herr, vordem Cooperator an St. Ludwig in München, hatte seine Klagen. Also auch „in diesem Thale bei frommen Hirten“ wohnt das vollkommene Glück nicht, wie überall nicht, wohin der Mensch kommt mit seinem Elend und seinen Leidenschaften!

Die Ave-Glocke von Schellenberg tönte mir noch nach ins dunkelnde Thal hinab, und gar wohlig schritt ich am rauschenden Bache hin bis gen Grödig. Da holte mich der Kutscher endlich ein, bierselig und lustig; die Pferde theilten seine Munterkeit, und bald trabten sie über das alte Pflaster von Salzburg und setzten mich vor der Krone ab. Hier schaute ich noch einige Zeit still den österreichischen Pensionären, Civil und Militär, zu, wie sie im Abendfrieden ihres Lebens rauchten und Bier tranken und von vergangenen Tagen erzählten — dann legte ich mich zur Ruhe und träumte vom Königssee und vom Watzmann.

Am andern Morgen fuhr ich hinauf zum Schloß Hellbrunn, das ich bei meinen früheren Aufenthalten in

Salzburg nicht gesehen hatte. Es liegt, ein heiterer Barock-Styl-Bau, malerisch am Fuße des Gaisbergs und war im 17. und 18. Jahrhundert die Sommerresidenz der einst so reichen Erzbischöfe von Salzburg.

Man besucht es um seiner „Wasserkünste“ willen, und es ist diesen Besuch werth. In dem im Styl jener Zeit zugestutzten großen Garten sind die verschiedensten Spielereien und Vexirkünste mit dem Wasser gemacht. Alle die steinernen Tische, Bänke, Statuen und Grotten spritzen Wasser aus, und wehe dem, der auf eine Bank sich niederläßt oder in einer Grotte steht, wenn die Schleußen sich öffnen. Von allen Seiten umgeben und verfolgen ihn die Wasserstrahlen.

An andern Stellen, in kleinen Nischen, treiben die Wasser alle Handwerke auf Erden, ja einen ganzen Jahrmarkt des Lebens.

Es muß eine gute, glückliche Zeit gewesen sein, in der die Menschen solche Spielereien mit allem Scharfsinn des Geistes fertigten und fertigen ließen! Ich stellte mir vor, wie die alten Fürstbischöfe mit ihrem Hofstaat und ihren Gästen in diesen Spielereien umherwandelten und ihr Amusement suchten. Heutzutag kömmt einem das Ganze vor wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht“.

Auf einer kleinen Anhöhe steht das sogenannte Monatsschlößchen mit prächtiger Aussicht auf den Watzmann. Einst, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, besuchte ein Herzog von Bayern den Fürstbischof in Hellbrunn und meinte, auf der kleinen Anhöhe sollte ein Jagdschlößchen stehen.

Einen Monat später kam der gleiche Herzog auf der Rückreise aus einem der Bäder des Salzkammerguts

abermals zum Primas von Deutschland. Und siehe da — das Schlößchen stund.

Die Säkularisation hat diesen Spielereien und Uebermüthigkeiten ein böses Ende gemacht. —

Noch am Nachmittag, auf der Fahrt von Salzburg gen Linz, dachte ich an die talentvollen Künstler und Handwerker der Barockzeit, die wir mit dem verächtlichen Worte „Zopf" so gerne schlecht machen. Jene Leute, die an ihren Zöpfen Köpfe trugen, wie wir jetzt wenige haben, hätten sicherlich keine Eisenbahnwagen gebaut, wie ich heute einen genießen mußte.

Neben den elenden Coupés zieht ein schmaler Gang hin, der sie zu Mäusefallen macht und selber so eng ist, daß man, auch nur mit einem Cigarrenkistchen in der Hand, sich durchzwängen muß, um in sie hinein zu kommen. Dazu Schnellzug, alle Plätze besetzt und eine Julihitze!

Diese miserable Fahrerei verdarb mir die ganze, landschaftlich manchmal recht schöne Tour zwischen Salzburg und Linz über die Thäler der Vökla, Ager und Traun.

Eines nur freute mich für einen Augenblick. Im Coupé saß ein junger Mann mit zwei Damen, denen gegenüber er den Löwen spielen wollte. Ich dachte an einen Vers Platens, wo er die Natur, „die mächtige, mannigfache, reiche", besingt und sagt:

Den Weisen hüllst du in dein Licht
Und gibst dem Schaf ein Schafsgesicht.

Der Löwe hatte das reinste Schafsgesicht und dabei der Natur noch nachgeholfen durch ein elegantes Spitzbärtchen, das ihn noch schafiger machte. Der Mann freute mich, weil es ihm „gar nicht zu Herzen ging,

daß ihm der Schöps so vornen hing". Er hielt sich zweifellos für einen Adonis und gewann deßhalb meinen Respekt für seinen Optimismus. —

Ich hatte früher Linz, die Hauptstadt von Ober-Oesterreich, absichtlich und verächtlich überfahren und staunte heute um so mehr, als ich nicht bloß eine architektonisch schöne, sondern auch äußerst malerisch gelegene Stadt vor mir sah. Die vielen stattlichen, palastähnlichen Gebäude weisen auf eine weit größere Einwohnerzahl hin, als Linz in Wirklichkeit sie hat, und ich konnte kaum glauben, daß es nur 40000 Einwohner zähle.

Unter dem Eindruck der Mäusefalle vom heutigen Nachmittag machte ich mich gleich nach meiner Ankunft ins Freie und stieg zum „Jägermeyer" hinauf, einer Restauration auf einem Hügel an der Donau gerade oberhalb der Stadt.

Je höher ich stieg, um so wunderbarer gestaltete sich die Lage der Stadt, und oben angekommen, vergaß ich die Restauration vollständig ob der herrlichen Nah- und Fernsicht. Wo man sich hinwendet, überall Natur in stiller Größe. Unter sich die Donau, wie sie ihre Wasser aus einer tiefen Schlucht herab der Stadt zuzwängt, um dann behaglich sich auszubreiten an den Wohnungen der Menschen hin. Ueber ihrem rechten Ufer drüben der hohe Pöstlinsberg mit seiner weit hinschauenden Wallfahrtskirche. Wendet man sich um, so zeigt sich dem Binnenlande zu vor uns der Freinberg mit dem gewaltigen Jesuitenkollegium, das, einem festen Schlosse gleich, die Höhe beherrscht; in der Ferne Ober-Oesterreich bis hinab an seine Grenzen, durchzogen von der Donau.

Geht man einige Schritte durch ein lichtes Gehölz

weiter, so thut sich im Südosten die ganze Kette der salzburgischen und steierischen Alpen auf, und zwischen uns und ihnen ein herrliches, wohlbebautes Land.

Ich bin schon auf vielen Bergen und Höhen gestanden und habe in Gottes Wunderbuch, Natur, gelesen und gestaunt, aber ergriffener ob der Schönheit war ich nie, als auf dieser Anhöhe bei Linz. Was ich hier gesehen, gehört zum Herrlichsten, was ich hienieden geschaut habe, und Linz wird mir unvergeßlich sein um dieses einen Abends willen. —

Ich war ordentlich froh, andern Tags ein Schiff besteigen und den elenden Eisenbahnwagen bis Wien entrinnen zu können.

Die Donaufahrt konnte mich aber nicht mehr so begeistern wie die Aussicht oberhalb der Stadt.

Es war Sonntag; um acht Uhr fuhr das Dampfboot stromabwärts. Bis Mittag wollte ich im Kloster Mölk sein. Unser Schiff war überfüllt von Linzern, die Ausflüge machten, unter ihnen viele Offiziere der Linzer Garnison.

Ich fand noch das alte, gemüthliche Wesen an diesen Militärs, wie ich es vor dreißig Jahren in Rastatt habe kennen lernen. Vom menschlichen Standpunkt aus war mir das nicht unangenehm, wohl aber vom politischen. Wenn ich es mit dem schneidigen Wesen preußisch-deutscher Offiziere verglich, so kam es mir vor, als hätten die Oesterreicher in den letzten drei Dezennien keine militärischen Fortschritte gemacht und die Preußen wären ihnen auf den ersten Blick bedeutend „über". Der Gedanke kam mir auf der Reise noch recht oft, wenn ich Soldaten und Offiziere sah, und wurde mir auch von ehemaligen österreichischen Offizieren bestätigt.

Ich wünschte aber im deutschen Interesse das österreichische Militär eben so tüchtig, als das unserige, und darum dem erstern einige Hundert preußischer „Schulmeister“.

So malerisch auch die Donaufahrt ist, so unterhaltend der Wechsel von Dörfern, Schlössern, Ruinen, Klöstern und Kirchen, so darf sich die Fahrt von Linz bis Wien mit der Rheinfahrt von Mainz bis Koblenz ebensowenig messen, wie der österreichische Leutnant mit dem preußischen.

Am Rhein tritt das Gebirge viel näher, das Thal ist enger und die rebenumrankten Ruinen, Schlösser und Dörfer schauen viel lustiger drein. Auch sieht man bei jeder Station, daß am Rhein eine weit wohlhabendere, staatlich geregeltere Bevölkerung wohnt, als an der Donau.

Und doch ist auch hier altklassisches Land, das von den Tagen der Nibelungen bis hinab zur besten Römerzeit zu erzählen weiß. Pöchlarn, Mölk, Mautern werden im Nibelungenlied schon genannt.

Eben läutete die Klosterglocke von Mölk Angelus zum Mittag, als das Boot am Fuße des Klosterberges anlegte, und der Klosterpalast schaute mich an, als hätten wir uns erst vor wenig Monaten noch gesehen. Am Ufer stund die Klosterkutsche, und der jugendlichste Pater, Bertholdus, nahm mich im Namen des abwesenden Abtes in Empfang. In schärfstem Trab ging's den Berg hinauf dem herrlichen Stifte zu.

Im Juli 1869, an einem gewaltig heißen Sommertag, war ich von Salzburg her in einer Eisenbahn-Sitzung bis Mölk gefahren. Durstig suchte ich zunächst im Marktflecken eine Bierquelle auf und fand sie am gleichen Platze, wie 1886 noch.

Eine Anzahl Patres hatte damals eben in der Donau ein Bad genommen und restaurirte sich in der kleinen Sommerwirthschaft am Ufer. Ich stellte mich vor und fragte nach dem Pater Bibliothekar. Richtig war der unter ihnen, und freundlichst luden mich alle ein, sie zum Stift zu begleiten.

Acht Tage blieb ich in diesem herrlichen, gastlichen Gotteshaus. Morgens ward studirt. Eine Handschrift vom Chronikon Hermanns des Lahmen von der Reichenau hatte mich hierhergeführt. Da saß ich denn im hellen Sonnenschein in der fürstlich dekorirten Bücherei. Um zehn Uhr brachte ein Diener vom Pater Küchenmeister jeweilig einen Gruß, bestehend in einem „Backhähnel“ und einem Fläschchen Gumpoldskirchner.

Am Mittag holte der Bibliothekar P. Vincenz mich aus meinen Studien zum Tisch, und nach Tisch lud der „gnädige Herr“, damals der stille, feine Abt Clemens Moser, zu einer Spazierfahrt ein auf irgend ein Klostergut oder der heitere, biedere alte Kämmerer und Kellermeister P. Lambert führte mich in den Garten zu seinem riesigen Bienenhaus. Drauf erfrischte man sich in der Donau, und gegen Abend sammelte sich, wer trinken wollte, um den gnädigen Herrn im Gartenhaus oben bei Wiener Bier und schaute in stillem Frieden über das herrliche Land hin.

Es waren unvergeßliche Stunden, die ich da erlebte, und alles erschien mir, dem Süddeutschen, neu und fremdartig. Wie ein Fürst wohnte ich in einem prächtigen Salon mit wunderbarer Fernsicht auf die steierischen Berge, und stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, schaute ich, unter meinem Fenster liegend, in die mondbeglänzte Landschaft.

Die Aufnahme war heute, 17 Jahre später, die gleiche. Nichts hatte sich zudem geändert, von den gewaltigen Klostergebäuden bis herab zum kleinen Gartenhaus — alles sah mich noch an, wie ehedem. Aber — ich war ein anderer Mensch. Jugend, Sang und Frühlingsluft waren fort — und fort waren gar manche aus dem Convent, fort in die Ewigkeit, der Abt Clemens, der P. Lambert, der jugendliche Pater Andreas und andere, die alle damals noch des Lebens sich gefreut.

Mein Freund P. Vincenz, der Bibliothekar, lag todtkrank in seiner Zelle, kaum fähig, einige Worte mit mir zu reden.

Das alles machte mich melancholisch, tief melancholisch. Wenn ich durch die gewaltigen Klostergänge wandelte, so kam mir alles wieder so bekannt vor, als wäre ich erst vor vierzehn Tagen hier gewesen. Und wenn ich mir sagte, es sind 17 Jahre — so drückte die Eile unseres Lebens mich ebenso nieder, wie der Gedanke an die Todten.

Nur der P. Josef Bosch, damals Prior, lebte noch frisch und munter, als Exprior und Novizenmeister; ein lieber Mann, ewige Heiterkeit in seinen Mienen und voll des innern Seelenfriedens, den die Welt nicht geben kann. Seine irdische Freude sind seine Uhren und seine Vögel, und mitten in diesem Tik-Tak der Pendel und dem Singen der verschiedensten Sänger studirt und schreibt der alte Herr seine Vorlesungen für die Novizen[1]).

Ein und der andere Pater aus jenen Tagen war abwesend auf irgend einer Statthalterei des Klosters in Ungarn, Böhmen oder Nieder-Oesterreich.

---

[1]) P. Bosch und P. Vincenz sind jetzt, 1896, auch schon seit Jahren todt.

Solch eine Statthalterei ließe ich mir auch gefallen. Der Betreffende ist Pfarrer des Orts, in welchem seine Präfektur liegt, verwaltet nebenbei als Rentmeister und Oekonomierath die Güter des Stifts in der Gegend und hat viele Knechte, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe unter seinem Kommando. Das würde mir behagen. Freilich muß eine solche Stelle in der Regel auf eine Art verdient werden, die mir in demselben Grade mißliebig wäre, in welchem das Amt, welches der Lohn ist, mir gefiele.

Der zukünftige Statthalter muß nämlich vorher eine lange Reihe von Jahren am Klostergymnasium als Lehrer gewirkt haben, dann erst hat er Anspruch auf eine Statthalterei. Der Schulhalter macht den Statthalter.

Eine reiche Benediktiner-Abtei, wie Oesterreich deren noch besitzt, gleicht einer kleinen Monarchie. Der König ist der Abt; der Gastmeister, Küchenmeister, Kellermeister sind die Hofchargen, der Kämmerer, der Gymnasiums-Direktor, der Waldmeister, Baumeister und Oekonomiepater die Minister, die Patres bilden die Kammern, und die Stiftspächter, Knechte und Mägde auf den Gütern ums Kloster herum die Unterthanen.

Diese Monarchieen sind etwas absolut, da in ihnen die Parlamente nur ein beschränktes Budgetrecht haben; allein je weniger ein Monarch Rechte hat, und je mehr die Kammern in einem Staat dreinzureden haben, um so schlechter steht's in der Regel mit solch einer Monarchie. Drum wenn sie alle regiert würden, wie die Benediktinerklöster der katholischen Kirche, so würde weit mehr Heil und Segen im Land und im Volke sein, als dies in vielen unserer konstitutionellen Staaten der Fall ist. —

Am zweiten Morgen meines zweiten Aufenthaltes in Mölk, als ich eben aus der herrlichen Stiftskirche

heraufgekommen war, wandelte der Herr Abt, mich erwartend, bereits im Gang vor meinen Appartements auf und ab. In seiner Leutseligkeit wollte der am Abend angekommene Prälat mich aufsuchen, ehe ich mich bei ihm anmelden konnte.

Der heutige Abt Alexander von Mölk war, als ich zum erstenmal das schöne Stift besuchte, als Statthalter abwesend, ich hörte aber von ihm reden, weil er schon bei der Wahl seines Vorgängers eine große Anzahl Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Ich kenne keinen Mann, der bei solcher Stellung, wie sie ein Abt von Mölk, kaiserlicher Rath und Mitglied des Herrenhauses, einnimmt, so herablassend, so liebenswürdig, so gar nichts aus sich selber machend wäre, wie der Abt Alexander, der bei alledem sehr lebhaft, geistreich und wohlunterrichtet in allen Dingen ist. —

In Mölk konnte ich mir ein Bild machen von den ehemaligen reichen Benediktiner-Stiften meiner Heimath Baden: St. Blasien, Gengenbach, Schuttern, Ettenheimmünster, St. Peter, die Napoleon I. aufhob und vernichtete. Und wenn wir auch die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß die Söhne des heiligen Benedikt auch wieder einmal in Baden einziehen, so kann man doch mit Bestimmtheit sagen, daß sie ihren alten irdischen Glanz nie mehr erlangen werden; was übrigens auch gar nicht nöthig ist.

Als ich zum erstenmal in Mölk war, blieb ich eine ganze Woche, festgehalten durch meine Studien, die allerdings viel durch Vergnügungen unterbrochen waren. Diesmal, wo kein ernsterer Zweck mein Bleiben rechtfertigte, gedachte ich in einem Kloster jenes alten, oben citirten Mönchsspruchs erst recht.

So zog ich denn auch in Mölk bald wieder von dannen trotz der freundlichsten Einladung, länger zu bleiben. Was mich aber wegtrieb, war, offen gestanden, weniger der Gedanke an jene alte Regel, als die oben geschilderte Melancholie, die mich auf Schritt und Tritt verfolgte.

Die Klosterpferde, welche mich gebracht, setzten mich an der Fähre wieder ab, und das Dampfschiff übernahm meine Weiterbeförderung nach der Kaiserstadt. Zum zweitenmal fuhr ich heute Nachmittag diese Strecke der Donau hinab durch sagenreiches, naturschönes Land.

Oberhalb der trümmerhaften Feste Dürnstein, in welcher einst Richard Löwenherz gefangen saß und wo sein Sänger Blondel ihn entdeckte — erblickte ich halb versteckt auf waldigem Bergrücken das Kloster Göttweih wieder. Anno 1869 war ich auf mühsamem Weg von St. Pölten aus für einige Stunden dort hinauf gewandert und vom Prior und den wissenschaftlichen Größen des Stifts aufs beste empfangen worden.

Interessant war mir damals und gab mir ein Bild vom kirchlichen Verkehr alter Zeit die Nachricht, daß die ersten Mönche, welche 1072 das vom Bischof Altmann von Passau errichtete Kloster Göttweih bevölkerten, St. Blasianer waren. Aus dem tiefsten Schwarzwald waren sie auf diese einsame Höhe an der fernen Donau eingewandert, und ihre Gründung hat sich erhalten bis zur Stunde, während St. Blasien längst unterging. Doch haben bekanntlich die letzten St. Blasianer eine Zuflucht in Oesterreich gefunden. Sie zogen nach St. Paul in Kärnthen, das heute noch blüht.

Als ich am späten Abend Göttweih verließ, um in St. Pölten den Nachtzug noch zu erreichen, verlegte ich

mich beim Abschied aufs Prophezeien. Ich verhieß dem Prior, er werde einmal Abt werden, was einem Prior nicht oft passirt, nach der alten Mönchsregel: „Semel prior, nunquam abbas“ d. i. „wer einmal Prior war, wird nie Abt“. Warum nicht? Der Prior ist die Mutter im Haushalte des Klosters, welcher der Vater Abt die Erziehung, Leitung, Zurechtweisung und Bestrafung der Söhne überläßt. Ein Prior hat demnach verschiedene Gelegenheiten, sich unbeliebt zu machen. So entstund der obige Spruch.

Beim Prior Rudolf Gusenbauer ward er zu Schanden. Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Er wurde wenige Jahre nach meinem Besuch in Göttweih Abt. Aber die Ehren der Welt sind flüchtig. Er ruht bereits neben seinem Vorgänger in der Klostergruft. —

Uraltes Kulturland liegt auf unserer Fahrt zu beiden Seiten der Donau selbst da noch, wo die Ufer sich verflachen und öder und langweiliger werden. Da kommt der alte Marktflecken Traismauer, der seinen Namen seit der Hunnenzeit nicht geändert. „Bi der Treisem hete der kunic von Hiunen lant ein burc vil riche, diu was wolbekannt, geheizen Treisenmure“ — heißt's im Nibelungenlied.

Weiter unten kommt Tulln, das „Tullne“ der Nibelungen. Hier stund einst eine römische Flotte, die den Donaustrom bewachte, und auf dem Tullner Feld vereinigte der tapfere Polenkönig Sobieski sein Heer mit dem deutschen und befreite Wien von der Türkennoth.

Bald darauf erscheinen die palastartigen Gebäude von Klosterneuburg, der Königin unter den reichen Stiften Oesterreichs. Es hat mich weder 1869 noch 1886 angemacht, die Augustiner-Chorherren dort aufzusuchen, weil

ich immer hörte, sie seien gar vornehme Herren, und mit solchen habe ich nicht gerne zu thun.

Endlich erscheint die Kaiserstadt. Das kleine Boot nimmt die Passagiere des Donauschiffes auf und führt uns durch den Wiener-Kanal zum Franz-Josef-Quai. Wir sind in Wien.

Als ich das erste Mal in Wien war, hatte ich im „Wilden Mann“ Absteigquartier genommen, diesmal ging's in die „Stadt London“, weil die Kirche der Dominikaner in der Nähe dieses Gasthauses sich befindet und im Kloster dieses Ordens Dr. Sebastian Brunner wohnte. Diese Nachbarschaft hielt mich fest in dem finstern, rauchigen Gasthaus, das sonst keine Annehmlichkeiten bot.

Mein erster Gang am Abend galt dem Centrum der Stadt, dem Stefansdom. Hier war alles noch beim alten, nur das Innere des Doms fand ich noch älter und rußiger, als vor 17 Jahren. Eine Restauration, die scheint's im Werk ist, wäre da dringend nothwendig. Ich hatte seitdem so viele herrliche Dome gesehen, drum machte die Stefanskirche in ihrer dermaligen Verfassung gar keinen guten Eindruck mehr auf mich.

Am Graben und am Kohlmarkt ebenfalls noch alles wie einst und mir alles wieder so bekannt, als ob ich immer dagewesen wäre.

Ich weiß nicht, ob es andern Leuten auch so geht, wie mir. Mir aber geht es also: Wenn ich an berühmte Orte zum zweitenmal komme, so erscheinen sie mir so bekannt, als hätte ich sie erst vor kurzem verlassen, jedes Staunen und Bewundern fehlt und macht der absolutesten Ernüchterung Platz. So ging es mir in Wien, so in Rom. Was mir neu war in Wien, hat mir imponirt, so das Rathhaus, die Votivkirche, vor allem aber das

Reichsrathsgebäude, ein großartiger Bau im griechischen Style mit Porticus, Atrium, Peristyl — alles im höchsten Glanze antiker Architektur.

Auch einer Sitzung des gerade tagenden Reichsrathes wohnte ich an, und ein mir in Mölk bekannt gewordener Abgeordneter hatte die Güte, mir die alten und neuen Parlaments-Herren nebst den Ministern zu zeigen, eine interessante Physiognomieen-Studie vom Tyroler Bauern bis zum czechischen Großgrafen und vom ruthenischen Popen bis zum steiermärkischen Pfarrer.

Die gleichen Gesichtstypen und den gleichen Charakter verriethen alle jene Abgeordneten, welche Advokaten waren, sie mochten aus was immer für einer Provinz des Reiches stammen.

Am Ministertische sah ich nichts besonderes, und von sämmtlichen Rednern an jenem Vormittag hatte nur einer meinen vollen Beifall, obwohl er der liberalen Partei angehörte. Er sprach über die soziale Frage klar, sachlich und sehr wohl unterrichtet, und hieß, glaub' ich, Neuwirth.

Ich sah sonst in den sechs Tagen meines Aufenthaltes in Wien alles wieder, was mich ehedem angezogen. Im Belvedere schaute ich die herrlichen Meisterwerke, vorab die Venezianer, die Dürer und Rubens, mit weit größerem Verständnisse als früher, wo meine Kunstbegriffe noch sehr armselig waren.

Meine Abende verbrachte ich in der Regel im Prater, wo das Volk hin und her wogte und die Kapellen der verschiedenen in Wien liegenden Regimenter ihre Weisen spielten. In jedem größern Restaurant hatte sich eine Militärmusik niedergelassen, eine übertraf die andere in gutem Spiel. Es heimelte mich ungemein an, diese öster-

reichischen Musikanten wieder zu hören. Sie versetzten mich gar lebhaft in meine Rastatter Studienzeit zurück, wo ich so oft auf dem Schloßplatze die Musik des Regiments Benedek gehört und dann durch die Straßen bis zur Kaserne begleitet hatte.

Alle Welt saß im Prater bei den Musik-Kapellen im Freien. Ich setzte mich deßhalb am zweiten Abend ganz allein in die Ecke eines Saales und lauschte still und von ferne den Tönen. Da schauten auf einmal zwei Fremdlinge herein. Sie hatten mich nicht gesehen, wohl aber ich sie und auch sofort erkannt.

Der eine war mein alter Herbergsvater, der Geistwirth aus Karlsruhe, bei dem ich manchen Sturm des politischen Lebens der siebziger Jahre in heiterem Freundeskreise vergessen habe sammt des Weltalls Kummer und Sorgen. Der andere war ein Rentier aus Freiburg, Rath Vögele, der Mann mit der ewig lächelnden Miene der Zufriedenheit und des stillen, wohlverdienten Glückes. Beide waren zum erstenmal in Wien und wollten übermorgen über Graz und Innsbruck die Heimreise antreten.

Wir machten in der Frühe des andern Tages zusammen noch einen Ausflug auf den Kahlenberg. Mit dem Dampfschiff ging's durch den Kanal und dann mit der Bergbahn auf die herrliche Höhe, wo frischer, junger Buchwald uns aufnahm und in wenig Minuten zum Aussichtspunkte führte. Aber tiefer Nebel lag über der Stadt, und man konnte es sich bloß denken, wie schön es sein müßte, wenn drunten in der Ebene die Riesenstadt sichtbar wäre. Daß ich an dieser Stelle auch des Helden Sobieski gedachte und seiner 10000 tapfern Polen, die Wien und Deutschland in der Schlacht am Kahlenberg am 12. September 1683 vor den Türken retteten —

versteht sich von selber. Schon um dieser Helden willen, dachte ich, hätte das Haus Habsburg nie in die Theilung Polens einstimmen sollen. Aber es hatte schließlich keine and're Wahl, sonst hätten die zwei Andern allein getheilt und Oesterreich das Zuschauen gehabt.

Wer weiß, was Deutschland heute wäre, wenn die Türken damals gesiegt hätten?! —

Für nicht gehabte Aussicht entschädigte uns einigermaßen die vortreffliche Restauration, für welche die lebenslustigen Wiener auf dem Kahlenberg gesorgt haben. Da war alles so fein und so gut eingerichtet, wie drunten in der Kaiserstadt, die ja, was die Qualität von Essen und Trinken betrifft, einen Weltruf hat. Es gehört dies allerdings nicht zu den größten Vorzügen einer Stadt, allein wir sterbliche Menschen wollen eben auf Reisen doch nicht bloß geistige Genüsse, und manche Leute reisen ja nur aus gastronomischen Gründen. Das Hotel ist ihnen die Hauptsache und alle anderen Dinge in den Großstädten werden von ihnen nur betrachtet, um wieder Hunger und Durst zu bekommen.

Drum ist meist, wenn einer dem andern sagt: „Ich bin in Wien oder Paris oder Berlin gewesen," die erste Frage des Angeredeten: „Wo haben Sie logirt?" Das ist der „springende Punkt".

Hatte Wien in seiner Altstadt für mich wenig Neues und kam es mir da wie allbekannt vor, so machte ich doch in dieser Altstadt eine neue Bekanntschaft, die mir viel werth war. Ich lernte nämlich den Dr. Sebastian Brunner kennen.

Ich verrichtete meinen Gottesdienst täglich bei den Dominikanern, jenem Orden, der mir schon um seines prächtigen Habits willen so wohlgefällt, leider aber heut'

zu Tage so sehr zusammengegangen ist. Bei ihnen wohnte, wie schon erwähnt, Dr. Brunner.

Ihre hübsche Kirche lag nur einige Schritte von meinem Gasthof. Allein schon am ersten Morgen erfuhr ich von dem Bruder Sakristan, daß der Herr Prälat nicht zu Hause, sondern in der Sommerfrische vor der Stadt draußen sei, aber jede Woche auf einige Stunden hereinkomme. Ich ließ dem Bruder meine Karte zurück.

Zwei Tage später, an einem heißen Nachmittag, lag ich eben in meiner Kabine, um etwas Siesta zu halten, eine Zeit, in welcher der Sterbliche am wenigsten gestört sein will, da klopft es mächtig an die Thüre. Auf meine Frage: „Wer da?“ — rief draußen eine tiefe Baßstimme: „Sind Sie der Hansjakob?“ Auf mein Bejahen hieß es: „Dann bin ich der Sebastian Brunner.“ Jetzt war mein Unmuth über die Störung verflogen, und nach wenig Sekunden stund der berühmte Schriftsteller vor mir.

Ich habe schon oft gesagt, man sollte sich von bedeutenden Männern, die man nur aus ihren Schriften oder ihren Thaten kennt, nie ein Bild machen. In der Regel sieht der Mann in Wirklichkeit ganz anders aus, als man sich ihn gedacht hat.

Ich hatte mir unter dem Prälaten Sebastian Brunner einen schmächtigen, blassen Mann mit feingeschnittenem Kopfe gedacht. Und nun stund eine derbe, deutsche Gestalt vor mir, eher einem behäbigen Dorfpfarrer im bayerischen Hochgebirg, als einem Prälaten gleichend. Das war mir aber gerade lieb. Da ich ebenfalls gar nichts Prälatenmäßiges an mir habe, so ging das Sprichwort in Erfüllung: „Gleich und gleich gesellt sich gern“.

Selten habe ich einen Mann im geistlichen Rock gefunden, der mir durch die Offenheit und Anspruchslosigkeit bei vielem, vielem Wissen so gefallen hätte, wie Dr. Brunner.

Er hatte verschiedene „Kommissionen“ zu machen, und so wanderten wir durch die Straßen und Gassen Wiens, wobei er mich durch seine frischen, geistreichen, mitunter derben Urtheile über Land und Leute ganz gewaltig anzog. Ich begleitete ihn dann noch in seine Wohnung im Kloster, wo er innerhalb der Klausur zwei Zimmer zur Verfügung hat.

Ich habe schon manches alten Junggesellen Wohnung gesehen, aber so noch keine. Da sah es aus wie auf einem Schlachtfeld. Die Bude eines Antiquars, in welche ein Sturmwind gefahren, kann nicht so dreinschauen, wie dieser Durcheinander ganzer Berge von Büchern, Broschüren und Manuscripten zwischen alten Möbeln und Kleidungsstücken.

Der Herr Prälat, dem man übrigens den Siebziger nicht im entferntesten ansieht, hatte seine helle Freude an meinem Staunen über dieses literarische Chaos.

An dem Pferdebahn-Wagen beim Opernring trennten wir uns, er, um wieder aufs Land zu fahren, und ich, um in den Prater hinabzuwandeln, nicht ohne Wehmuth. Es stimmt mich immer wehmüthig, wenn ich von einem Menschen Abschied nehme und mir dabei sagen muß: „Den hast du sehr wahrscheinlich in deinem Leben zum letztenmal gesehen“ [1]). —

Ungemein aber gefreut hat es mich, die Bekanntschaft Sebastian Brunners gemacht zu haben, weil er zu den immer rarer werdenden Männern gehört, die „von der Leber weg“ reden und in allem „das Kind beim rechten Namen“

[1]) Brunner starb wenige Jahre darauf.

nennen, ob dieser Name gefällt oder mißfällt, beliebt macht oder nicht.

Es gibt in unsern Tagen immer mehr Zuckerwasser-Menschen und „Simsentänzer“ in allen Ständen, so daß es einem ordentlich wohl thut, neben diesen Legionen auch wieder ganze Männer zu finden, Männer, die nur darnach streben, die Wahrheit zu sagen, die ganze, volle Wahrheit, Männer, die, wie Sebastian Brunner einmal so schön sagt, mit dem Schwert dreinschlagen und nicht mit dem Zopf. Denen aber, welchen es ein Greuel ist, offen zu sagen, was sie denken, und die es nicht begreifen können, wenn andere offen reden, ruft er zu:

Wißt ihr selber nichts zu reden,
Nun, so laßt doch and're sprechen,
Denn der Muth dünkt nur der Feigheit
Ein zu strafendes Verbrechen.

Die geistige Blume der Wiener Dominikaner, P. Albert Weiß, den geistreichsten deutschen Apologeten des Christenthums in unserm Jahrhundert, habe ich erst später kennen gelernt. Das Dominikaner-Kloster in Wien aber birgt in ihm und im Prälaten Brunner zwei eigenartig geschliffene, verschiedenartig kämpfende, aber gleich scharfe Schwerter des Katholizismus. —

Am sechsten Morgen nach meiner Ankunft verließ ich Wien, um nach der mährischen Hauptstadt zu fahren. Die Tour meiner zwei Landsleute wäre, weil mir auch neu, interessanter gewesen vom Standpunkt der Naturschönheiten aus, allein mich band ein altes Versprechen an Mähren. Und das ging so zu: Eine Gräfin Schaffgotsch, im Lande der Moraven wohnend, hatte einige Schriften von mir gelesen und dem wunderlichen Schriftsteller geschrieben. So war eine sogenannte Korrespon-

denz zwischen der Dame und mir entstanden, bei mir die einzige der Art, die über zwei oder drei Briefe hinausging.

Längst hatte ich ihr versprechen müssen, wenn ich wieder einmal eine Reise thäte und in die Nähe von Mähren käme, sie zu besuchen. Da ich überall gerne hingehe, wo ich noch nicht gewesen bin, und dermalen in der Nähe war, so kam ich dem Versprechen jetzt nach.

Schon in Wien hatte ihre Schwester, eine Gräfin Festetits, von meiner Ankunft unterrichtet, mich in ihr Palais bitten lassen. Diesen Wunsch zu erfüllen, kostete mich mehr Ueberwindung, als die ganze Reise nach Mähren. Ich hasse nichts mehr auf Erden, als das sogenannte „Sich vorstellen". Ich finde es eigentlich nur angezeigt bei Handelsreisenden und Hausirern. Aber, wenn anständige, selbstlose Leute sich untereinander auf neutralem Boden bewegen, ist es wahrlich unnöthig, sich kennen zu lernen. Man stellt sich auch in der Kirche und auf dem Kirchhof nicht vor, drum wäre es auch in Ballsälen und im Wirthshaus nicht nöthig.

Die Gräfin Festetits empfing mich mit ihrer Freundin, einer Baronin v. Kaiserstein. Ich fand beide Damen von eben so feiner, konventioneller Bildung, als liebenswürdiger Anspruchslosigkeit, die letztere eine Eigenschaft, welche man bei Adeligen nicht immer findet und die deßhalb, so oft man sie findet, um so wohlthuender wirkt. Gräfin F. reiste noch vor mir nach Mähren ab, und sollte ich sie dort wieder treffen.

Die Fahrt von Wien nach Brünn führt zunächst durch die waldbewachsenen Auen der Donau in weite, gut bebaute Ebenen hinein. In diesen liegt, etwa zwanzig Kilometer von Wien entfernt, Wagram, die blutige

Schlachtstätte von 1809. Fast auf den gleichen Feldern, auf denen einst Rudolf von Habsburg seinen mächtigsten Gegner, Ottokar von Böhmen, überwunden hatte, brachte Napoleon die österreichische Monarchie an den Abgrund durch den Sieg von Wagram. Bald hinter Wagram, bei Hohenau, erreicht die Bahn das Marchfeld, wo 1278 Ottokar Schlacht und Leben verlor.

Wir berühren auf der Fahrt öfters die March, den Grenzfluß zwischen Oesterreich und Ungarn, während östlich der Gebirgszug der Karpathen sichtbar wird.

Eine Fahrt durch weite, flache Gegenden kömmt mir vor, wie eine Reise übers Meer, wo keine Ruhepunkte fürs Auge sind und die Einförmigkeit einem das Gefühl der Einsamkeit und Langweile aufdrückt.

Etwas besser wird es landschaftlich, nachdem wir die Thaya überschritten oder richtiger überfahren und bei Lundenburg das Land Mähren erreicht haben. Es zeigen sich links kleine Gebirgszüge mit Städtchen und Burgtrümmern. Am Gebirg drüben liegt so auch das Städtchen Nikolsburg, wo 1866 Oesterreich nach der Schlacht von Königsgrätz mit Preußen Frieden schloß. Ich dachte beim Anblick der kleinen mährischen Stadt am Fuße der Polauer Berge, wie wenig man vor zwanzig Jahren in Süddeutschland den Preußen jene Siege und jenen Frieden gönnte, und wie jene Ereignisse doch ganz Deutschland und durch die heutige Bundesgenossenschaft mit dem starken deutschen Reich auch Oesterreich selber zu gut gekommen sind.

Frankreich und der verlogene, blutige Dezember-Mann Napoleon hätten allein profitirt von einer Niederlage Preußens anno 1866. Das muß heute auch der einsehen, welcher, wie ich, in jenem Jahr gegen die Preußen gesinnt war.

Die Ebenen an der March hin sind zu allen Zeiten Zeugen von Entscheidungskämpfen in der Völkergeschichte gewesen. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. schlugen hier deutsche Stämme, die Quaden und die Markomannen, die Kelten und besetzten Mähren und Böhmen. Bekannt ist aus der Römerzeit der genannten Völker Fürst, der jugendliche Marbod.

Mit der Völkerwanderung näherten sich die Slaven diesen Gebieten, und schon im fünften Jahrhundert finden wir sie hier unter dem Namen Moraven. Sie hatten sich nach der March (Morava) so genannt, kamen aber bald unter das Joch der Avaren, von dem sie der Gründer des großen Slavenreiches in Mitteleuropa, Samo († 627) befreite.

Karl der Große brachte die Mähren wieder in Abhängigkeit und legte zugleich den Grund zu ihrer Christianisirung. Unter seinen schwachen Nachfolgern gelang es ihnen aber, sich wieder frei zu machen. Ja, sie gründeten sogar unter Swatopluk ein großmährisches Reich, das von der Elbe bis zur Theiß und Drau hinabreichte, aber mit Swatopluks Tod (894) rasch wieder unterging. Die Ungarn nahmen einen Theil Mährens in Beschlag, und den kleinern Theil regierten die Herzöge von Böhmen aus dem Geschlecht der Premysliden, die 1306 mit dem Enkel des von Rudolf von Habsburg besiegten Ottokar ausstarben.

Ottokar, der größte dieses Geschlechtes, that auch viel für seine Erbländer Mähren und Böhmen durch Einführung deutscher Bauern und damit deutscher Kultur. Er begünstigte in jeder Weise die deutsche Kolonisation, und ihm ist es zu verdanken, daß in Mähren heute noch ein Drittel der Bevölkerung deutscher Nation

ist, rings umgeben von Slaven. Besonders waren es die geistlichen Stifte, welche das Kolonisationswerk förderten, an ihrer Spitze der Kanzler Ottokars, Bruno von Schaumburg, Bischof von Olmütz.

Unter den Luxemburgern, welche das Erbe Ottokars 1311 vereinigten, hatte Mähren einige Zeit eigene Herrscher, Söhne des Böhmenkönigs, von denen einer, Jodok von Mähren, 1410 gar deutscher Kaiser wurde. Mit seinem Tod im folgenden Jahre fiel Mähren an Böhmen zurück und theilte seitdem meist das Loos dieses Landes, dessen Sprache es auch mit geringen Dialekt-Unterschieden spricht.

Gegen Mittag hatte ich die 150 Kilometer, welche Wien und Brünn trennen, durchfahren und war bei hellstem Sonnenschein in der Hauptstadt Mährens angekommen.

Am Bahnhof nahm mich ein Diener der Gräfin Schaffgotsch, der alte, treue Simpert, in aller Form in Empfang und geleitete mich zum Wagen, der draußen bereit stund. Ich bin schon in fürstlichen Karossen gefahren, aber mit so feinen Pferden, wie die der Gräfin Schaffgotsch waren, noch nie. Es ist wirklich schade, dachte ich, während diese zwei edlen, ungarischen Thiere mich durch Brünn zogen, daß ein geborener und erzogener Proletarier im Wagen sitzt und nichts besseres. Ich kam mir vor, wie ein Bettlerkind in einer Königswiege.

Der Wohnsitz der Gräfinnen Schaffgotsch, Mutter und Tochter, ist die Karthaus, eine kleine Stunde von Brünn bei dem Dorfe Königsfeld gelegen, ein ehemaliges, unter Josef II. aufgehobenes Karthäuser-Kloster, umgestaltet zu einem einfachen, aber reizend gelegenen, behaglichen Wohnsitz mit schönem Park und freiem Ausblick auf die Stadt Brünn und den sie überragenden Spielberg.

Die Damen empfingen mich mit unverdienter Liebenswürdigkeit und aufrichtiger Freude, und der alte Simpert pflegte und bediente mich in meiner Parterre-Wohnung wie ein verzogenes, adeliges Büblein.

Am ersten Nachmittag, es war Sonntag, führte mich die Tochter, Gräfin Oktavie, meine langjährige Korrespondentin, im Wagen in einige mährische Dörfer in der Nähe von Brünn, deren Namen ich vergessen habe; aber um so besser erinnere ich mich an die Trachten der mährischen Bauern und Bäuerinnen, die wie das Landvolk überall an Sonntagen theils vor ihren Hütten saßen, theils in der Nähe des Dorfes umherspazierten.

Was mir an den Bauernmädchen und Frauen am meisten auffiel, war eine riesige Krinoline, die aber, wie man mir sagte, nicht durch Reife geformt ist, sondern durch so viele Röcke, bis diese sich zu einem wahren Faß aufbauschen. Meine Begleiterin sagte mir, daß die Leute oft bis zu 25 Röcke anziehen, um die beliebte Rundung hervorzubringen.

Die Mädchen gehen dabei in kurzen Hemdärmeln, die Frauen tragen dunkle Mieder mit hohen, altdeutschen Buffärmeln. Vom Hinterkopfe hängt ein buntes Tuch bis auf die Achseln herunter. Dabei sieht man vielfach schöne, dunkle Slavengesichter.

Die Bauern tragen hohe Lederstiefel und eine lange Weste, ähnlich einem altschwedischen Reiterkollet, über dem bloßen, blendendweißen Hemd.

Rings um Brünn liegen Dörfer bald slavischer, bald deutscher Zunge, während in Brünn das deutsche Element vorzuherrschen scheint. Auf der Rückfahrt, die uns durch die Stadt brachte, ließ ich, galant wie immer, die Gräfin

allein nach Hause fahren und besuchte den Spielberg, zu dessen Füßen Brünn sich ausdehnt.

Dieser einst berühmte, später berüchtigte Sitz der Markgrafen von Mähren ist ein einsam in der Ebene sich erhebender Bergkegel. In den ältesten Zeiten soll ein Heiligthum des slavischen Donnergottes Perun auf seiner Spitze gewesen sein und diesem Perun die Stadt Brünn ihren Namen verdanken. Spielberg soll der Berg getauft worden sein, weil Feste und Spiele zu Ehren Peruns auf ihm gehalten wurden und später die Ritter ihre Waffenspiele da hielten.

Doch auch manch' blutige Thaten, Enthauptungen, fanden im Mittelalter auf dem Spielberg statt neben den glänzenden Festen, welche die Fürsten des Landes bis Ende des 15. Jahrhunderts hier gaben.

Im 30jährigen Krieg wurde das alte Schloß zu einer Festung umgewandelt, und viele gefangene Schweden saßen in derselben. Aber schon in jenen Tagen ward der Spielberg Aufenthaltsort für Staatsgefangene, und hier büßten 1630 die Theilnehmer der böhmisch-mährischen Rebellion, ein Obrist von Schärfenberg und ein Oberstleutnant Hämmerle. Ihnen folgten während des gleichen Krieges ein Obrist Morando, der Ungar Graf von Szirmay, der chursächsische Feldmarschall von Schöning, die Feldzeugmeister Bonneval und Graf Wallis.

Der berühmteste militärische Gefangene war der Panduren-Obrist Freiherr von Trenk, der 1749, 35 Jahre alt, sein Leben hier beschloß. Trenk, ein unbotmäßiger Mensch, leistete im österreichischen Erbfolgekrieg durch seine Freikorps von Panduren gute Dienste, schändete aber seinen so erworbenen guten Namen durch Grausamkeit und Aus-

schweifungen. Da er überdies eine Meuterei in Slavonien begünstigt hatte, kam er auf den Spielberg.

Er liegt jetzt, einbalsamirt, in der Gruft der Kapuziner zu Brünn, wo ich ihn andern Tages besuchte und in seinem Glassarg betrachten konnte. Was mir auffiel, war seine unkriegerische Physiognomie, wozu das bartlose Gesicht viel beitragen mag. Auch scheint er viel älter, als er war.

Dieser Slavonier war übrigens ein sehr gelehrter Mann, was selten ein Haudegen ist. Er sprach sieben Sprachen und besaß unglaubliche Körperstärke.

Nach Trenk verbüßte lange Jahre auf dem Spielberg der sächsische Sekretär Menzel, der dem preußischen Gesandten die Korrespondenzen Oesterreichs und Rußlands mit Sachsen verrathen hatte und so viel beitrug zum schnellen Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Der erste, welcher den Spielberg als Schauder-Gefängniß bekannt machte, war der französische Deputirte und Postmeister Drouet von St. Menéhould, der Ludwig XVI. auf der Flucht erkannte und gefangen nahm.

Drouet kam während des Kriegs 1794 in die Gewalt der Oesterreicher und auf den Spielberg. 1795 wurde er gegen die Tochter des Königs Ludwig ausgewechselt. Seine Märchen über den Spielberg wurden historisch.

Gut, daß dieser Ehrenmann Drouet nicht auf dem Spielberg starb und begraben wurde, sonst hätte man ihn wohl in den neuesten Tagen auch unter militärischen Ehren exhumirt, wie den Königsmörder Carnot, dem preußische Soldaten ein Ehrengeleite gaben. Wie sagt doch By-

ron? „Sie haben Königsmördern Ruhm verliehen.“ O, Welt! —

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kam eine Anzahl italienischer Carbonari auf den Spielberg, unter ihnen Graf Silvio Pellico, der ausgezeichnete Dichter. In seinem berühmten Buch „Meine Gefängnisse“ gibt er Zeugniß von der Theilnahme, welche ihm die Bediensteten der Anstalt zollten, vorab der Geistliche Battista Borthey, der als Prior des Augustinerstifts in Brünn erst in den siebziger Jahren starb. Pellico saß von 1822—1830 hier gefangen. Heute gelten alle jene Carbonari als Märtyrer und Helden der Freiheit Italiens. Sie verdienen es, denn sie haben in der That für die Freiheit gelitten.

Der letzte, vielgenannte Gefangene des Spielbergs war der Räuberhauptmann Babinsky, der von 1840 an zwanzig Jahre hier büßte — und dann, freigelassen, friedlich bis zu seinem Tod eine Stelle als Gärtner bei den barmherzigen Schwestern in Repin einnahm.

Rings um den Spielberg, der seit 1855 aufgehört hat, Gefängniß zu sein und jetzt größtentheils Kaserne ist, hat man eine Art Stadtgarten angelegt, und durch diese Anlage hinauf führen zahlreiche Wege auf die Spitze des Berges.

Es war mir zu unheimlich, am Abend die Gefängnisse noch zu besuchen, und ich begnügte mich, den dunkeln Gebäuden den Rücken zukehrend, von der Brüstung der Mauern hinabzuschauen auf die alte Stadt, ihre Vorstädte, ihre Flüsse (Zittawa und Schwarzawa) und auf die fruchtbare, weite Ebene bis hinüber zu den Polauer Bergen. Aber auch dieser Blick stimmte mich melancholisch. Beim sterbenden Tageslicht auf alte Städte und ver-

gangene Zeiten hinschauen, wird jeden Denkenden in ähnlichen Zustand versetzen.

In der ganzen Parkanlage am Spielberg, trotzdem es Sonntag war, traf ich keinen Menschen mehr. Ueberhaupt fand ich die Stadt Brünn ungemein monoton und leblos. Sie zählt 80 000 Einwohner, kam mir aber todt vor, wie ein Städtchen, das nur 8000 Menschen bewohnen. Ich erklärte es mir daraus, daß ich von der Millionenstadt Wien gekommen war, wo es überall von Menschen wimmelt.

Als ich spät am Abend nach dem Dorfe Königsfeld zurückkam und in dem ungemein langgestreckten Orte den Weg nach dem Schlosse verfehlte, staunte ich nicht wenig, daß keiner von den Menschen, die ich deutsch nach dem Wege fragte, mich verstund. Es spricht alles slavisch, und der Pfarrer predigt am Sonntag nur slavisch in dem Dorfe — Königsfeld.

Am folgenden Morgen ging ich abermals in die Stadt, um ihre Kirchen und öffentlichen Plätze zu besuchen. Am besten gefiel mir die St. Jakobskirche, eine Hallenkirche mit drei Schiffen. Noch merkwürdiger ist ihr Thurm, der ganz aus Eisen besteht und wie ein langer Bleistift in die Lüfte ragt. Er wurde erst 1845 aufgesetzt und macht seinem „Erfinder" alle Ehre. Die Domkirche, hochgothisch mit herrlichen Gewölben, ist innerlich schrecklich verzopft.

Am schönsten ist die Stadt auf ihren Plätzen, dem „großen Platz" und dem „Krautmarkt", wo alte Häuser an alte Zeiten und an ein wohlhäbiges Bürgerthum erinnern.

In einer beispiellosen Maihitze, die alles vertrocknet hatte auf der Flur, wanderte ich mittags wieder nach

Königsfeld, um am Nachmittag mit der Gräfin Festetits nochmals durch Brünn nach dem „Schreibwald“ zu fahren, wohin die Brünner zur Sommerszeit ihre Ausflüge machen. Interessanter als der Schreibwald, über den wenig zu schreiben wäre, war mir die Unterhaltung mit der Gräfin.

Diese Dame, in Niederösterreich mit ihrem Gemahl wohnend, hat mir vor allem imponirt durch ihr anspruchsloses, ich möchte sagen bürgerliches Wesen. Man trifft in unserer Zeit so viele blasirte Menschen, besonders in höheren Ständen, daß es einem wohlthut, auch noch natürliche, ungezwungene Charaktere zu finden. Und zu diesen gehört die Gräfin Festetits, von der ich überzeugt bin, daß sie allgemein beliebt ist in allen Kreisen, die unter und neben ihr leben und wirken in jenem schönen Winkel Niederösterreichs.

Aber daß man auch ungezwungen recht vornehm sein kann, das bewies mir die Gräfin Schaffgotsch, Mutter, eine greise Dame von einer aristokratischen Feinheit, die mir eigentlich ebenso Respekt abzwang, wie die bürgerliche Herablassung der Gräfin Festetits.

Meine „Freundin“ Gräfin Oktavie ist trotz ihrer Jahre ein Kind geblieben, das beste, was einem Menschen passiren kann. Sie betet und liest und schreibt den Tag über und schaut Welt und Menschen nebenbei mit Kinderaugen an. Selig, wer das noch kann! —

Als geborener und erzogener Bäckerbub und Halbproletarier hat mich im Schlosse zu Königsfeld nicht wenig angezogen der alte, treue Kammerdiener Simpert. Der Mann hat das gutmüthigste, treuherzigste Gesicht, das nur ein Deutsch-Mähre haben kann. Er ist, wie es den allermeisten, gutmüthig dreinschauenden Menschen

eigen ist, kein Denker, aber das dürfte bei seinem Beruf auch gar nicht nöthig sein. Alle denkenden und darum oft in Politik machenden Kammerdiener waren von jeher das Unglück ihrer „allerhöchsten Herrschaften“.

Dies Unglück ist bei Simpert, dem Gerechten, nicht zu fürchten. Von ihm würde der alte Hirscher, mein Lehrer in der Moral, gesagt haben: „Der Mann ist gutmüthig und auch gut.“ Er ist geborener Deutsch-Mähre, verlor seinen Vater schon im dritten Lebensjahre und kam zwölfjährig zu einem Bauer. Nach vier Jahren trat er als Knecht in ein böhmisches (mährisches) Dorf, um „böhmisch“ zu lernen.

Nach vollendeten Sprachstudien kehrte der Kluge wieder zum alten Herrn zurück und diente ehrlich deutsch weiter, bis er zu einem polnischen Regiment als Soldat gezogen wurde. Hier diente er zwei Jahre als Gemeiner, ein Jahr als Gefreiter und sieben als Korporal.

Nach zehn friedlichen Militärjahren heirathete er eine Wittwe in Königsfeld, die ein kleines Besitzthum hatte. 1850 kam er zum verstorbenen Grafen Schaffgotsch als Taglöhner in den Garten und avancirte bis 1862 erst zum Hausknecht und dann zum Diener. Nebenher nahm er drei Weiber, das dritte hat er noch.

In sein Leben fiel nur ein wichtiges Ereigniß, das Jahr 1866. Damals floh er, als die Preußen in Brünn einzogen, mit seiner Herrschaft nach Ungarn. Von da mußte er auf mühsamen Wegen, weil die Bahnen gesperrt waren, durch Steppen und Wälder das Gepäck der Herrschaft wieder heimbringen. Das ist die einzige Lebens-Unruhe dieses glücklichen Menschen gewesen.

Von seinen Kindern lebt nur eines, ein Bub, der Schusterlehrling ist. Und an dem übt der Alte eine Großthat, um derentwillen er allein genannt werden muß.

Der Junge ist in die „böhmische“ Schule des Dorfes gegangen und seine Mutter ist stockböhmisch, wie alle Königsfelder. Da hat der brave, deutsche Simpert, der in seiner Jugend selbst nur wenige Jahre einmal täglich in die Schule gekommen ist, seinen Sohn mit aller Mühe deutsch lesen und schreiben gelehrt. Und heute noch sitzt er, die Pfeife schmauchend, jeden Sonntag neben dem Schusterjungen, der ihm das Evangelium deutsch lesen muß, damit er in der Uebung bleibe.

Dabei hat der Siebziger den sechzehnjährigen Buben strenge in der Ehrfurcht vor dem Vater erzogen. So oft er zum Vater kommt, küßt er diesem die Hand und gibt ihm dann noch einen Kuß.

Daß der brave Mann sein Deutschthum so hoch hält, dafür verdiente der alte Soldat einen Orden und hätte ihn im stillen, mühevollen Kampfe gegen das Slaventhum weit eher verdient, als gar viele Leute, die einen Orden als eine Art billigen Trinkgelds erhalten für Komplimente und Serviteurs-Dienste. —

Trotzdem ich mich dem Alten im Gespräch al pari stellte, so behandelte er mich mit dem größten Respekt und wurde, so gerne ich es gehabt hätte, nicht „populär“ mir gegenüber. Als eine Postkarte meiner Schwester mich hier einholte, präsentirte er mir dieselbe auf einem silbernen Teller. Er wollte es gar nicht begreifen, als ich ihm lachend sagte, diese Ceremonie wäre bei mir nicht am Platze gewesen.

Am alten Simpert aber hab' ich wieder einmal die längst feststehende Wahrheit bestätigt gefunden, daß im Volke, still und unerkannt, noch mancher brave, deutsche Mann wohnt.

Am dritten Tage trieb meine Unruhe mich aus der

Karthause und dem vornehmen, stillen Damenkreise wieder in die Welt hinein. Ich fuhr die 254 Kilometer von Brünn nach Prag in einer Tour ab. Das Land ist weit schöner, als das von Wien nach Brünn. Gleich hinter der Hauptstadt Mährens verengt sich das Thal der Zittawa zu einer Romantik, die dem felsigsten Schwarzwaldthale alle Ehre machen würde. Das Thal der Zittawa hat aber vor unseren Waldthälern noch das voraus, daß es weit mehr Fabriken zeigt und damit der Bevölkerung mehr Verdienst bringt. Gewaltige Eisenhütten und um sie herum ganze Arbeiter-Kolonieen in kleinen Häuschen zeigen sich überall.

Malerisch liegen an der Bahn hin die Orte Skalitz, Letowitz, die alte Fabrikstadt Zwittau und Brandeis mit seinen Schloßtrümmern, einst Sitz „der böhmischen Brüder“. Ruinen, Schlösser, Felsen wechseln mit bewaldeten und reizenden Thaleinschnitten.

Hinter Pardubitz kommen wir an die Elbe, die ich zum erstenmal im Leben sah und mir stets als einen langweiligen, durch kahle Ebenen sich fortwälzenden Fluß gedacht hatte. Um so freudiger überraschte mich die Lieblichkeit ihrer Ufer, wie der Rhein in seinem Laufe oberhalb Mainz sie kaum aufweisen kann, und ich begriff jetzt, warum an ihr so mancher Dichter wuchs.

Bei Kolin, wo Friedrich der Große am 18. Juni 1757 ausnahmsweise einmal von den Oesterreichern geschlagen worden war, sah ich, angesichts der schönen Elbgegend, ein, warum der große Preußenkönig so starken Appetit zeigte nach den österreichischen Landen seiner Nachbarschaft. —

Aber auch das gefiel mir, daß die Eisenbahnverwaltung zwischen Prag und Wien Restaurationswagen

führt, die es einem möglich machen, während behaglichen Dinirens die schönen Stücke böhmischer Erde an sich vorbeifliegen zu sehen.

Bei Böhmischbrod hatte ich Gelegenheit, an den Hussitenführer Procop mich zu erinnern, den wir als Studenten so oft besangen in dem bekannten Lied: „Die Hussiten zogen vor Naumburg". Hier fand 1434 jene große Schlacht statt, welche die Hussiten ihrer beiden Führer, Procop, des Großen, und Procop, des Kleinen, beraubte und ihre Sache mitbegrub.

Es waren beklagenswerthe Zeiten für Böhmen und die katholische Kirche in diesem Lande, jene Hussitenkriege, und doch ist es, nur die Tapferkeit Ziska's und der eben genannten Führer angesehen, leicht begreiflich, warum jene Männer heute noch im böhmischen Volke als sagenhaft verklärte Helden fortleben.

Ich glaube, es war sechs Uhr Abends, als der Zug mich in Prag absetzte. Ein Mitreisender hatte mir gerathen, in kein czechisches Gasthaus zu gehen, was mich reizte, es gerade zu thun, um zu sehen, ob die Czechen das deutsche Geld auch so verachten, wie den Deutschen.

Mein Dienstmann bekam daher den Auftrag, mich ins nächste beste czechische Hotel zu führen. Es war das Hotel de Saxe in der Hybernergasse unweit des Staatsbahnhofs.

Ich hatte mich in meiner alten Praxis, die Gasthäuser nie nach der Partei und der Religion zu wählen, nicht getäuscht. Ich war in jeder Beziehung vortrefflich aufgehoben, weit besser, als in Wien.

Ich machte mich alsbald auf den Marsch, um am Abend noch ein Stück Stadt zu sehen. Prag ist in seiner Art die schönste Stadt, die ich in deutschen und öster-

reichischen Landen gesehen. Man macht z. B. in Süddeutschland so viel Wesens aus Heidelberg, das als Stadt nichts weniger als schön ist und mit Prag so wenig einen Vergleich aushalten kann, als ein Medizinglas mit dem Heidelberger Faß.

Zwischen hohen, durch tiefe Risse unter sich getrennten Bergen drängt sich langsam die Moldau durch — und rechts und links an ihren Ufern, an den Bergen hinauf und in die Thalrisse hinein, baute sich die Stadt Prag mit ihren vielen gothischen Thürmen, Thoren und Häusern — das Prachtbild einer alten, ich möchte sagen, deutschen Stadt. Denn die Glanzzeit Prags fällt in die Tage der böhmischen Könige aus dem deutschen Hause Luxemburg, und die schönste Kirche der Altstadt, die Taynkirche, haben in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts deutsche Kaufleute bauen lassen.

Ich besuchte am Abend noch diese einstige Hauptkirche der Hussiten am „großen Ring“, das Rathhaus und die Karlsbrücke. Herrliche Kirchen und gothische Rathhäuser waren mir nichts neues, wohl aber ging mir die Seele neu auf, als ich auf der von 1357—1507 erbauten Karlsbrücke stund mit ihren Thürmen, Bogen und den vielen Standbildern von Heiligen; unter ihnen als Hauptfigur der heilige Nepomuk. Eine kleine Platte auf der Deckmauer der Brücke bezeichnet die Stelle, wo der Brücken-Heilige hinabgeworfen worden war. „St. Nepomuk auf der Pragener Bruck“ ist ein Wallfahrtspunkt, den jährlich viele Tausende von Gläubigen aus Böhmen, Mähren und Ungarn besuchen, namentlich an seinem Namensfest, dem 16. Mai. Aber jeden Augenblick kann man sehen, wie fromme Verehrer ehrfurchtsvoll des Heiligen eherne Füße küssen.

Am andern Morgen schritt ich zeitig wieder über diese einzigschöne Brücke, um den ihr gegenüber sich erhebenden Hradschin, das Kapitol Prags, zu besteigen. Auf ihm erheben sich die ausgedehnten Gebäude der königlichen Burg, hinter dieser der Dom, die St. Georgskirche und das adelige Fräuleinstift mit seiner prächtigen Aussicht auf die Stadt. Diese Gebäude sind im Osten des Platzes. Auf der Nordseite stehen der erzbischöfliche Palast und Paläste alter böhmischer Familien, wie Schwarzenberg, Sternberg u. a.

Von all' diesen Dingen gefiel mir allein der Dom. Er besteht nur aus einem, 1385 von Peter Arler von Gmünd vollendeten großen Chor, aber dieser Chor ist großartig und innen und außen ein Prachtstück der Hochgothik. Er erinnerte mich an die Kathedrale in Narbonne, die auch nur im Chor vollendet ist und so sehr dem Prager Dom gleicht, daß man glaubt, es habe ein Bau dem andern als Muster gedient.

Der Dom ist der Begräbnißort der böhmischen Könige, unter ihnen Karl IV. und Georg Podiebrad. In der Wenzelskapelle findet sich das Grabmal des hl. Wenzel, mit St. Nepomuk der Lieblings-Heilige der Böhmen, weßhalb jeder dritte Böhme Wenzel heißt. Das Grabmal des heiligen Nepomuk ist wilder Zopfstyl aus dem vorigen Jahrhundert, aber reich an Silber. Sonst enthält der Dom viele Grabdenkmäler von Kunstwerth.

Während ich in demselben umherging, kam der Erzbischof mit seinem ganzen Klerus und den Seminaristen von der Bittprozession — es war Bittwoche — in die Kirche zurück; eine stattliche Schaar ging dem noch stattlicheren, hochgewachsenen Erzbischof voraus. Alle sangen sehr schön, was man nicht immer sagen kann, wenn viele

Geistliche ohne Orgel singen. Daß auch der Oberhirte sich an dieser Bitt-Prozession betheiligte, was sonst nicht üblich ist, machte auf mich den besten Eindruck.

Nördlich vom Hradschin auf der gleichen, langgestreckten Höhe liegt das Kapuzinerkloster mit seiner Lorettokapelle, in welcher die glänzenden Votiv-Geschenke des böhmischen Adels von einem Kapuziner gezeigt werden. Etwas weiter oben, auf dem höchsten Punkte der Stadt, erhebt sich das reiche Prämonstratenser-Stift Strahow. Die Kirche kam mir mehr reich als geschmack- und stylvoll vor; die Bibliothek, in die ein gar freundlicher Pater mich führte, schien mir sehr elegant, aber mehr fürs Auge als fürs Studiren eingerichtet.

Die Aussicht vom Klostergarten auf Prag und die weite Landschaft bis zum Riesengebirge ist großartig und macht Strahow zu einem wahren Kloster-Edelsitz.

Ich bin, nachdem ich den Hradschin und Strahow besucht, noch ein und einen halben Tag durch die Stadt und die Vorstädte gezogen — durch die Altstadt, durch die stille, schmutzige Judenstadt, nach Karolinenthal, über Ziskow, Weinberge und Wischehrad, habe die alten Paläste des böhmischen Adels am Fuße des Hradschin gesehen, bin vor den Denkmälern Karls IV. und Radetzkys gestanden, las in den Zeitungen der Restaurants deutsche und deutschfeindliche Blätter, und hab' mich eigentlich bei den letztern geärgert, daß die Böhmen vergessen, was deutsches Wesen ihrer Hauptstadt gethan hat, vergessen, daß Karl IV. hier die erste deutsche Universität gegründet und Prag dadurch berühmt gemacht hat.

Freilich sollen die heutigen Deutschen in Böhmen auch darnach sein, liberal und kulturkämpferisch, und so

ist es zu erklären, warum sie im Lande so viele Gegner haben, vorab im Adel und im Klerus.

Es kam mir übrigens, da ich auf meinen Streifzügen die Denkmäler Alt-Prags und vor mir immer wieder die unvergleichlich schöne Stadt sah, der Gedanke, daß man es den Czechen eigentlich nicht verübeln könne, wenn sie sich als eine große Nation fühlen.

Wer die Geschichte Böhmens von Palacky je gelesen hat, wird wissen, daß dies Volk eine ruhmreiche Geschichte hat und sich damit sehen lassen kann.

Wir biedere Deutschen singen aus allen Kehlen: „Deutschland, Deutschland über Alles“; warum sollen nicht auch die Böhmen und die Magyaren ähnlich singen? Was dem einen lieb ist, das muß dem andern recht sein.

Es ist gar schön, wenn die Nationen als solche sich zusammenthun, aber es ist auch ein gefährlich' Ding um den National-Kultus. Dieser ist unchristlich und führt zur altheidnischen Feindschaft der einzelnen Völker, wovon wir uns täglich überzeugen können. —

Vom West-Bahnhof aus, der eine halbe Tagreise von meinem Hotel entfernt lag, verließ ich die Hauptstadt Böhmens, um gen Nürnberg zu fahren. Die Fahrt durch die Thäler der Moldau, der Beraun und der Litawka ist hochinteressant. Felsen und Wasser machen sie malerisch, und Burgen und Ruinen erinnern an alte Namen der böhmisch-deutschen Geschichte; unter ihnen besonders im Beraunthal die Burgveste Karlstein, erbaut von Karl IV., Kaiser von Deutschland und König von Böhmen, als Schatzhaus für die böhmische Königskrone und als Archiv für die wichtigsten Staatspapiere.

Auch Tusnik passirten wir. Ein Ritter Benesch von Tusnik erhielt einst von Kaiser Wenzel als heimgefallenes

Reichslehen meinen Geburtsort Haslach im Kinzigthal, verkaufte das ferngelegene Städtchen aber bald an das Hochstift Straßburg.

Ein Beamter der böhmischen Westbahn, ehedem Offizier, Namens Gottwald, fuhr mit mir von Prag bis Nürnberg und machte freundlich meinen Cicerone. Er sagte mir auch, daß das meiste Land, das wir sahen, und vorab die vielen Eisen- und Kohlenwerke Privatbesitz seien, und daß an die Arbeiter auf dem Felde wie in den Eisen-Hütten wahre Hungerlöhne bezahlt würden. Das Volk aber sei zu religiös und zu sehr an Armuth gewöhnt, um sozialdemokratisch zu werden.

Es sind Juden und Judenchristen, Adelige und bürgerliche Herren, denen die großen Werke gehören, und die es eben machen werden, wie anderswo auch, möglichst geringen Lohn zahlen, um möglichst hohe Prozente einzustecken und das Geld in süßem Lebensgenuß aufgehen zu lassen. Und das ist der Punkt, wo die Sozialdemokratie vielfach im Rechte ist.

Manche Arbeiter sind gut bezahlt und könnten auskommen. Sie verlangen aber trotzdem noch mehr Lohn und weniger Arbeit, damit sie mehr Zeit hätten zum Wirthshaussitzen und zum Krakehlen. Große Arbeiterklassen aber sind miserabel bezahlt und werden vom Kapital ausgebeutet. Auf ihrer Seite muß jeder stehen, der Sinn hat für Gerechtigkeit. Aber weder die Arbeitgeber noch die Staaten thun Erhebliches, um diesen Mißständen abzuhelfen, und darum wird die soziale Revolution auch in der Richtung nicht ausbleiben.

In der französischen Revolution haben die „Bourgeois" ihre Rechte geholt, welche Adel und Geistlichkeit ihnen vorenthielten. In der kommenden sozialen Um-

wälzung wird der vierte Stand seine Rechte holen — vom Bourgeois und von der Bureaukratie. Die üppig gewordene Bourgeoisie behandelt vielfach den „Ouvrier“, wie sie selber einst von den zwei andern privilegirten Ständen traktirt wurde.

Doch wir wollen hier über dieses Thema nicht weiter räsonniren. Wer derlei Dinge bespricht, kommt gleich in den Verdacht und ins Geschrei bei gewissen Zeitungen, die von Aufreizung zum Klassenhaß reden, wenn man nicht unter allen Umständen zur Bourgeoisie und zum Kapital steht. —

Von Pilsen weg wird die Gegend eben und kahl bis zum Böhmerwald, der ganz unserm Schwarzwald gleicht und nur vereinsamter und weniger bewohnt erscheint.

Zu Fürth im bayerischen Walde nimmt uns das deutsche Vaterland wieder auf und begrüßt uns in der Restauration mit einem bayerischen Riesenknödel, der wie ein Fels in der Fleischbrühe sitzt. Mein Begleiter, hier wohl bekannt, garantirt für meine Ehrlichkeit und hilft mir über die lästige Zollrevision hinaus.

Gute zwölf Stunden hat man auf dem Bahnzug abzusitzen von Prag bis Nürnberg, ein halbes Martyrium in unserer Zeit, in der man die wochenlangen Reisen auf den Postwagen längst vergessen hat.

Ich betrat heute die Stadt Nürnberg zum erstenmale. Sie ist in der deutschen Welt jedermann bekannt durch den Nürnberger Trichter und ihre im Mittelalter noch berühmteren Pfefferkuchen, jedem Kunstfreunde außerdem durch den Glanz ihres alten Kunstgewerbes.

Ich durchwanderte sie noch am Abend. Daß diese in ihrer Art einzig erhaltene alte Reichsstadt nicht den verdienten Eindruck auf mich machte, daran war Prag

schuld, mit dem sich Nürnberg in Lage und Gestaltung nicht messen darf.

Die gothischen Kirchen dieser Stadt gewinnen dadurch ungemein, daß die Nürnberger bei all' ihrer Stürmerei in der Reformationszeit dieselben nicht „ausweideten", sondern alles, was Kunst hieß, stehen ließen, auch wenn es spezifisch katholisch war. So sah ich heute noch St. Lorenz und St. Jakob und bewunderte die Gebilde der alten Nürnberger Meister.

Der erste Gang am Morgen galt der Burg, die mir am meisten gefiel, ihres Baues und ihrer Aussicht wegen über Stadt und Land. Kaiser Konrad hat sie 1024 gegründet und Friedrich Barbarossa sie erweitert. Sie schaut bis heute auf ein schönes Stück deutscher Geschichte zurück.

Eine Episode aus dieser Geschichte trat mir besonders lebhaft vor die Seele, jene, da Wallenstein und Gustav Adolf, 1632, Monate lang mit ihren gesammten Streitkräften vor Nürnberg sich gegenüber lagen.

Keiner wagte zum entscheidenden Streiche auszuholen, weil einer der großen Feldherrn den andern fürchtete. Ganz Europa blickte damals auf Nürnberg. Nach 76 Tagen, die in beiden Lagern mehr Leute durch Seuchen und Krankheiten weggerafft hatten, als die blutigste Schlacht, zog der Schwede ab und ihm nach der Friedländer.

Im Lager zu Nürnberg ließ Gustav Adolf seinen Plan durchblicken, mit Hilfe der Reichsstädte ein neues deutsches Reich zu gründen.

Beide große Männer, Wallenstein und Gustav, wollten die Fürsten abthun und Deutschland einigen, der letztere unter sich, der erstere unter dem alten Kaiser-

haus. Daß es Wallenstein nicht gelang, daran war die tödtliche Eifersucht Bayerns schuld. Und Rom war es, das den Bayer Oesterreich entgegensetzte.

Der große Historiker Gfrörer meint zwar, man müsse Rom dafür Dank wissen, denn es habe dem Abendland seine Unabhängigkeit bewahrt. „Hätte Wallenstein seine Absichten erreicht, so würde er über die Franzosen hergefallen sein und die alten Rechte des Reichs an Italien hervorgesucht, auch Anlaß gefunden haben, mit den Dänen und Schweden und den Britten anzubinden. Krieg auf Krieg wäre gefolgt und Europa zuletzt einer fürchterlichen Militärdespotie verfallen.“

„Hätte Gustav gesiegt,“ meint Gfrörer weiter, „und wäre am Leben geblieben, es wäre wohl ähnlich gekommen.“ —

Von der Burg herabgestiegen, besuchte ich draußen auf dem Johanniskirchhof die Gräber der großen Nürnberger Friedens- und Kunstmänner Albrecht Dürer, Wenzel Jamnitzer, Veit Stoß, Willibald Pirkheimer u. a. Sie haben meist einfache Grabplatten aus Bronze. Daß die Gräber dieses Todtenfeldes mit Nummern versehen sind, finde ich geschmack- und pietätlos zugleich.

In Staunen versetzte mich, in die Stadt zurückgekehrt, das germanische Nationalmuseum durch eine Reichhaltigkeit, die ich nie geahnt hätte. Diese Sammlung ist ein großartiger Wegweiser durch die deutsche Kulturgeschichte und macht dem deutschen Volke mehr Ehre, als alle blutigen Kriegs- und Siegestrophäen.

Daß Hans Sachs in der Nähe seines Hauses ein Monument gefunden, auf dem der ehrsame Schuhmacher mit seinem biedern deutschen Meisterkopf sitzt, hat mich gefreut.

Nürnberg ist, nach seinem Niedergang als Groß-Handelsstadt des Mittelalters, in unsern Tagen, unter

bayerischer Herrschaft, wieder eine gewerbreiche, wohlhäbige Handelsstadt geworden. Aber der alte Glanz und die alte Blüthe-Zeit des XVI. Jahrhunderts werden nie mehr kommen.

Selten wird eine Stadt den Fremdling so melancholisch stimmen, wie Nürnberg. Weil es heute Industriestadt ist, sind seine Straßen tagsüber todt, und dazu schaut eine alte, große Vergangenheit aus allen Häusern und erinnert an die Hinfälligkeit des Irdischen.

Den folgenden Tag fuhr ich über Ansbach und Ulm dem Bodensee zu. Die Bahn zieht in Ansbach am Park hin, in welchem 1833 „der Unbekannte von einem Unbekannten ermordet wurde". Ich dachte einen Augenblick an die dunkle Kaspar Hauser-Geschichte, der ich auch schon nachgespürt habe — mit dem Resultate, daß in Kaspar Hauser zweifellos jemand aus der Welt geschafft wurde, der zu Höherem bestimmt war.

Aber ich dachte auch an den Lieblingsdichter meiner Studien-Zeit, der in Ansbach geboren ward, an Platen. Ludwig I. von Bayern hat ihn bekanntlich „die Tulpe im deutschen Dichtergarten" genannt; Heine hat dieser Tulpe aber die Farbe etwas zu stark abgewaschen, und auch mein Dichter ist Platen längst nicht mehr.

In den Thälern der Jagst und des Kocher, bei Ellwangen und Aalen, fand ich, daß dieses württembergische Hinterland, welches ich mir bisher als sehr trist vorgestellt, auch seine Lieblichkeit und seine Reize hat. In Heidenheim aber, im freundlichen Brenzthale, meinte ich, es sei doch wieder ein Schwabenstreich gewesen, daß man hier 1822 noch das Schloß Hellenstein, dessen Trümmer allein heute das Städtchen malerisch machen, abgebrochen hat. Doch die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts

waren überhaupt und überall reich an Schwabenstreichen. Es beeilten sich damals auch die kleinen, festen Städtchen in Baden, ihre alten Stadtthore und Mauern niederzulegen, damit die Frachtfuhr-Leute besser durchkämen. Heute schauen sie dafür drein wie ausgenommene Vogelnester, und die Fuhrleute hat die Eisenbahn längst von der Landstraße weggefegt.

Schon am Nachmittag war ich in Buchhorn-Friedrichshafen am Bodensee. Unter lieben, alten Bekannten saß ich am Abend im „Drei König“; neben mir der höflichste, feinste und liebenswürdigste Pfarrer des ganzen Schwabenlandes, Ege. Dieser Herr ist die „Gentillesse“ zu Pferd, und passen wir zwei in der Beziehung zusammen wie ein Kanarienvogel zu einem Eisbären. Allzuhöfliche Leute sind in der Regel billige Denker, Freund Ege macht aber eine Ausnahme, er ist ebenso gescheidt und unterrichtet als höflich, und das will viel heißen.

In der Frühe des kommenden Tages brachte mich das Dampfschiff noch für einige Stunden in mein unvergeßliches Seedörfchen und zu meinen Hagnauern. Doch da das Pfarrhäuschen nicht mehr mein ist, fühlte ich mich fremd in der alten Heimath, wie ein Mensch, der im angestammten Dorfe kein Vaterhaus mehr hat. Drum zog ich so bald wieder davon und, nicht ohne Wehmuth, über den See nach Konstanz und von da in der Nacht noch nach Freiburg in mein neues Heim. Die Rundreise war zu Ende.

Inhalts-Verzeichniß.



